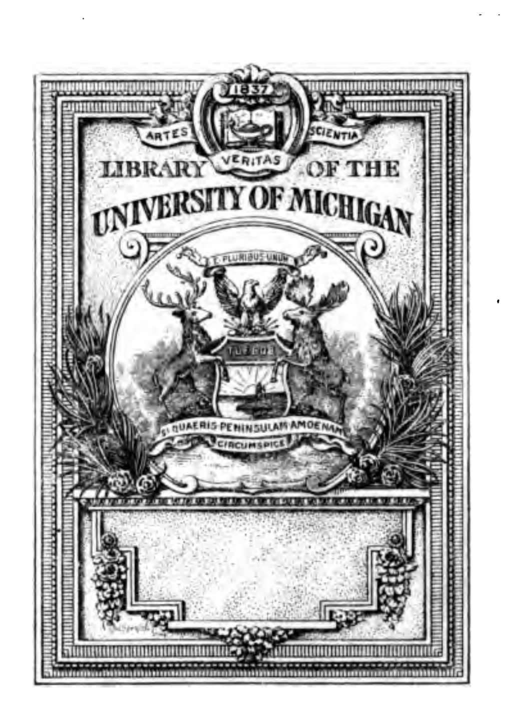
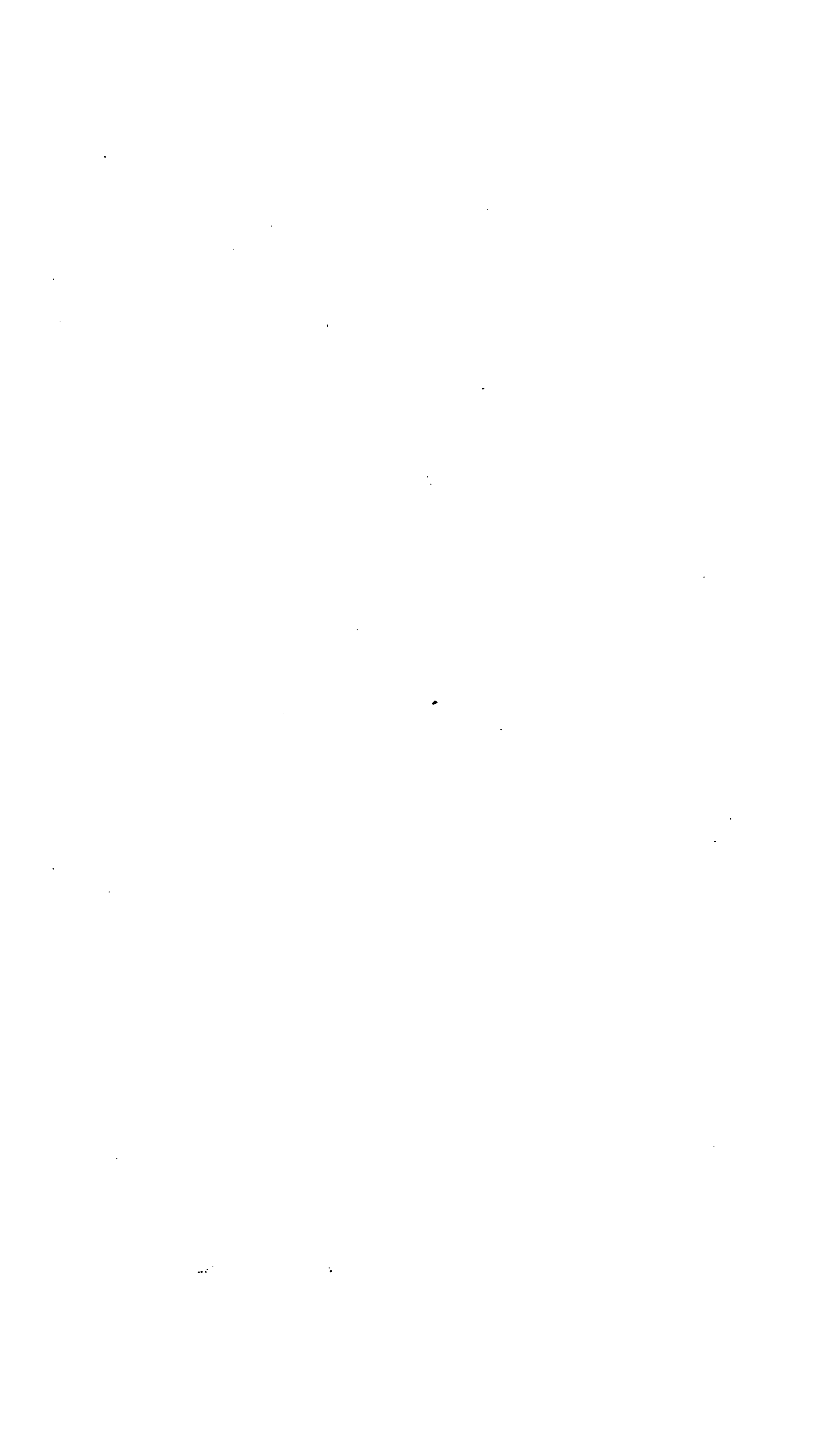



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Das

antike griechisch-römische Wohnhaus.

Ein Handbuch

für

Kunstfreunde

Architecten, Archäologen, Philologen, Archivare, Studirende und Schüler höherer Lehranstalten

von

Walther Lange,

Architect und Lehrer der herzoglichen Baugewerkschule zu Holzminden.

LEIPZIG 1878.

Verlag von G. Knapp.



Seinem theuren Vater

HEINRICH LANGE

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Mit der Uebernahme meiner jetzigen Stellung als Lehrer der hiesigen herzoglichen Baugewerkschule, ging ich, wie jeder engagirte Lehrer, die contractliche Verpflichtung ein, in jedem Semester mindestens einen Vortrag aus dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft innerhalb des Lehrercollegiums zu halten.

Zu dem Zwecke nahm ich mir vor, in meinem 1. Vortrage das antike griechisch-römische Wohnhaus eingehender zu behandeln. Als ich mich zunächst in der Königlichen Landesbibliothek zu Wiesbaden nach Material umsah, gewahrte ich, dass das Material sehr zerstreut zu suchen war. Und gerade mit Hinsicht auf diesen Umstand unternahm ich mit vollem Eifer die Bearbeitung meiner einmal gefassten Idee.

Das Werk, welches ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, ist mehr eine Zusammenstellung mühsam aufgesuchter Angaben aus alten und neuen Schriftstellern, als ein Originalwerk. Nichtsdestoweniger glaube ich, dass das Interesse Vieler für das antike Wohnhaus durch seine Lectüre angeregt werden wird.

Den Schwerpunkt habe ich auf Zeichnungen legen müssen, weil sich aus diesen die bauliche Anlage des antiken Wohnhauses am leichtesten erkennen lässt.

Im Uebrigen statte ich noch allen geschätzten Freunden und Bekannten, welche mir bei meiner Arbeit behilflich waren, innigsten Dank ab.

Den geschätzten Leser aber bitte ich um volle Nachsicht!

Holzminden, den 1. Januar 1878.

Walther Lange.

Benutzte Literatur.

Odyssee (übersetzt v. Voss).

Vitruvius, de architectura.

Hirt, Geschichte der Baukunst.

Bötticher, Tektonik d. Hellenen.

Guhl u. Koner, Leben der Griechen und Römer.

Lasius, Geschichte der Baukunst.

Krause, Deneiokrates.

Pyl, Rundbauten etc.

Freund, Triennium philologicum etc.

Becker, Charikles.

Adler, Beschreibung der Stadt Rom.

Stieglitz, Archäologie der Baukunst.

Creuzer, Abriss der römischen Alterthümer.

Zahn, Pompeji etc.

Göttling, gesammelte Abhandlungen des klassischen Alterthums.

Mothes, Baulexikon.

Lange, römische Alterthümer.

Otte, archäologisches Lexicon.

Niebuhr, Vorträge über römische Alterthümer.

Recz, Vorlesungen über römische Alterthümer.

Schuch, römische Privataltertümer.

W. Wackernagel, Pompeji.

Zumpt, bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses.

Pauli, Realencyclopädie des classischen Alterthums.

Marquardt, römische Privatalterthümer.

Rosengarten, architektonische Stylarten.

Berger, Ventilation und Heizung bei den Römern.

Durand, recueil etc.

Falke, Kunst im Hause.

Becker, Rein., Gallus.

Winkelmann.

Overbeck, Pompeji etc.

Lexikon für bildende Künste u. s. w.

Baeumer etc.

Freund, Triennium philologicum IV.

Roux, Pompeji.

Reber, Geschichte der Baukunst des Alterthums.

Rondelet, art de bâtir.

Einleitung.

„Ganz im Gegensatze zu der modernen Zeit, in welcher einer pompösen Façade zu Liebe wohl manchmal die Rücksicht auf Zweckmässigkeit und Annehmlichkeit der inneren Raumdisposition geopfert wird, um nach aussenhin zu prunken, wollen die Griechen und Römer bei den Wohnhäusern gerade ihren Reichthum möglichst verbergen und verwenden lieber alle ihre Sorgfalt auf die innere Anordnung und Ausstattung ohne Rücksicht auf die Menge zu nehmen, was nur bei solchen Gebäuden der Fall war, welche öffentlichen Zwecken dienten; bei welchen man nicht blos im Innern, sondern auch nach aussen die grösste architektonische Prachtentfaltung liebte. Ist somit auf das Aeussere des Gebäudes wenig geachtet, so gewährt dagegen, wie bemerkt, das Innere, besonders bei den ansehnlichen Gebäuden schöne perspectivische Durchblicke auf die Säulenhöfe mit ihren in baulicher und figürlicher Bemalung prangenden Wänden, Mosaikfussböden, Bilderwerken und Springbrunnen.

Innere Zweckmässigkeit beachtet eine strenge Symmetrie weniger und Zweckmässigkeitsrücksichten allein sind massgebend!" Niemals ist das Wort: „Mein Haus ist meine Welt, in der es mir gefällt", kühner und treffender zum Ausdruck gekommen als gerade im antiken Wohnhause, speciell in dem der Griechen und Römer. In der modernen Zeit sind wir leider auf falsche Wege gerathen; nur der moderne Phönizier scheint eine Ausnahme in gewisser Hinsicht zu machen.

Old England's Sohn vernachlässigt in ästhetischer Hinsicht den äusseren Schmuck seiner Behausung gar zu gern, während er andererseits auf die Abgeschlossenheit seines Familienlebens die ganze Macht der Decoration und künstlerischen Ausstattung verwendet. Was draussen ist, sieht er nicht, und für die Leute auf der Strasse baut er nicht. Wie rücksichtslos dieses auch erscheinen mag, jedenfalls liegt in seiner Bauart mehr Vernunft als im umgekehrten Falle, wo ein reichdecorirtes Aeussere mit kahlen Innenwänden und dürftiger geschmackloser Ausstattung uns vor Augen geführt wird. Bei unserer Betrachtung wollen wir unsere Aufmerksamkeit der baulichen Anlage und der baulichen Ausführung sowohl als auch der inneren Decoration und Ausstattung zuwenden. Zur speciellen Betrachtung in letzter Hinsicht werden wir uns nicht das Haus zur Zeit der grossen Republiken ausersehen, denn zu jener Zeit galt der Staat über Alles, das Interesse des Individuums schwieg ihm gegenüber: nicht daheim in seinen 4 Wänden, nicht bei den Seinigen war es, wo der Bürger der alten Republiken sich zu Hause fühlte, sondern in den Volksversammlungen, auf dem Forum, im Gymnasium, in der Gerichtsverhandlung u. s. w. Daher arbeitet auch in jener Zeit die Kunst nur im Dienste des Staates, also nur zur Ausschmückung der Tempel, der öffentlichen Staatsgebäude! Auf das eigene Wohnhaus wurde wenig Werth gelegt, z. B. die Wittwe des spartanischen Königs Polydoros verkaufte das königliche Haus für einen Ochsen (Pausanias III., 2). Xenophon schätzte den Werth des Hauses von Sokrates inclusive seines übrigen Hab und Gut auf rund 5 Minen (Mine, lateinisch mina, = 100 Drachmen = $67\frac{1}{2}$ Reichsmark) also auf rund 337 Reichsmark.

Aus den hinterlassenen Schriften verschiedener Redner, wie z. B. eines Demosthenes, eines Isäos wissen wir, dass der Kaufpreis griechischer Wohnhäuser sehr schwankte, als billigste Kaufsumme werden 3 Minen = 223 Mark und als höchste 12 Minen = 900 Mark angegeben; er war eben so wie heute abhängig von der Grösse, Beschaffenheit und Lage des Wohnhauses. Das Baumaterial war sehr schlecht, meistens wurde ein Holzgerippe mit Lehmsteinen ausgemauert. Demosthenes bereits eifert allerdings sehr gewaltig gegen die Besitzer prächtiger Wohn-

häuser, indem er ihnen vorhält, dass die grössten Bürger Athens wie Alkibiades, Themistokles und Aristides keine besseren Häuser als ihre Nachbarn gehabt hätten, jetzt aber überträfen die Privatwohnungen an Pracht und Grösse selbst die Staatsgebäude, so z. B. wissen wir, dass der Athener Kallias eine ganz geräumige Wohnung besessen hat; denn als Sokrates und Hipprokrates in jenem Hause den Protagoras aufsuchten, fanden sie ihn mit der Gesammtheit seiner Zuhörer in den Säulenhallen des Kallias'schen Hauses auf- und abwandelnd, während zu gleicher Zeit in einer vis-a-vis liegenden Halle der Eleier Hippias ein privatum abhielt.

Die Häuser der Reichen unterschieden sich sehr wesentlich von den Miethshäusern. Dass es viele Miethshäuser zu Athen gegeben hat, ist unzweifelhaft, wo hätten sonst die 45,000 Heloten, welche gesetzlich keinen Grundbesitz haben durften, gewohnt? Unter den 10000 Häusern Athens muss demgemäss eine beträchtliche Anzahl „römischer insulae“ vorhanden gewesen sein. Und solche Anlagen waren zweifellos sehr einträglich, da sie 3, 4 und 5 stöckig nach dem Vorbilde von Tyrus, Sidon, Kyzikon u. s. w. aufgeführt wurden. Höchst selten war es, dass ein Hauseigenthümer einen Miether in sein von ihm selbst bewohntes Haus aufnahm. Während die Miethshäuser hoch in die Luft ragten, war die gewöhnliche Wohnung meistens einstöckig, selten zweistöckig; dass letzteres auch der Fall war, erhält aus der Besteuerung, welche der Pisistratide Hippias für überstehende Etagen ins Leben rief, somit seine Bestätigung.

Interessant ist es hieraus zu ersehen, dass bereits die Athener eigene Beamten — Astynomen genannt — hatten, welche den baulichen Zustand der Wohnhäuser zu controlliren und namentlich auf gesundheitsgefährliche Anlagen zu fahnden hatten!

Wenn auch wohl der Luxus in den spätern Zeiten zur Geltung kam, soviel steht aber fest, dass die griechischen Häuser niemals und nicht im Entferntesten jenen Grad der Prächtigkeit erreichten, wie wir sie in Rom finden werden!

Im Laufe der Jahrhunderte, fortschreitend mit den grossartigen Eroberungen häufte sich auch in Rom der Privatbesitz und so gelangte mit ihm ein ungeheuerlicher Luxus in die früher so

schlichte römische Wohnung. Namentlich sind es zwei Männer, Sulla und Lucullus, welche den Impuls hierzu geben.

Der Redner Lucius Licinius Crassus schmückte sein Haus mit 6 Stück 4 Meter hohen Säulen aus hymetischem Marmor und zwar zu einer Zeit, wo noch kein öffentlicher Tempel eine Säule aus diesem Material aufzuweisen vermochte. Da sein Haus auf dem palatinischen Hügel lag, so nannte man den Besitzer Lucius Licinius Crassus scherzweise die „palatinische Venus“ (Venus Palatina).

Für eben dieses Haus bot Domitius Ahenobarbus den ungeheuern Kaufpreis von 1 Million Reichsmark, welches Angebot als zu gering abgewiesen ward. Das Haus des Marcus Scaurus stand auf einem Flächenraum — arca — von 12,000 Quadratmeter; in diesem Hause befanden sich 4 Monolithsäulen aus schwarzem Marmor von 12 Meter Höhe. Vorher dienten diese Säulen zur Ausschmückung der Scene eines Theaters, welches der eben genannte Marcus Scaurus zur Volksbelustigung resp. Wahlbeeinflussung erbaut hatte.

Lucius Lucullus, jener bekannte Feinschmecker, brachte den ägyptischen Marmor zuerst nach Rom, daher wurde dieser ihm zu Ehren — honoris causa — der „luculleische Marmor“ genannt.

Lepidus Haus war zu Lebzeiten seines Erbauers das schönste Roms: es hatte Stufen aus numidischem Marmor! Bereits 35 Jahre später, so erzählt Plinius im 15. Kapitel seines 36. Buches (XXXVI, 15) hätte es kaum noch den hundertsten Platz in der Rangstufe eingenommen (— centesimum locum non obtinuisse).

Der praefectus fabrum Cäsar's, Publius Clodius Mamurra, liess die Wände seines Hauses mit Marmor belegen und Camillus überzog sogar sein ganzes Haus mit Erz.

Cicero's Haus wurde auf 2 Millionen Sesterzen geschätzt; (sestertium pl. sestertia, eine Rechnungsmünze, 1000 Sesterzen = 150 Reichsmark) die Schätzung ergiebt also einen Werth von 300,000 Reichsmark.

Wie schnell der Luxus in Aufnahme kam, lässt sich recht deutlich aus dem Steigen der Häuserpreise ersehen, z. B. stieg der Werth eines bürgerlichen Wohnhauses, das vor dem bellum civile 7700 Denarien (denarius oder denar — von denarius = zehn enthaltend — ist eine altrömische Silbermünze, welche ur-

sprünglich 10, später 16 Asse enthielt, hat also einen Werth von 1 Pfg.) gekostet hatte, nach dem Kriege auf 250,000 Denarien.

Zu erwähnen wäre ferner die „domus aurea Neronis" — allerdings gehört diese bereits zu den Palästen — welche vom ungeheuerlichsten Luxus strotzte; so z. B. stand im Vestibulum derselben ein Koloss (griechisch Kolossos) also eine Riesenbildsäule des Kaiser Nero von 40 Meter Höhe.

An dieser Stelle wollen wir noch den Unterschied zwischen „domus" und „insula" näher zu erörtern suchen. Wir halten eine solche Untersuchung für um so nothwendiger, als mit „insula" verschiedentliche fremdartige Begriffe verbunden werden.

Man hat vielfach geglaubt, unter „insula" ein Häuserviertel verstehen zu müssen, ein Begriff also, welcher unserm heutigen „Block" entsprechen würde. Dieser Ansicht muss ich als irrthümlich entgegentreten. Wie wäre dann der Schätzungsbericht des Publius Victor zu deuten, welcher besagt, es wären zu seiner Zeit 1780 domus und 46002 insulae in Rom gezählt worden.

Die obigen Zahlen beweisen zur Evidenz die Unhaltbarkeit der oben angeführten Ansicht.

Weiter versteht man unter einer „insula" ein Miethshaus, oder, um moderne Begriffe zu gebrauchen, die das Verständniss ohne Zweifel erleichtern, eine Miethscaserne.

Man hat auch geglaubt, unter „insulae" die Hintergebäude verstehen zu müssen.

Und auch nach meinem Dafürhalten ist „insula" nichts weiter als ein Miethshaus. Trotzdem bleibt uns der Bericht des Publius Victor noch sehr dunkel, weil das Zahlenverhältniss ein viel zu abnormes ist, um verständlich zu bleiben.

Man geht also wohl nicht fehl, wenn man unter den obigen Angaben des Publius Victor die Hausthüren versteht, zumal wenn man sich klar macht, dass jede Etage, besonders die jeder Miethscaserne, eine eigene Treppe hatte, die in den meisten Fällen direct auf die Strasse führte.

Um aber das Wesen dieser „insulae" näher kennen zu lernen, wollen wir etwas von bekannten Persönlichkeiten berichten, die in solchen insulis wohnten.

Coelius, welcher als Verschwender angeklagt war, wohnte nach Cicero in einer solchen Miethswohnung für 1000 Sesterzen.

In seiner Vertheidigungsrede führt Cicero an, dass Coelius in des Clodius-Insel wohne, die 2812½ Mark Miethe einbrächte. Wir wissen, dass diese Summe zu hoch gegriffen ist, denn der Miethsertrag dieser Insula erreichte nur die Höhe von 937½ Mark. Diese absichtliche Erhöhung des Miethsertrages hatte einen doppelten Zweck, einmal sollte die Menge Miethe die Wohnung des Coelius in der Qualität herabstimmen, und anderseits wollte der Besitzer Clodius einen Käufer für seine Miethswohnung finden. Sulla wohnte ebenfalls in einer insula und bezahlte 3000 Sesterzen Miethe für ein Stockwerk. Orbilius Pupullus, der grosse Grammatiker, wohnte gleichfalls in einer solchen insula unmittelbar unter dem Dache in grosser Dürftigkeit, auch Martial hatte sein Heim nach seinen Auslassungen in verschiedenen Epigrammen in einer solchen Insel, 3 Treppen hoch! Auf diese Miethshäuser scheint sich auch das Verbot des Kaisers Augustus hauptsächlich zu beziehen, das bestimmte, dass die Häuser nicht höher als 70 römische Fuss gebaut werden durften. Hadrian sogar verschärfte dieses Verbot auf 60′. Derartige Häuserhöhen erschwerten erstens das Löschen*) bei ausgebrochenem Brande, weil die Spritzen und sonstigen Löschgeräthschaften noch sehr unvollkommen waren, andererseits aber — und dieses ist wohl der wichtigste Grund — verhinderten die hohen Häuser die Ausblicke der Auguren.

An dieser Stelle wollen wir auch das eigentliche Miethsverhältniss näher besprechen.

Der Besitzer eines solchen Miethshauses hiess dominus insulae, der Bewohner heisst insularis und der Verwalter des Miethshauses gemeinlich insularius. Der Miether einer solchen totae insulae nennt sich exercens coenacularium; coenacularii sind solche Miether, die nur zum Zweck des Essens und Schlafens in ihre Wohnung kommen, während sie des Tages über in den Tabernen arbeiteten. Auch über die Strassenanlage und deren Verwaltung wollen wir Einiges mittheilen.

Je nach der Lage der Städte und der Beschaffenheit des Bodens

*) Dass die Alten bereits Feuerspritzen hatten, erhellt aus verschiedenen Stellen der Classiker. So spricht Heron, der Schüler des Ktesilius von einer Feuerspritze mit 2 Stiefel, ebenso erwähnt Plinius eine solche; Apollodoros spricht von einem sipho. D. Verf.

war die Anlage derselben natürlich sehr verschieden: die terrassenartig amphitheatralisch aufsteigenden Häuser von Perinthos an der Propontis an engen und krummen Strassen gelegen, stehen im hellen Widerspruch zu den bequem und regelmässig angelegt ten Städten, wie Alexandrien, Antiochien, Nikomedia u. s. w.

In Athen waren nur diejenigen Strassen bequem, welche von den Festprozessionen benutzt wurden, während alle übrigen Wege eng und krumm angelegt waren.

Im Allgemeinen sind die Strassenanlagen schlecht und entbehren aller Symmetrie: kundige Strassenbaumeister, wie Deinokrates und Hippodamos waren eben selten. —

Die Griechen unterscheiden ebenso, wie die Römer breite Strassen „Plateae" und — schmale Gassen.

Bökh bezeichnet die atheniensischen Häuser als klein und unansehnlich, die Strassen derselben Stadt als krumm und enge, welcher Uebelstand noch durch die weit überragenden Stockwerke, durch die Treppen, Geländer und die nach aussen schlagenden Thüren verschlimmert wurde.

Unter „Plateae" verstehen auch die Römer die Hauptstrassen*) während er eine Gasse „angiportus" oder „fundula" zu benennen pflegt.

Der Haupteingang zum Wohnhause führte nach der Strasse und wurde „anticum" genannt, er ist also quasi der Geschäftseingang, während die Hinterthüre — posticum — nach dem angiportus hinausführt.

Hiermit lässt sich auch die Eintheilung des Hauses näher in Verbindung bringen. Bei den Griechen diente die vordere Hälfte dem Manne und dem Verkehre mit der Aussenwelt, während der hintere Theil der Frau, überhaupt der Bewirthschaftung des Hauses gewidmet war; bei den Römern war im vordern Theile der Anknüpfungspunkt an das Geschäftsleben, an das politische Leben, während sich im hintern Theile das engere Familienleben concentrirte! Mit der strengen Scheidung des Familienlebens vom geschäftlichen Treiben, indem die Familie entfernt vom Geräusche des Verkehrs ihren Schwerpunkt sucht, ist der Grundgedanke der baulichen Disposition des antiken Wohnhauses gegeben.

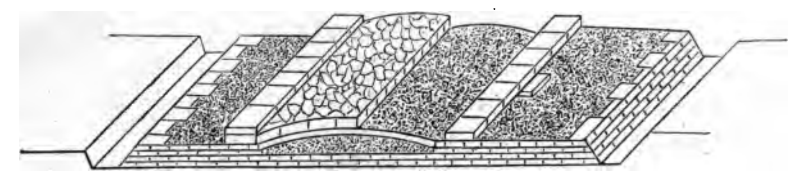
---

*) Die Ergänzung zu den nachfolgenden Betrachtungen findet man bei der Behandlung des römischen Wohnhauses. D. Verf.

Die Strassen waren so breit, dass sich 2 Wagen bequem ausweichen konnten; unnöthige Breiten mussten vermieden werden, denn schattenlose Strassen würden im Süden den Verkehr bedeutend erschweren, ja sogar zeitweise gänzlich unterbrechen. Als Nero die Stadt Rom nach dem Brande wieder aufbaute, legte er breite bequeme Strassen, und um den oben angeführten Uebelstand zu vermeiden, liess er auch auf Staatskosten vor jeder Häuserreihe Säulengänge herstellen. Die strada dei Mercanti in Pompeji ist gegen 8 Meter breit, von welchen $4^1/_2$ dem Fahrweg und je $1^3/_4$ dem Banquet dienten. Der Bürgersteig margo liegt erhöht und ist durch eine niedrige Mauer von der Fahrbahn getrennt, nirgends findet sich in Pompeji eine Durchbrechung dieser Grenze und auch nirgends lassen sich in Privathäusern Stallungen nachweisen.

In Pompeji z. B. wurde ein Gebäude ausgegraben, das den Namen „posta dei veïcoli“ (Fahrpostgebäude) erhalten hat; in diesem befanden sich 28 Ställe, die viele Pferdeknochen, beschlagene Räder u. s. w. enthielten. Der Charakter dieses Gebäudes erklärt sich dadurch, dass es nicht erlaubt war, in römischen Städten zum Vergnügen umherzufahren oder herumzureiten, und dass nur Lastwagen die Strassen benutzen durften, um das Nothwendige an- resp. wegzufahren; durchgehende Fahrzeuge mussten um die Stadt herumfahren und daher kommt es, dass am Ein- und Ausgange der Städte Absteigequartiere für Fuhrleute und Reisende sammt deren Fahrmaterial angelegt wurden und einem solchen Zwecke wird auch das oben angeführte Fahrpostgebäude, die posta dei veïcoli in Pompeji gedient haben.

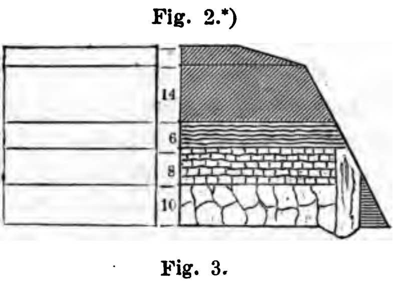
Fig. 1.



Ueberhaupt scheint die Passage der antiken Strassen nicht so ganz angenehm gewesen zu sein, weil sich stets tief eingeschnittene Fahrgeleise vorfinden; bei schmutzigem Wetter war das Traversiren einer Strasse ein unangenehmes Hindurchwaten,

günstigsten Falles sprang man von Stein zu Stein, die eigens zu diesem Zwecke hingelegt wurden.

Fig. 2.*)



Wie bereits erwähnt wurde, bestanden die römischen Strassen aus dem gewölbten Agger und den beiden Rabatten oder margines, welche durch 22″ breite und 16½″ hohe Bordsteine oder Bänke von ersterm getrennt wurden. Bei den grossen Heeresstrassen, auf welche sich diese Bemerkungen hauptsächlich beziehen, dienten sowohl der Agger, als auch die Rabatten zum Fahren, während die Soldaten auf dem Agger marschirten; die Steinbänke dienten als Fusswege, zum Ausruhen und vielleicht auch zum Aufsteigen für die Reiter.

Fig. 3.

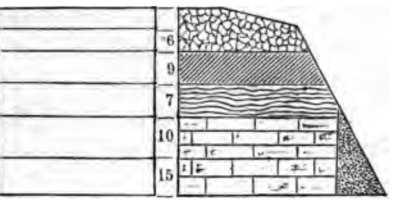
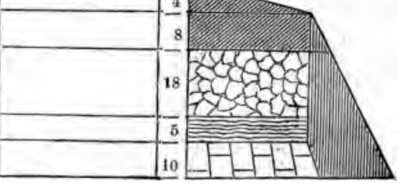
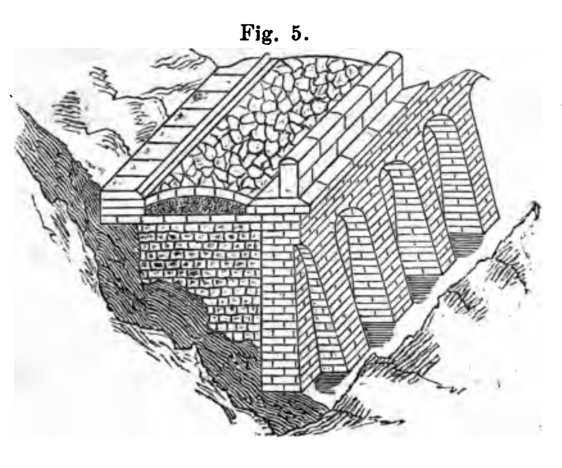


Fig. 4.



Die Ueberreste der römischen Heerstrassen beweisen die Existenz eines versteinten Dammes und den beiderseitigen Sommerweg. Die Versteinung hatte in der Regel eine Stärke von — 1⅛ Meter; die Anzahl der Schichten

Fig. 5.



*) Die eingeschriebenen Zahlen bedeuten „römische Zoll“.

schwankt, aber meistens besteht die oberste aus Kies mit Mörtel, während die unterste aus in Mörtel gelegten Steinen hergestellt wird. Siehe Holzschnitt 2, 3 u. 4.

Da wir in Betreff der technischen Herstellung der grossen Heeresstrasse, als auch der städtischen Verkehrswege grosse Uebereinstimmung vermuthen können, so wollen wir einige Anlagen dieser Art durch verschiedene Handskizzen erläutern. Vergl. Holzschnitt 1—5.

Die Strassenaufseher, welche alle Jahre durch das Loos gewählt, wurden „vicomagistri" genannt; sie mussten in der Nähe der zu beaufsichtigenden Strassen wohnen und hatten hauptsächlich die Pflasterung derselben zu überwachen.

Eine obere Behörde waren die „curatores" und in weiterer Folge die „denuntiatores."

Augustus, welcher die Stadt Rom in 14 Regionen getheilt, setzte jeder „regio" einen „curator" vor, der sich Alles zu merken hatte, was in seiner regio verbessert resp. erneuert werden musste. Der „Denuntiator musste sich über das Verhalten und über die Gesinnung der Einwohner seiner „regio" informiren und dann seiner vorgesetzten Behörde Bericht erstatten.

Die Strassen und Plätze befanden sich durchgehends in einem vortheilhaften Zustande, selbst öffentliche Bedürfnissanstalten fehlten nicht, deren Zahl Publius Victor auf 144 angiebt.

So erzählt Martial, dass Aethon stets — bevor er sich aufs Capitol begeben — einen solchen locum publicum aufgesucht hätte!

Ueber die structive Festigkeit der zum Bauen verwendeten Materialien, resp. über die Solidität der antiken Bauweise und über die künstlerischeAusstattung und kunstgerechte Bearbeitung der Baumaterialien sollen hier einige Gedanken aus Reber's „Baukunst des Alterthums" folgen: Die Bauwerke hellenischer Vorzeit bekamen erst dann practische Bedeutung, als sich bereits die Wogen der dorischen Wanderung gelegt hatten und die Gründung von Städten in Scene gesetzt wurde. Die ältesten griechischen Häuser umschlossen in der anspruchlosesten Weise die kleine Welt der griechischen Familie, denn um den Heerd auf dem offenen Hof lagern sich in schlichter Weise die kleinen traulichen Wohnräume! Die Wände be-

standen theils aus nur wenig verstrichenen Steinblöcken, und theils war die Verwendung von Lehm als lufttrockene Ziegel nicht allzu selten.

Die Sage nennt — nach Plinius VII, 56, 194 etc. — Gellius, den Sohn des Cälus, als Erfinder des Hausbaues aus Lehm, indem er das Vorbild der Nester bauenden Schwalben zu Hülfe nahm. Weiter soll Kinyrus, des Agriopas Sohn, der erste gewesen sein, welcher Dachziegel fabrizirt hat; schliesslich werden die Brüder Euryalos und Hyperbios als die ersten atheniensischen Ziegelbäcker angeführt, aus deren Material die Menschen Häuser erbauten, weil sie vorher noch in Höhlen gewohnt hätten.

Die Griechen verwendeten meistens getrocknete Lehmsteine und zwar nach Rondelet's Angaben, in folgenden Formen:

a. Tetradoron, ein würfelförmiger Lehmstein, dessen Fläche 4 Doron oder Palmen und dessen Seiten = 596 Millimeter gross war,
b. Pentadoron, ebenfalls ein Würfel, dessen Fläche = 5 Doron und dessen Seite = 745 Millimeter gross,
c. halber Tetradoron, ein halber Würfel, dessen obere und untere Begrenzungsfläche = 4 Doron und dessen Seitenfläche = 2 Doron Flächeninhalt hatten,
d. halber Pentadoron, ebenfalls ein halber Würfel mit 5 und $2^1/_2$ Doron grossen Begrenzungsflächen,
e. der Didoron hat 2 Doron, ist 298 Millimeter lang und breit und 189 Millimeter dick. —

Allein die Construction der Wände ist nicht massgebend, um das mechanische Können der Baumeister zu beurtheilen, sondern einzig und allein die Deckenbildung. Und auch diese muss in Griechenland selbst nach Beginn der historischen Zeitrechnung sehr nothdürftig und primitiv gewesen sein. Auch in den verschiedenen Staaten Griechenlands scheint sich die Baukunst auf verschiedener Höhe befunden zu haben, wundert sich doch nach Plutarch jener Spartaner, als er bei einem Gastfreunde in Korinth schön behauene viereckige Balken sieht. Ob auf dem Isthmus die Bäume viereckig wüchsen? war seine ebenso einfache wie naive Frage. Kurz und gut, selbst zu homerischen Zeiten war die griechische Bauweise noch sehr schlicht und alles architektonischen Schmuckes baar.

Das, was wir in Bezug auf Griechenland sagten, lässt sich so ziemlich auch auf die römische Bauweise anwenden.

So wissen wir, dass das Baumaterial der Häuser Roms sehr schlecht war. Zur Zeit der Republik wurden ebenfalls getrocknete Ziegel verwendet, wobei die Mauern auf einem Fundamente von natürlichen Steinen errichtet wurden.

Auf solche Weise sind auch die furchtbaren Verwüstungen erklärlich, welche die Ueberschwemmungen anrichteten: Das Wasser weichte die Steine auf, vernichtete also die Stabilität und der Einsturz — ruina — war unvermeidlich.

Bei solch schlechtem Baumaterial mussten die Häuser auch auf grosse Constructionshöhen verzichten. Nach Beendigung der punischen Kriege verbesserte sich die römische Bauweise, immerhin muss sie aber noch schlecht gewesen sein, wie hätte sonst die von Nero angelegte Feuersbrunst so fürchterlich um sich greifen können.

I. Theil.

Das griechische Wohnhaus.

Die Kenntniss, welche wir vom griechischen Wohnhause besitzen, ist eine ganz mangelhafte, nichtsdestoweniger wollen wir den Versuch machen, das Wesen desselben näher zu durchdringen.

Hören wir zunächst die Auslassungen des berühmten Verfassers der Tektonik der Hellenen über die altgriechische Wohnung. Dem Gotte weiht der Dorier eine herrliche Skene, sich selbst aber fügt er schmucklos die Wohnung. Nur mit der Säge die Thüre, mit dem Beile die Balken zu arbeiten, befiehlt ihm eines alten Gesetzes Rhetra. Wenn das Hieron nur zur Umhäufung eines Agalma erfunden war, gleichsam nur als ein Gemach, ein Thalamos dem Götterbilde, so ist dagegen der Plan des Hauses vielfach getheilt in Gemächer zur Wohnung der Familie; wenn das Hieron ein weiter Schauraum, eine glänzende Skene war, so ist das bewohnte Haus schlicht, von engen Räumen nur eine Feuerstelle, vor allem aufnehmend in Mitten den Nabel des Hauses, den Heerd, den heiligen Altar der Hestia (Vesta). Vom Heerde (*ἑϛτια*) geht ursprünglich die ganze Anlage aus: mit der Gründung des Heerdes wird erst das Haus, gründet sich erst der Stamm, der Heerd ist das Heiligthum der Familie, das Zeus Herkeios vor allem hütet, der Mittelpunkt einer stillen Welt, einer glücklichen Ruhe, den er umgibt mit den Penaten des Hauses, mit den Gedächtnissmalen der geliebten Verstorbenen. Am Heerde soll der schmachtende Wanderer eine gastliche Stätte finden, der landdurchirrende Flüchtling soll hier schutzflehend ein unverletzbares Asyl finden.

Der Gott selbst strafte, als Pyrrhos den Hausvater Priamus am gastlichen lorbeerumschatteten Altare frech erschlagen.

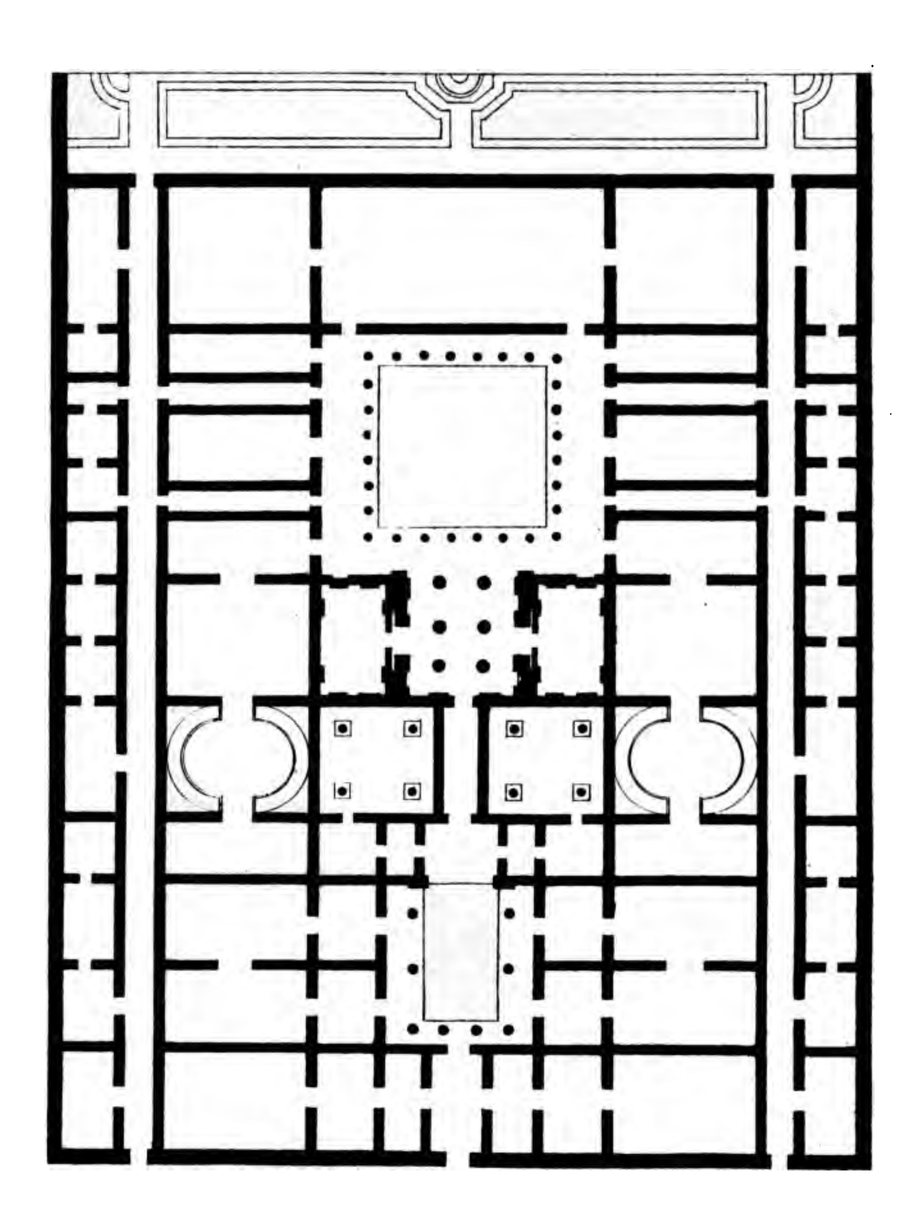
Mit dem Gebete, dass das Feuer auf dem Heerde nie erlöschen möge, war der Wunsch um Erhaltung der Familie, aber zugleich um unbefleckte Erhaltung der Ehre des Hauses ausgesprochen.

Nie wandert der Mann heraklidischen Stammes von der Stätte hinweg, wo der Heerd einmal gegründet! Nur wenn das Haus zu enge, müssen die Jungen hinwegziehen auf Geheiss des Apollo, nur damit der Stamm rein bleibe.

Es hadert selbst Phoibos, der väterliche Gott, mit dem Helden Herakles, als dieser — wiederum wanderlustig geworden — eilt, seinen dreifüssigen Heerd zu verpflanzen! Denn gleich was dem Hause des Dorier's der Heerd der Familie, das ist dem ganzen dorischen Stamm der tragbare Heerd des väterlichen Gottes zu Delphi, der Dreifuss, der über den Nabel der Erde, dem Omphalos, gesetzt ist. Um ihn, den allen gemeinsamen Heerd, versammelt sich der ganze Stamm, heilige Feste dort feiernd beim gemeinsamen Opfermahle. Selbst in der männermordenden Schlacht will sich der Spartiat vom lieben Heerd der Heimath nicht trennen: mitführt der Pyrophoros [(von phérein tragen) = Feuerträger] in der Schlachtreihe die dem Heerde entnommene Flamme auf dem Dreifuss — dem Symbole des theuern Heerdes — um den Männern zu zeigen, wofür sie streiten. — Gleich aber, wie er vor allem die Ehre des Heerdes aufrecht erhalten will, ebenso straft der Gastfreundschaft übende Hellene auch mit grausamer Strafe die Befleckung — nach dem Rechte der alten Welt, wo die Strafe der Sünde gleich ist.

Weil die treulosen Mägde des Hauses Ehre geschändet, beim Schmause mit den das Erbgut verschlingenden Freiern buhlend, hängt sie Odysseus auf, Drosseln gleich, zur Röste dort über dem Heerde, wo sie jenen Ungastlichen frecher Weise die Böcklein zur Speise gebraten. Hier im Männersaale, wo die schmausenden Freier das Gastrecht mit schwelgerischem Mahle frech missbraucht, schliesst sie der rächende Hausherr ein und mordet sie alle mit ferntreffenden Geschossen, keinen der Unreinen berührend. Mit des Schwefels Giftqualm räuchert er sühnend das Gemach, wo die Speisen und Kränze jener geduftet.

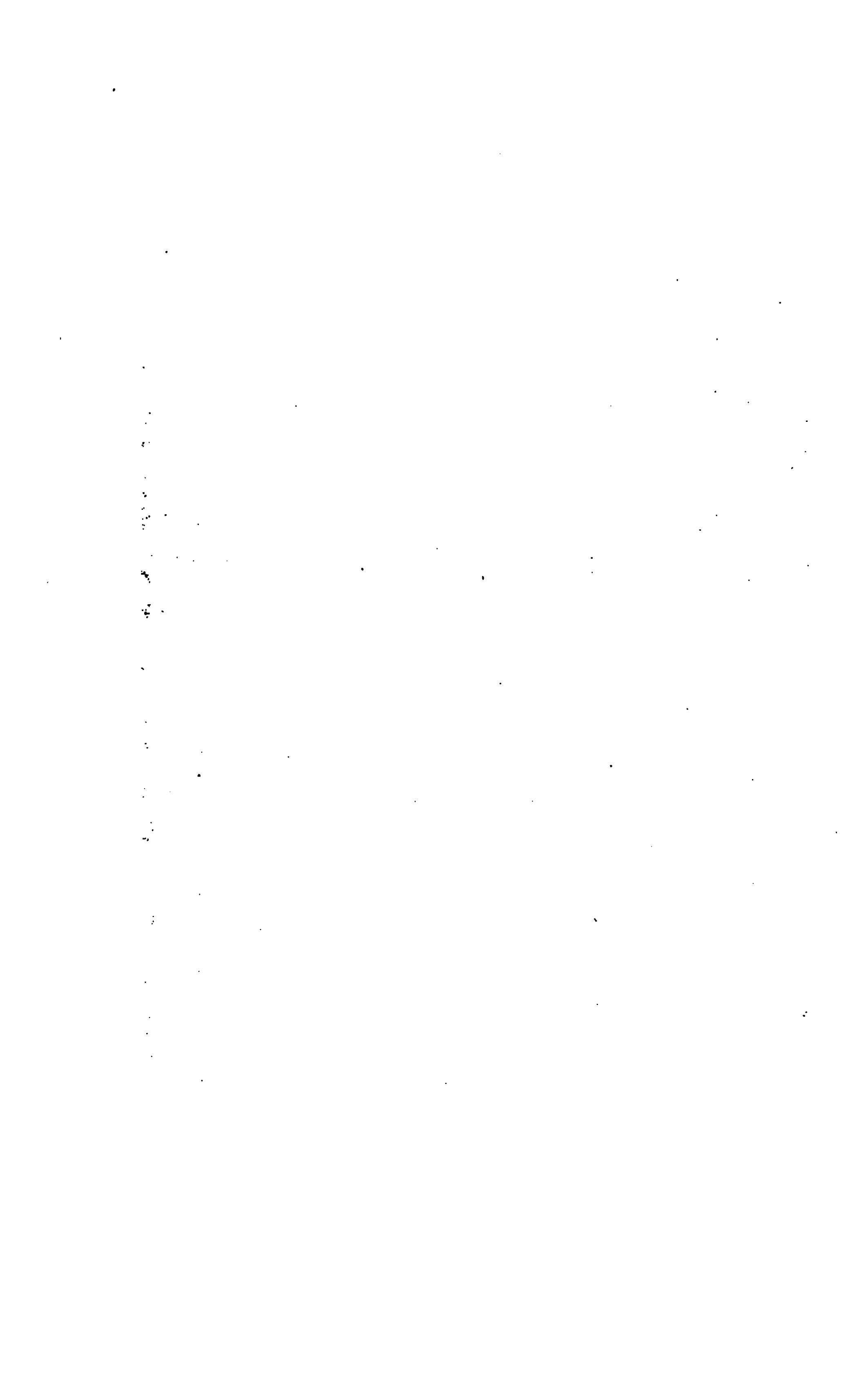
Schlicht und prunklos wie des Doriers Haus war auch das Ge-



Nach Vitruvius v. Marini entworfen.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith.A. Halle a/S.



räthe in demselben, indem er wohl unterscheidet, was ihm fromme und was dem Hieron allein gehöre.

„Nur zum Guten gib uns das Schöne“ betet er. Der korinthische Kaufmann aber, der viele fremde Handelsfreunde bewirthet, lebendigen Verkehr pflegend mit der reichen Jonia, der will auch, dass sich vor diesem der Wohlstand des sichern Kaufmannes zeige, dass man am Walten im Hause die adelige Sitte des Herrn erkenne und dass die gastbereiteten Gemächer sinnvoll zeugen von ihrer Bestimmung, dass auch das Geräthe des Symposion und der Küche seinen bequemen Gebrauch verrathe in der Bildform, einladend handlich zum Griff, die Nothwendigkeit paarend mit der Schönheit und durch Kunst die gemeine Nothdurft überwinde.“

Soweit Professor Karl Bötticher.

Die wahre bauliche Anlage lässt sich aus Ueberresten nicht feststellen; der Alles zerstörende Zahn der Zeit hat selbst die griechische Wohnung nicht verschont. Der römische Baumeister Marcus Vitruvius Pollio aus Ostia hat zwar in seinem Werke «De architectura» die griechische Wohnung beschrieben, aber seine Beschreibung bleibt einestheils dunkel, weil die Pläne, auf welche er sich bezieht, verloren sind und anderntheils weil er das griechische Wohnhaus beschreibt, wie es ein reicher Grieche vielleicht zu Lebzeiten Vitruv's in Antiochia unter der Herrschaft der Ptolemäer oder in Athen unter Herodes Atticus zur Zeit der Antonine besessen hat. Marini hat nach den Angaben von Vitruvius ein griechisches Wohnhaus entworfen, was wir auf Tafel I mittheilen.

Die einzige Quelle, aus welcher wir schöpfen können, ist und bleibt Homer: das aus der Odyssee zu construirende Haus wollen wir kurzweg das homerische nennen. Allerdings müssen wir stets vor Augen halten, dass Homer ein Dichter ist und dass dieser bei der Beschreibung seine Phantasie nicht in dem Grade zügeln konnte, wie wir es vom rein technischem Standpunkte wohl zu verlangen berechtigt wären. Nichtsdestoweniger können wir ruhig eine getreuliche Schilderung von Homer erwarten. Homer erwähnt sowohl bei der Beschreibung der Wohnung des Paris, die kundige Baumeister erbaut, als auch bei den näheren Angaben, welche Odysseus von seiner Wohnung macht, 3 Haupttheile:

I. den Vorhof — aule,
II. das eigentliche Haus — doma — mit dem Vorhaus — prodomos und
III. die Frauenwohnung — thalamos.

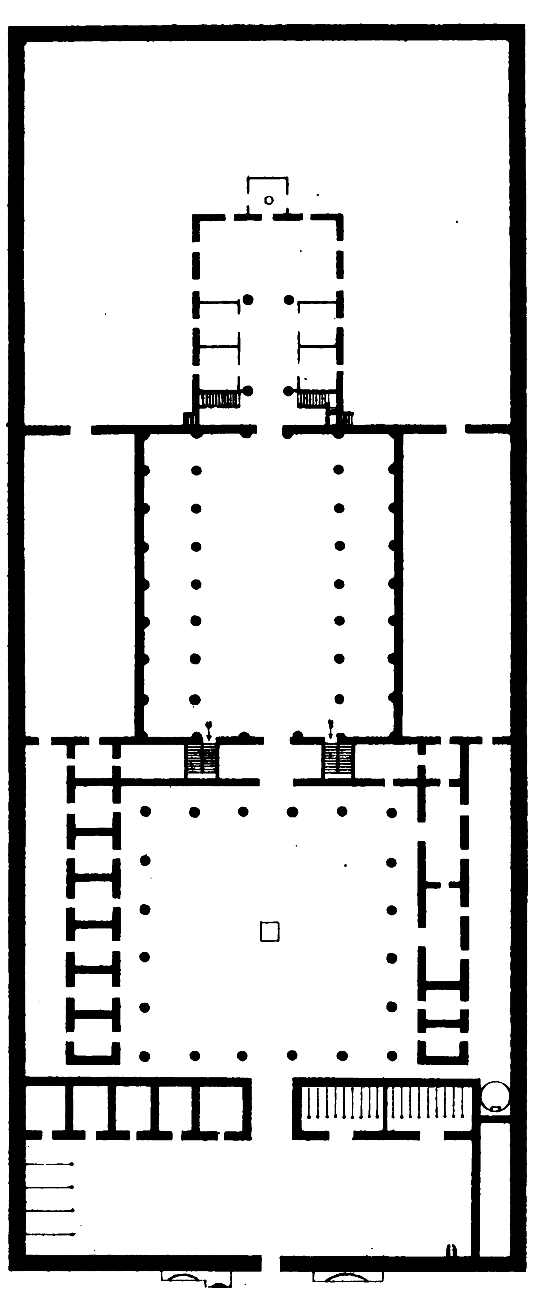
Die ganze von einer mit Zinnen gekrönten Mauer umzogene Anlage des homerischen Hauses musste äusserlich in Folge der verschiedenen Bauhöhe der einzelnen Theile, besonders durch die hoch herausragenden Dachflächen des Frauensaales eine bewegte Linienbildung und interessante Gruppirung hervorbringen. Architektonisch zwar nicht vollendet, aber malerisch schön würde die allgemeine Charakteristik des alten griechischen Hauses sein. Vergegenwärtigen wir uns ein mittelalterliches Schloss mit seinen in allen möglichen und unmöglichen Stilarten ausgeführten Theilen. Wie mancher Maler ist entzückt von seinem Anblick und wie mancher Architekt geht spöttelnd an dem Conglomerat der archiktonischen Schichtenbildung vorüber.

Wir müssen hier weiter bemerken, dass die Wohnung des Odysseus allerdings eine Königswohnung war, indessen ihre bauliche Disposition stimmte sicherlich mit der gewöhnlichen Privatwohnung im Wesentlichen überein. Odysseus zwar sagt selbst von seiner Wohnung, als er zum treuen Eumaios spricht:

„Schön in der That ist diese Wohnung des Odysseus;
Leicht zu erkennen und schauwürdig unter vielen!“

Vielleicht lag die Königswohnung an einer ausgezeichneten, an einer erhabenen Stelle, vielleicht auch war die gewöhnliche bürgerliche Wohnung nicht mit einer Mauer umzogen, so dass dieser allerdings sehr in die Augen fallende Punkt den Ausspruch von Odysseus leicht erklärt, vielleicht war auch die Grenzmauer des Privathauses nicht so regelmässig erbaut; in letzter Hinsicht wissen wir ganz bestimmt, dass die Hütte des Hirten Eumaios von einer Mauer, die nur aus schweren Feldsteinen bestand — vielleicht eine Art cyclopisches Mauerwerk — umzogen, die rings herum mit Hagedorn bepflanzt und nach der Aussenseite durch Pallisaden geschützt war, welches Pfahlgehege aus «gespaltenem Kernholz der Eiche» bestand. Diese Schutzmauer der Hütte des Hirten Eumaios gleicht mehr einem unregelmässig aufgeworfenen Wall und sollte sie wohl mehr das Davonlaufen des Vieh's verhindern, als einen andern Zweck erfüllen.

Odysseus Haus war, wie bereits gesagt, von einer regel-



Nach d. Odyssee v. Hirt _ Gesch. d Baukunst.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A. Meyer. Lith. A. Halle a/S.

rechten Mauer, — die übrigens so dick war, dass man bequem auf ihr spazieren konnte — umzogen, so dass der Hof wohl gesichert und «nicht leicht konnte ein Mann sich dessen bemächtigen.»

Zur bessern Sicherung war diese Grenz- und Schutzmauer nur einmal durchbrochen, welche Oeffnung durch ein zweiflügeliges «knarrendes Thor» verschlossen werden konnte. Der Verschluss des Thores bestand in der Anwendung von Riegel oder in starken Seilen aus Bast.

Auch fensterartige, schartenähnliche Durchbrechungen scheinen in der Mauer gewesen zu sein, weil sonst die Freier vom innern Hofe aus, wo sie gesellige Spiele trieben, die Ankunft des Antinoos nicht hätten bemerken können.

Wenn die von Gell — vergleiche Tafel No. V. — aufgefundenen Ruinen wirklich von Odysseus Wohnung herstammen, so ist auch leicht möglich, da dann die Wohnung auf der Höhe von Ithaka lag, dass die Grenzmauer vom innern Theile des Hauses aus, überragt wurde und man so von diesem aus das Meer und den Hafen von dieser Insel zu übersehen im Stande war.

Vor dem Thore waren zu beiden Seiten Bänke aus gehauenem Stein angebracht, woselbst sich die Männer zur Berathung niederzulassen pflegten. Links aber befand sich stets der ausgezeichnete Platz für den König, wie von Nestor's Haus ausdrücklich gesagt wird!

„Trat dann hervor und setzt auf gehauenen Stein sich nieder!“

Vergleiche den Grundriss von Hirt.

Auf solchen Bänken sassen die Freier, auf solchen sassen die Trojaner vor der Pforte des Priamos, auf solchen sass Nestor mit seinen Söhnen und Freunden, bei letztern wird noch bemerkt, dass die steinern Sitze von Oelsalbungen glänzten.

Durch das mächtig knarrende Thor gelangen wir zunächst in den Wirthschaftshof. In diesem befinden sich auf der rechten und linken Seite je eine Halle, unter der links liegenden war das Schlachtvieh angebunden, denn

„Jen'itzt banden das Vieh in der dumpf umtönenden „Halle“

auch lagen hier die Schiffstaue aus Bast, unter der rechts liegenden Halle finden die Wagen der besuchenden Freunde ihren Platz, woselbst sie sich an die geweissten Wände anlehnten.

„Stelleten dann die Wagen empor an schimmernde Wände“

auch die Ställe für Maulthiere — Pferde existirten auf Ithaka nicht

(„Keines der Meereiland' ist muthigen Rossen zur Rennbahn
oder zur Wiese bequem und Ithaka minder denn alle —)“

auch die für die Rinder, denn

„auf dem gehügelten Dung, der ihm vor dem Thore des Hofes
„Von Maulthieren und Rindern gehäuft lag! —“

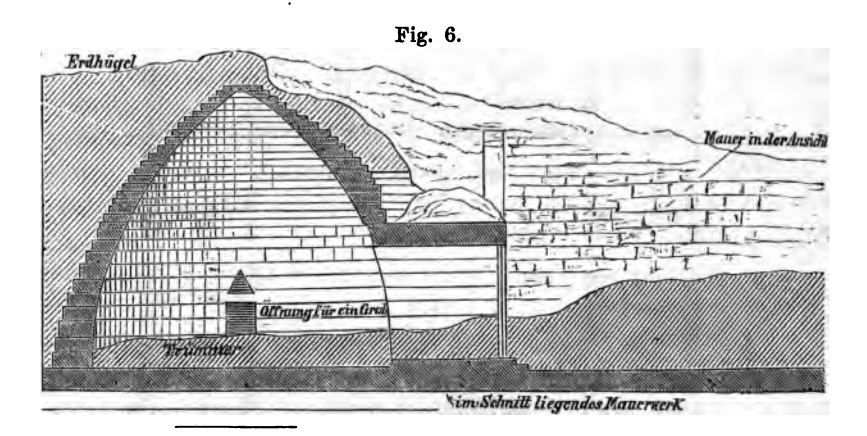
ebenfalls lag hier der treue Hofhund, der seinen Herrn sterbend bewillkommt (17, 266—298—300)

„Dort lag Argos der Hund, von Ungeziefer umwimmelt.“

Von diesem Vorhofe aus gelangt man in einen Raum, dessen Bestimmung uns trotz aller ausführlichen und umfangreichen Untersuchungen noch dunkel bleibt, wir meinen den — Tholos, ein kreisrunder Bau mit kuppelförmiger Bedeckung.

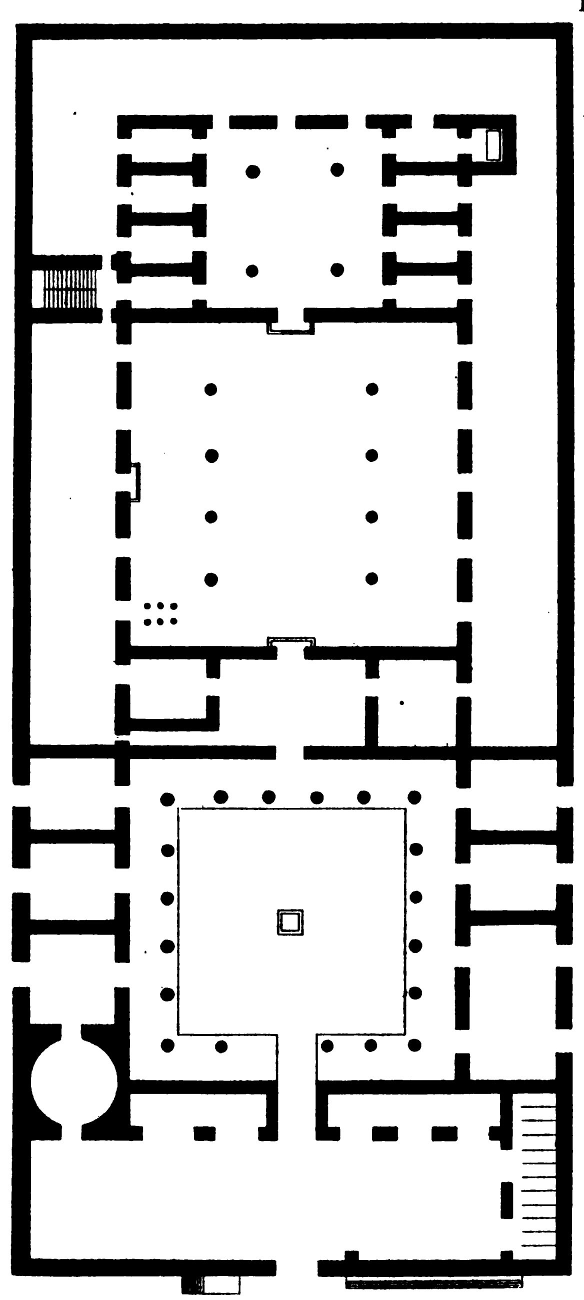
Ein eigentliches Gewölbe wird diese Decke wohl nicht gewesen sein, vielmehr waren die einzelnen Steine mehr in relativer, als in rückwirkender Weise beansprucht.

Fig. 6.



Schatzhaus von Mykenä.

Voss hält diesen Tholos für ein Küchengewölbe, in welchem die Geräthe für die Gelage u. s. w. aufbewahrt wurden. Gegen diesen Tholos drängte Odysseus die Mägde und spannte von der Spitze seiner Kuppel zu den Zinnen der Grenzmauer ein Seil aus Bast, an welchem er sie alle zwölf aufhängt.



Nach der Odyssee v. Voss entworfen.

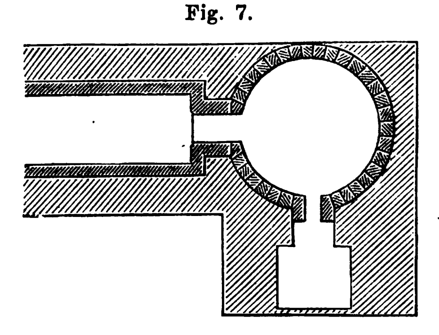
G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.

„Führt die Mägde hinaus vor die wohl gegründete Wohnung
„Zwischen das Küchengewölb und des Hofs untadlige Mauer!

Ob in dem Tholos wirklich eine Küche gewesen, ist mehr als zweifelhaft, mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat diejenige Ansicht für sich, welche unter dem Tholos einen „Abort“ erkennen will. Und offen gestanden, gerade in Rücksicht auf die schandbaren Handlungen der Mägde ist es gar nicht unmöglich, dass der erzürnte Hausherr die ungetreuen Mägde in den unreinlichsten Winkel des Hauses drängte und sie dort aufhängt, um gerade die Schändlichkeit der begangenen Handlungen auf diese Weise auch äusserlich zu brandmarken.

Fig. 7.

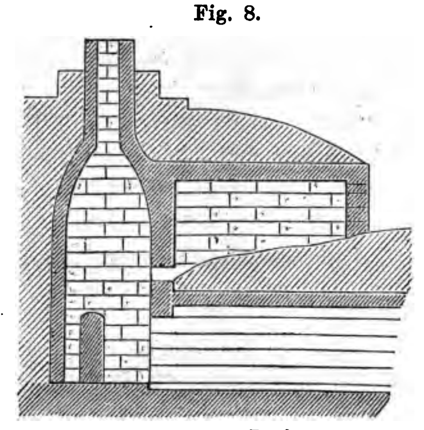


Schatzhaus von Mykenä.

Wenn man ferner bedenkt, dass die Speisen sowohl im Männersaale — Megaron — als auch im Frauensaal zubereitet wurden, so ist eine eigene Küchenanlage wohl überflüssig gewesen.

Es sollen auch hier die Hauptgedanken der Untersuchungen Reber's Platz finden[1], welche derselbe dem «Tholos» widmet.

Fig. 8.



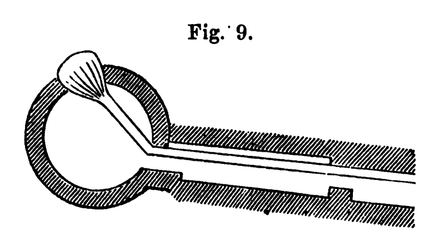
Quellhaus von Barinna.

Nach einer einleitenden Betrachtung widerlegt Reber zunächst die Hypothese, welche den Tholos für ein Schatzhaus hält. Die Ruinen von Mykenä liegen denn doch für eine solche Bestimmung viel zuweit entfernt von der eigentlichen Königsburg; auch finden sich bei diesen Bauten von Mykene keine Spuren eines soliden Verschlusses, was

ohne Zweifel der Fall sein müsste, wenn der Tholos von Mykenä ein Schatzhaus gewesen wäre. Der nachweisliche Verschluss dieser Kuppelbauten war aber eine Steinplatte.

Die Ruinen dieser Art könnten auch wohl den Charakter unterirdischer Kornspeicher haben, also ungefähr nach Art der heutigen Silo's; und besonders scheint uns die in Mykenä befindliche Erdumschüttung in dieser Annahme bestärken zu wollen.

Fig. 9.



Quellhaus von Barinna.

Im weitern Verlauf glaubt Reber, im Tholos eine Art von Königsgräbern wieder zu erkennen. Und wirklich scheint auch eine Stelle aus Pausanias hiermit in etwas übereinzustimmen. Auch würde eine solche Auslegung für den odysseischen Tholos nicht gerade zu verwerfen sein. Sehr wenig Wahrscheinlichkeit hat die Hypothese einer «Brunneneinfassung» nach Art der etrurischen und römischen Bauwerke:

Durch den eigentlichen Thorweg, welcher Thyroreion benannt zu werden pflegte, gelangen wir durch eine Doppelpforte

„Wie nun Iros dort an der vordern Pforte des Hofes",

oder

„Zog ihn hinweg von der Pforte, am Fusse gefasst bis zum Vorhof
„Und zu dem Thore der Hall'!"

in den Hof des Hauses, mit welchem das Vorhaus im weitern Sinne beginnt. Dieser schön gepflasterte, auf allen vier Seiten mit Säulenhallen umgebene Hof hatte in der Mitte einen Altar des Zeus Herkeios, des Hofbeschirmers:

„Ob er, entschlüpft aus dem Saal, am Altar des grossen Kronion
draussen im Hof sich setzte

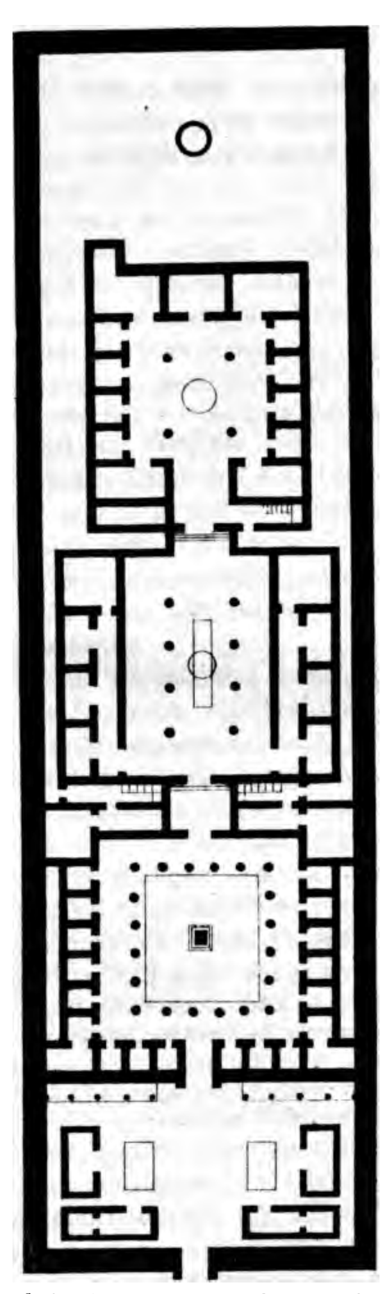
oder

„Setzten sich dann im Hof am Altar des grossen Kronion"

dass der Hof gepflastert, erhellt aus folgenden Worten Homer's:

„Auf dem gepflasterten Raum, wo vordem Muthwillen sie übten".

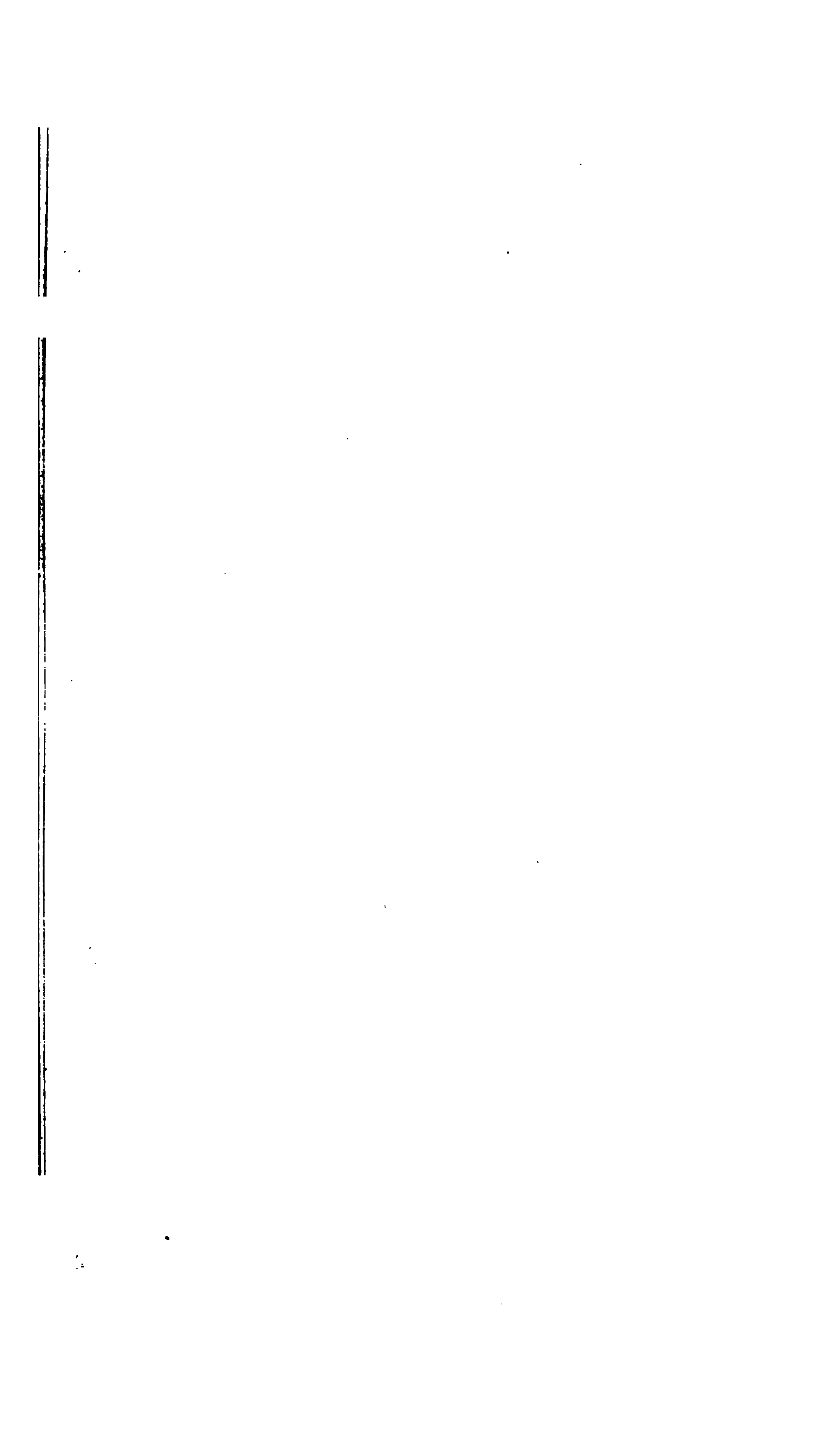
Dieser Hof ist, wie der citirte Vers auch anzudeuten scheint, der eigentliche Spielraum, in welchem also die gymnastischen Spiele getrieben wurden. Auf diesem Hofe versammelten sich im



Entworf. n. d. Odyssee v. Lasius Geschichte d. Baukunst.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer. Lith. A. Halle ⁷/S.



Odysseischen Hause die Freier, wenn keine Gelage stattfanden. Auf zwei Seiten dieses umsäulten Hofes liegen sowohl die Gastzimmer für die Freunde, als auch in der Regel die Schlafzimmer für die Söhne des Hauses,

„Also schliefen sie dort in der vordern Halle der Wohnung.“

wenngleich Telemach im obern Stockwerk schlief; auch die Mühle, in welcher die 12 Mägde das Getreide mahlten und wahrscheinlich die Baderäume lagen hier «unter der Halle».

Dass es schon Bäder im homerischen Hause gab, erhält aus folgenden Worten der Odyssee seine Bestätigung:

„stiegen sodann zum Bad in schön geglättete Wannen.“

Vom Mittelhof führt eine Flur, die selbst noch zum Vorhaus gehört, in den eigentlichen Hauptteil des Hauses. Auf dieser Flur sass der Bettler Iros und hier liess sich auch Odysseus nieder, um dem Treiben der Freier zuzusehen. Auch war es hier, wo Odysseus den ihn beschimpfenden Bettler im Faustkampf niederschlug und ihn dann von hier aus an der Ferse nach der Pforte des Vorhauses schleifte.

Von dieser Flur führt ein schmaler Gang durch den Seitenhof — vergleiche Blatt No. 2 zur Waffenkammer.

Wir betreten jetzt die «eschene Schwelle» des Männersaales, deren «hellbraune cypressene Pfosten der Werkmeister geschickt geglättet und lothrecht gerichtet». Diese Schwelle scheint im Allgemeinen sehr reich verziert, überhaupt sehr kostbar angelegt worden zu sein, denn bei Alkinoos war die Schwelle sogar von Erz und die Pfosten nebst Sturz aus Silber mit goldenen Kranzgesims. Rechts und links an diesen Pfosten standen silberne Hunde, während die Thürflügel sogar ganz von Gold waren:

„Eine gold'ne Pforte verschloss inwendig die Wohnung
Silbern waren die Pfosten, gepflanzt auf eherner Schwelle
Silbern war auch oben der Kranz und golden der Thürring!
Goldene Hunde standen und silberne jeglicher Seite
Die Hephästos gebildet mit kundigem Geist der Erfindung.“

Der Fussboden des Megaron, jener unzweifelhafte Ahne des modernen «Salons», der mittelalterlichen «Halle» und des römischen «Atriums» lag etwas versenkt in's Erdreich.

Seine Herstellung geschah — wenn man überhaupt zurückschliessen darf — auf folgende Weise: Man hob den natürlichen Erdboden etwa 60—70 Centimeter tief aus, rammte

ihn dann fest und belegte ihn mit gebrannten Steinen bei sehr geringem Gefälle, hierauf wurden Kohlen eingebracht und fest gestampft und hierüber schliesslich ein Mörtel aus grobem Sand, Kalk und Asche — ungefähr 0,15 Meter hoch — aufgetragen und schliesslich mit einem Wetzstein abgeschliffen. So ist es auch erklärlich, wenn der Fussboden des Odysseischen Megaron von Odysseus abgeschabt wurde, um ihn vom eingedrungenen Blute der gefallenen Freier zu reinigen.

Im Megaron steht auch der Heerd, damit von ihm aus der Fettdampf das ganze Haus durchziehen könne. Um ihn — den Heerd nämlich — den Mittelpunkt der ganzen Anlage versammelt sich die ganze Familie, an ihm werden vom Hausherrn und der Frau des Hauses die Gastfreunde empfangen. Daher steht neben ihm auch der Lehnstuhl für die Hausfrau, um sich mit dem Gastfreunde zu unterhalten; so sitzt auf einem solchen Arete, auch Helena und Penelope. Wenn die Frau mit ihren Töchtern den Megaron nicht betritt, so zeigt sie sich nur an der Thür, welche zum Thalamos führt.

XVI., 415. Stand sie dort an der Pfoste des wohlgebühneten Saales.

Die Thüre zur Frauenwohnung lag dem Haupteingang des Männersaals gegenüber und hatte eine steinerne Schwelle; ausser diesen Zu- resp. Ausgängen hatte der Megaron noch 2 Ausgänge, von welchen einer auf der linken Seite in den Seitenhof und ein anderer nach derjenigen Treppe führte, auf welcher Odysseus Waffen in ein oberes Gemach getragen wurden:

„Eine Pfoste zur Treppe war schräg an der zierlichen Mauer“

oder

„Trugen die Helme hinein und die hochgenabelten Schilde
Auch die spitzigen Lanzen; voran ging Pallas Athene.“

Der Männersaal des Odysseus'schen Hauses muss sehr gross gewesen sein, wenn alle 108 Freier sammt deren Dienerschaft in ihm Platz finden konnten; er wurde durch 2 Säulenreihen in 3 Längsschiffe getheilt, von welchen das mittlere als das grössere dem eigentlichen Gelage diente, während in den Seitenschiffen der Mischkrug, der Heerd, die Beleuchtungsapparate u. s. w. aufgestellt waren; auch die bedienenden Sklaven warteten hier auf die Winke des Hausherrn. Die freistehenden Säulen aus Fichtenholz fanden ihre architektonische Ergänzung an unmittelbar

an der Wand stehenden Halbsäulen, die zusammen die getäfelte Decke trugen, welche ihrerseits wieder durch ein flaches Dach von gebrannten Ziegeln geschützt wurde.

Diese Säulen trugen in der Regel Sperrbehälter; an einer solchen Säule lässt sich auch der Sänger nieder um seine Vorträge zu halten.

„Mitten im Kreise der Gäste, an die ragende Säule gelehnet.“

An einen in die Säule eingeschlagenen Pflock hängt er seine Cither oder Harfe auf

„Jetzo hängt an den Nagel die hellerklingende Harfe.“

Die Heizung und wahrscheinlich zum guten Theil auch die Beleuchtung geschah durch den Heerd, auf welchem auch geopfert wurde. Das Brennmaterial war trockenes kleingespaltenes Holz der Kiefer; auch Becken mit glühenden Kohlen waren vielfach im Gebrauch. Ob die Griechen zu jener Zeit bereits Schornsteine hatten, lässt sich nicht mathematisch nachweisen. Hirt ist der Ansicht, dass ein in der Baukunst so kenntnissreiches Zeitalter, wie es das homerische ohne Zweifel war, unbedingt Schornsteine kennen musste. Ich theile diese Ansicht. Wenn als Gegenbeweis die geschwärzten Wände und Decken angeführt werden, so ist ein solches Argument noch lange nicht stichhaltig. Man braucht sich nur unsere Küchen anzusehen. Nehmen wir weiter an, dass das Fett auf dem Heerde verbrannt wurde und vergleichen wir hiermit eine bekannte Thätigkeit unserer Hausfrauen, — das Fettausbraten — so leuchtet uns ohne Weiteres ein, dass die Räume des Megaron sehr wohl geschwärzt sein konnten, trotz der Anlage eines Schornsteins. Ob Homer Recht hatte, wenn er eine Oeffnung in der Decke anführt, durch welche allein der Rauch des Heerdes und der Feuerbecken abzöge, lässt Hirt dahingestellt sein.

Dass auch Feuerbecken verwendet wurden, ergibt sich aus folgendem Citate:

„Eilend stellten sie drei der Feuergeschirre in der Wohnung
Ihnen zu leuchten umher und häuften gedorrete Scheiter.“

Die Licht- und Luftöffnungen der altgriechischen Wohnung waren sehr klein und unmittelbar unter der Decke gelegen; diese letztere Annahme scheint daraus hervorzugehen, dass keiner der

Freier sich durchs Fenster retten konnte, während Pallas Athene als Vogel durch ein solches Fenster verschwindet.

Glasverschluss kannten die alten Griechen wohl noch nicht und wenn sie ihn auch gekannt hätten, so würde eine allgemeine Verwendung desselben wohl zu kostspielig gewesen sein. Hölzerne mit Leinwand überzogene Rahmen und hölzerne Schlagladen können auch im Gebrauch gewesen sein.

Zur künstlichen Erleuchtung während der Dunkelheit wurde hartes, trockenes, kleingespaltenes Holz, welches mit Kuchen vermischt war, in Feuerbecken verbrannt.

„Schüttelten dann zur Erde die Glut der Geschirr' und von Neuem
Häuften sie Holz darauf, dass Beleuchtung ward und Erwärmung."

Der sich auch hierbei entwickelnde Rauch wird die Wände gerade nicht weiss gelassen haben.

Ueber der Flur, welcher zum Männersaal führt, lagen auch einige Obergemächer, die im Odysseus'schen Hause als Kammern des Hausherrn speciell angegeben werden.

„Bis ich gebracht in die Kammer die stattlichen Waffen des Vaters"

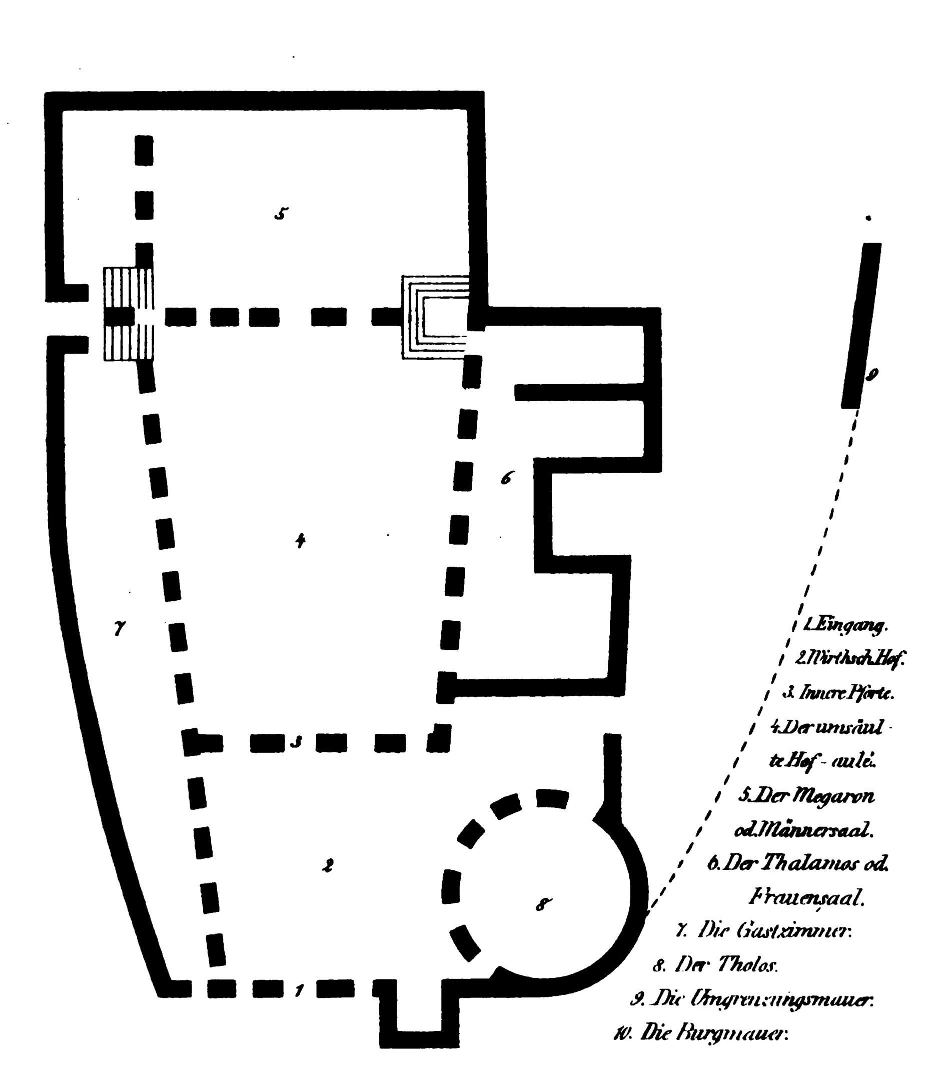
oder

„Hin zu Odysseus Kammern, empor die Stufen des Hauses."

Wahrscheinlich waren diese Kammern sehr niedrig, sodass durch sie die Anlage des ebenen Daches nicht beeinträchtigt wurde.

Aus dem meist einstöckigen Megaron gelangt man durch eine doppelte Thür mit steinerner Schwelle in den meist zweistöckigen Frauensaal, der auch wohl Thalamos genannt wird. Die Bezeichnung «Frauensaal» ist nicht dahin zu verstehen, dass nur die Frauen ihn bewohnten und ihn benutzten, sondern er ist das eigentliche Feld der weiblichen Thätigkeit, der Mittelpunkt des engern Familienlebens, während der Männersaal der Anknüpfungspunkt mit der Aussenwelt ist. Dass auch die Männer sich im Frauensaal aufzuhalten pflegten, erzählt Homer ganz ausdrücklich. Hector erscheint im Thalamos der Helena, wo er den bei der Gattin und den arbeitenden Mägden verweilenden Paris aufsucht; indessen scheint der Zutritt zum Frauensaal nur den Familienmitgliedern gestattet gewesen zu sein. Wenn nämlich die Freier in den Thalamos der Penelope eindringen, um sie beim Aufziehen des bereits fertigen Gewebes zu überraschen, so

Blatt No. 5.



Die ausgezogenen Striche sind Ruinen, welche v. William Gell auf d. Akropolis v. Ithaka aufgefunden wurden; die punktirten Linien sind v. Gell versuchte Ergänzungen.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.

ist dieses Eindringen wohl mehr ein Act der rohen Gewalt gewesen; umsomehr war dies der Fall, als Penelope gerade im oberen Stockwerke am Leichengewande des Laertes arbeitete, das sie bekanntlich stets auftrennte, um den Zeitpunkt, wo sie einen der Freier zum Manne nehmen sollte, möglichst hinauszuschieben.

Der Haupt- und Arbeitssaal der Penelope war nach Art des Megaron ebenfalls durch 2 Säulenreihen in 3 Schiffe getheilt.

In diesem Arbeitssaal wurde gesponnen und gewebt, auch ein Heerd war in demselben.

„— Sie sitzt am Heerd im Glanze des Feuers."

oder

„Diese zündet ihr Feuer und rüstete drinnen die Nachtkost."

Im zweiten Stockwerk hält sich die Königin auf, um der Ruhe zu geniessen, um in der Einsamkeit den herumirrenden Gatten zu betrauern; auch schläft hier oben Penelope umgeben von den Mägden. Das eheliche Schlafgemach liegt zu ebener Erde, das Odysseus nach seiner eigenen Aussage durch einen Vorbau erweitert hatte, das Bett ruhte zum Theil auf einem Oelbaumstumpf, aus welcher Aussage Penelope später Odysseus wiedererkennt.

„Grünend wuchs im Geheg ein weitumschattender Oelbaum,
Stark und blühender Kraft, sein Umfang war wie der der Säule!
Diesem umher das Gemach erbaut ich bis zur Vollendung."

Zu beiden Seiten des untern Frauensaales lagen einige Räume zu nicht näher angegebenen Zwecken, wahrscheinlich schliefen hier die weiblichen Familienmitglieder sammt deren Bedienung.

Unter diesem Frauensaal liegt auch die Vorraths-, Schatz- und Waffenkammer, deren Schlüssel stets in den obern Gemächern aufbewahrt wurde, wenigstens bestand dieser Brauch im Hause des Odysseus, denn Penelope holt diesen Schlüssel stets selbst herunter.

Auch der Inhalt dieser Kammer wird uns von Homer angegeben, nämlich Vorräthe an Gold, Silber in Kisten von Mehl, Oel, Wein, kostbarem Hausgeräth, Waffen u. s. w.

„Eilet dann zur Kammer hinab, sammt dienenden Weibern
Hinterwärts, wo verwahrt manch' Kleinod ruhte des Königs:
Erz und Goldes genug und schön geschmiedetes Eisen
Dort auch verwahrt das schnellende Horn und der Köcher."

Unter dem Thalamos im engeren Sinne versteht man das eheliche Schlafgemach.

Um den hintern Theil des Odysseus'schen Hauses, wenigstens um den Frauensaal herum, lag ein Hof, welcher mit Bäumen bepflanzt war, in diesem Hofe lagen bei Odysseus auch die Gänseställe.

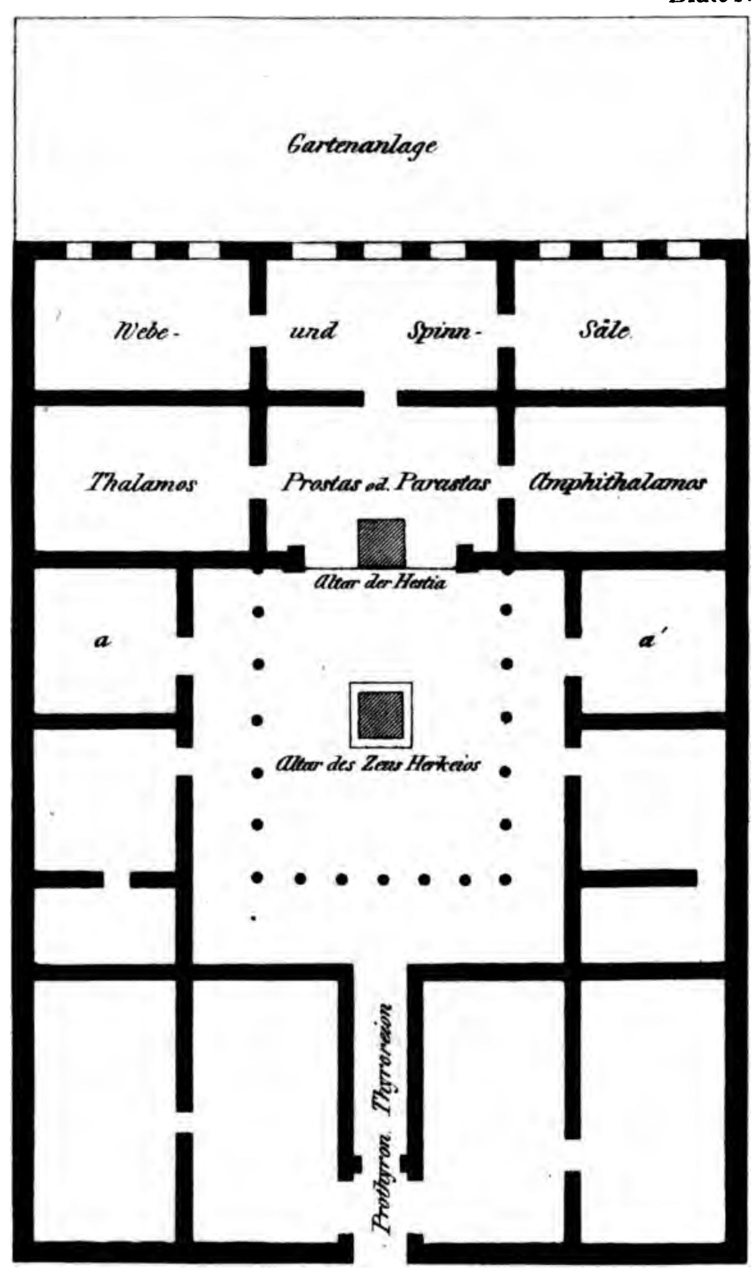
Wo speciell der Obstgarten der Penelope lag, ob innerhalb oder ausserhalb der Umgrenzungsmauer, kann nicht angegeben werden.

Wir lassen auch — vergleiche Tafel V — eine Zeichnung der von William Gell auf der Akropolis von Ithaka gefundenen Ruinen folgen; — das Nähere ergibt sich aus den Bemerkungen auf jener Tafel; — der Auffinder hält diese Ruinen für die Ueberreste des Odysseischen Hauses.

Im Grossen und Ganzen liessen sich mit Hülfe von Gell's Vervollständigungen alle Theile des homerischen, des Anaktenhauses, in diesen Ruinen nachweisen. Zu bemerken wäre noch, dass die mit „9" bezeichneten Mauerreste — von der Umgrenzungsmauer herrührend — einen wahrscheinlichen Anschluss an die mit „10" bezeichneten Ueberreste der Burgmauer darzuthun scheinen.

Ob überhaupt Gell's Annahme wahrscheinlich ist oder nicht, lässt sich nicht weiter besprechen und demgemäss auch keine Entscheidung darüber fällen.

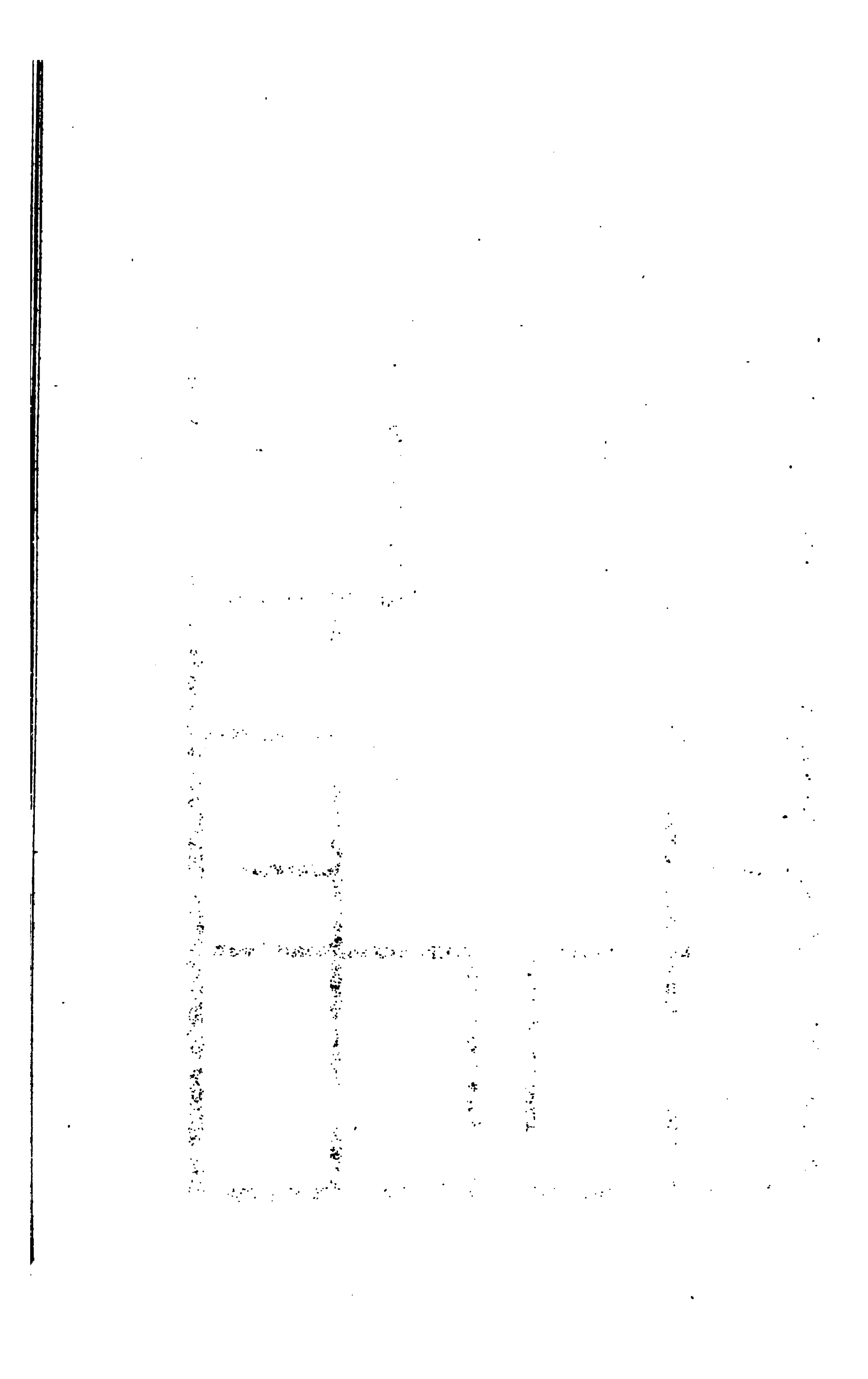
Nach der homerischen Zeit muss gerade in Bezug auf die Baukunst viel geschehen sein, denn das Aufblühen der Künste, namentlich der Malerei und Plastik mussten unbedingt das Feld der Architektur erweitern und deren Thätigkeit zu grösserer Vollkommenheit bringen. Und so sehen wir denn auch in der Zeit, welche zwischen dem Homerischen Zeitalter und der persischen Jnvasion liegt, eine grössere Bequemlichkeit, mehr Symmetrie und vor Allem mehr Schönheit in der griechischen Wohnung ausgeprägt, als je vorher, wenn auch der Löwenantheil des



aus Guhl u. Koner, Leben d. Griechen u. Römer.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer. Lith. A. Halle a/S.



künstlerischen Wirkens den Tempeln, den Staatsgebäuden überhaupt zufiel.

Bei der Umwandlung des Anaktenhauses in die historische griechische Wohnung, wurde in dem ersten Stadium der Entwicklung der eigentliche Hof, die aule, zur Gynaikonitis, weil wie vorher angedeutet, die Frau stets im Hause blieb, während der Mann im öffentlichen Leben und für's öffentliche Wohl arbeitete.

Wir haben allgemein bei der historischen Wohnung der Griechen zwei Haupttheile — vergleiche Tafel VI — zu unterscheiden:

1. Die Andronitis (von anēv der Mann).
2. Die Gynaikonitis (von gynē die Frau).

Aus den oben angeführten Gründen braucht der Mann keine specifisch, für ihn ausgebildete Wohnung und daher können wir die primitivste Ausbildung der historischen griechischen Wohnung einfach mit Gynaikonitis bezeichnen. So verdankt also die griechische Wohnung ihre Form dem reinen ungetrübten Utilitätsprincip! Bis zur Zeit der Perserkriege erhält sich das Wohnhaus in dieser Gestalt. Die Griechen schritten —nachdem sie den persischen Glanz kennen gelernt hatten — zur Vervollkommnung ihrer Wohnung und es trat die Andronitis hinzu, welcher Bestandtheil mehr oder ausschliesslich dem Luxus diente.

Wahrscheinlich lag in der ersten Zeit die Andronitis zu ebener Erde, während die Gynaikonitis ins erste Stockwerk verlegt wurde. Manchmal war auch ein umgekehrtes Arrangement eingeführt, so wissen wir nach Lysias, dass die Frau des Euphiletos nach der Geburt eines Kindes im unteren Theile des Hauses ihre Wohnung aufschlug, um das Baden bequemer zur Hand zu haben.

Was der umsäulte Hof — die aule — dem Anaktenhause, das ist die Gynaikonitis der historischen griechischen Wohnung, nämlich der Krystallisationspunkt, um den herum sich alles bildet, alles anbaut.

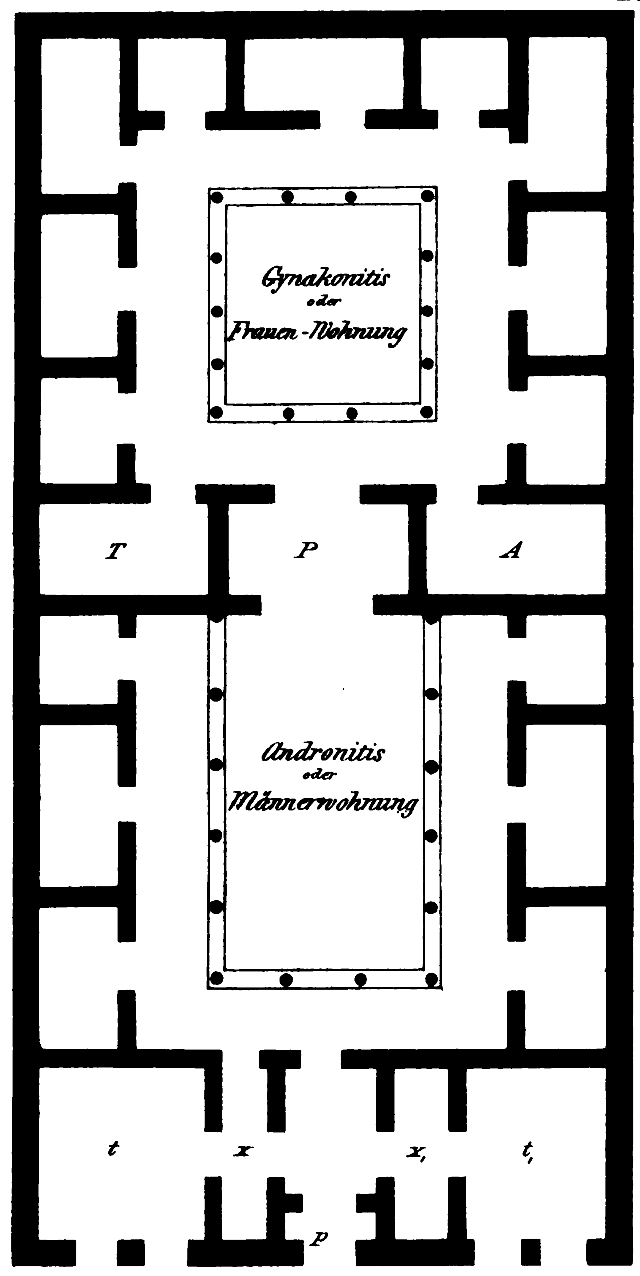
Die nächstfolgenden Grundrisse sollen die verschiedenen Anlagen der griechischen Wohnung erläutern. Vergleiche Tafel VI.

Vor dem Hause, an der Grenze des Bürgersteiges stand in

der Regel eine Säule des den Verkehr beschützenden Hermes; unmittelbar an der Wand des Hauses befand sich ein Bild oder auch wohl ein Altar des Apollo Agyeus; auch Glück verheissende Inschriften waren nicht selten.

Durch einen schmalen Corridor, welcher in der Mitte eine nach innen schlagende Hausthüre hatte, gelangt man in den Mittelpunkt des griechischen Hauses, in den umsäulten Hof. Der äussere Theil des oben angeführten Ganges hiess allgemein Prothyron oder Propylaion, während der innere Theil Thyroreion genannt zu werden pflegte. Rechts und links an diesem Gang lagen entweder Stallungen oder die Zellen der Pförtner oder aber auch Verkaufslocale, Schenken u. s. w. Rings um den mit Säulen umstellten Hof lagen kleinere Räume, die meistens zu Symposien verwendet wurden; sie werden wohl auch selbst Symposien genannt. Auf der 4. Seite des Peristylions gerade dem Thyroreion gegenüber befand sich ein grosser, offener Raum, Prostas oder auch Parastas genannt. Im Prostas steht auch der Altar der Hestia, also mitten im Leben der Familie. Es hatte auch wohl keine Gottheit mehr Beziehung zum häuslichen Leben, als gerade die Hestia; denn bei allen wichtigen Familienangelegenheiten, bei einer Abreise, bei der Rückkehr von der Reise, bei einer Geburt, einem Todesfall, kurz bei allen wichtigen Begebenheiten wurde ihr geopfert, wurden ihr Verehrungen zu Theil. Rechts und links also bei a und á sind zwei Räume, welche wir weiter in Beziehung auf das römische Haus „Alae“ nennen wollen, in diesen befinden sich einestheils die besitzgebenden Götter und anderen Theils die Familiengottheiten.

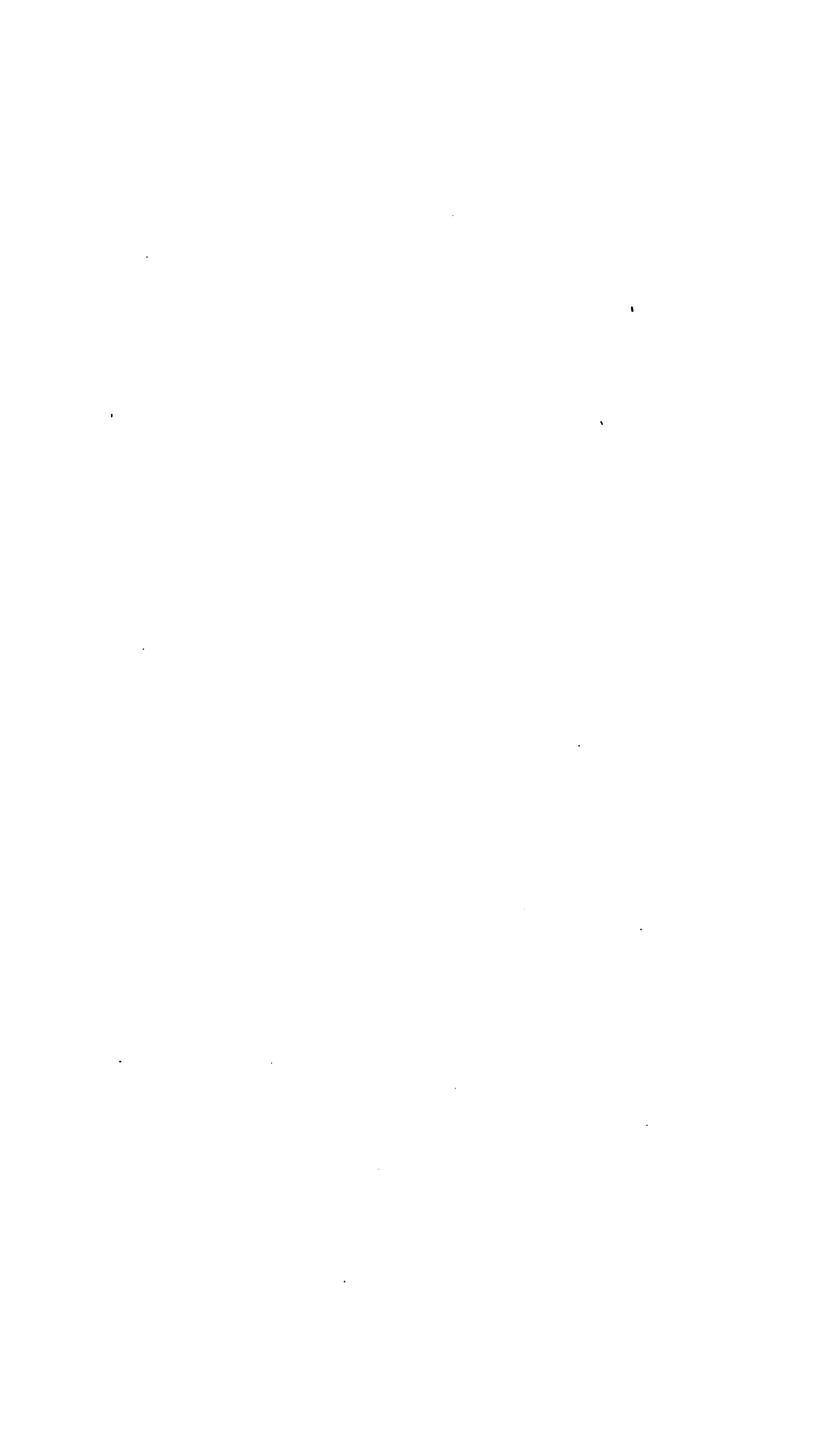
Der Parastas oder Prostas — Becker will auch den Namen Pastas zulassen — ist allem Anschein nach das Vorbild des römischen Tablinums. Er ist also der Raum, in welchem die Geschäfts- und Familienangelegenheiten geordnet wurden. Als der Luxus in die griechische Wohnung gelangte, sehen wir ihn vornehmlich und zuerst im Prostas oder Parastas und im Peristylion entwickelt. Und dies geschah vielleicht ausschliesslich wegen der oben bereits angeführten Bestimmung des Prostas. Im Prostas war der Sammelplatz der Familie zum Opfer u. s. w., daher verlegt — vergleiche Tafel VI — man auch den Altar der Hestia in diesen Raum.



Aus Guhl u. Koner, Leben d. Griechen u. Römer.

G. Knapp's Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



Links von diesem Parastas liegt in der Regel das eheliche Schlafgemach, der Thalamos und rechts, also dem Thalamos vis-à-vis der Amphithalamos, ein Gemach, dessen Charakter wir nicht mit absoluter Gewissheit zu bestimmen vermögen. Wahrscheinlich aber war der Amphithalamos ein Zimmer für die Töchter des Hauses oder auch, wo solche nicht vorhanden, für die weiblichen Sklaven, damit diese in nächster Nähe der Hausfrau wohnend — zu schneller Bedienung bei der Hand wären.

Hinter diesen in einer Linie befindlichen Räumen — Prostas Thalamos und Amphithalamos — liegen hier gewöhnlich die Webe- und Spinnsäle der weiblichen Sklaven. Durch eine Thüre gelangte man von diesem aus — vergleiche Blatt No. VI — in den Garten.

Wie die griechischen Gärten angelegt wurden, vermag ich leider nicht mitzutheilen; wir wissen über deren Pflege ebenfalls nicht viel. Jedenfalls verwendeten die Griechen auf Blumenzucht eine ganz bedeutende Sorgfalt, wenn es auch an gegentheiligen Ansichten nicht fehlt, welche die griechische Gartenpflege überhaupt verneinen. Wunderbar wäre es dann, von wo die Griechen speciell die Bürger Athens, die vielen Kränze bezogen hätten.

Wenn man also mit Rücksicht auf diesen Umstand schliessen darf, so erstreckte sich die griechische Blumenzucht wohl hauptsächlich auf Rosen, Hyacinthen, Lilien, Veilchen, Krokos u. s. w. kurz auf alle Blumenarten, welche sich zu Kränzen vorzüglich eigneten.

Wie wahrscheinlich liess der immer mehr zunehmende Luxus die einfache Anlage als zu eng erscheinen und wie die alten Baumeister sehr ungern von einer bewährten Idee abgingen, so verdoppelten sie in einfach naturgemässer Weise den ursprünglichen Grundriss, indem sie mit einem 2. Hofe einen neuen zweiten Mittelgrund dem Ganzen gaben. Wir sehen — vergleiche Tafel VIII. — beim vorliegenden Grundriss eine ausgedehnte Männerwohnung der Gynaikonitis, die sich ebenfalls parterre befindet, vorgebaut. Die beiden Theile sind streng geschieden.

Im griechischen Leben jener Zeit spielte die Frau gar keine Rolle, sie lebte sammt ihren Töchtern und Dienerinnen in strenger Zurückgezogenheit.

Näheres hierüber erfahren wir aus verschiedenen atheniensischen Dichtern, welche in Gemeinschaft mit den Komikern das leichtbewegliche Herz der Frauen geisseln!

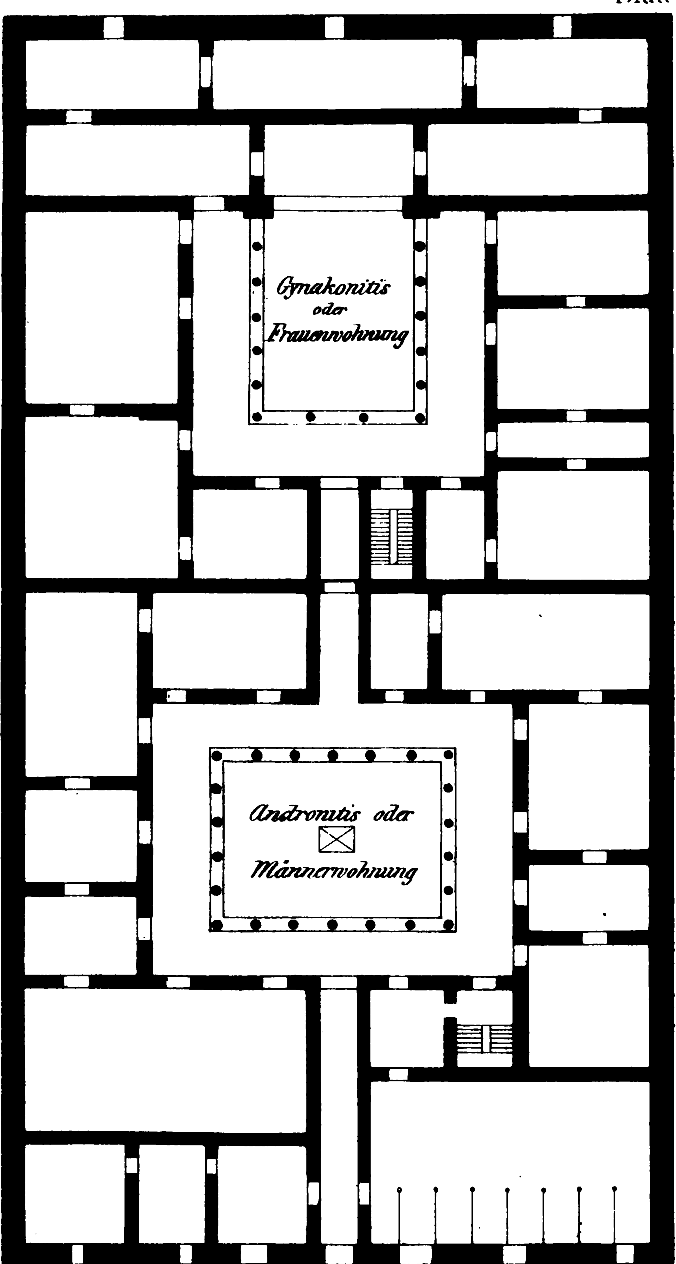
Um sich also das Eherecht sicher zu stellen, sperrte man die Frauen ganz einfach ein und liess sie von Eunuchen bewachen. Ausserdem legte man a priori die Gynaikonitis möglichst sicher und dies war sie entweder im 1. Stockwerk oder in dem hinteren Theile des Hauses. Ob nun aber stets die Gynaikonitis hinter oder neben der Andronitis lag, ist zwar nicht ausdrücklich angegeben, wahrscheinlich aber lag sie sowohl hinter wie neben der Andronitis. Bestimmt wissen wir nur, dass beide Theile für gewöhnlich durch eine verriegelte Thür geschieden waren; wenigstens bestand eine solche Einrichtung im Hause des wohlhabenden Atheners Ischomachus.

Jeder Theil der griechischen Wohnung besitzt einen von Säulen umgebenen Hof, um den sich die Gemächer ihrerseits wieder gruppiren. Um den Hof der Andronitis sind die verschiedenen Räume für Symposien, je nach Ausdehnung der Gastmähler auch räumlich ausgebaut. — Nach der Strasse zu liegen Laden oder Verkaufslokale, auch Wirthszimmer u. s. w. (Dass es auch eigene Wirthshäuser gegeben, erhellt aus verschiedenen Angaben griechischer Schriftsteller. Das Nähere hierüber in Becker's Charikles).

Vis-à-vis dem Thyroreion liegt der Gang zur Gynaikonitis, in diesem Gange war eine Thüre, Mesaulos genannt, das ist die Thüre zwischen 2 Höfen. Durch diese Mesaulosthüre gelangen wir in den Hof der Gynaikonitis. Um den Säulenhof der Frauenwohnung gruppiren sich die Arbeitssäle zum Weben und Spinnen, gruppiren sich die Familienspeisezimmer, das eheliche Schlafgemach, die gewöhnlichen Wohnräume, Küche, Unterhaltungssäle, sonstige Schlafgemächer u. s. w. Durch eine weitere Thüre — Metaulos genannt — gelangt man in den Garten.

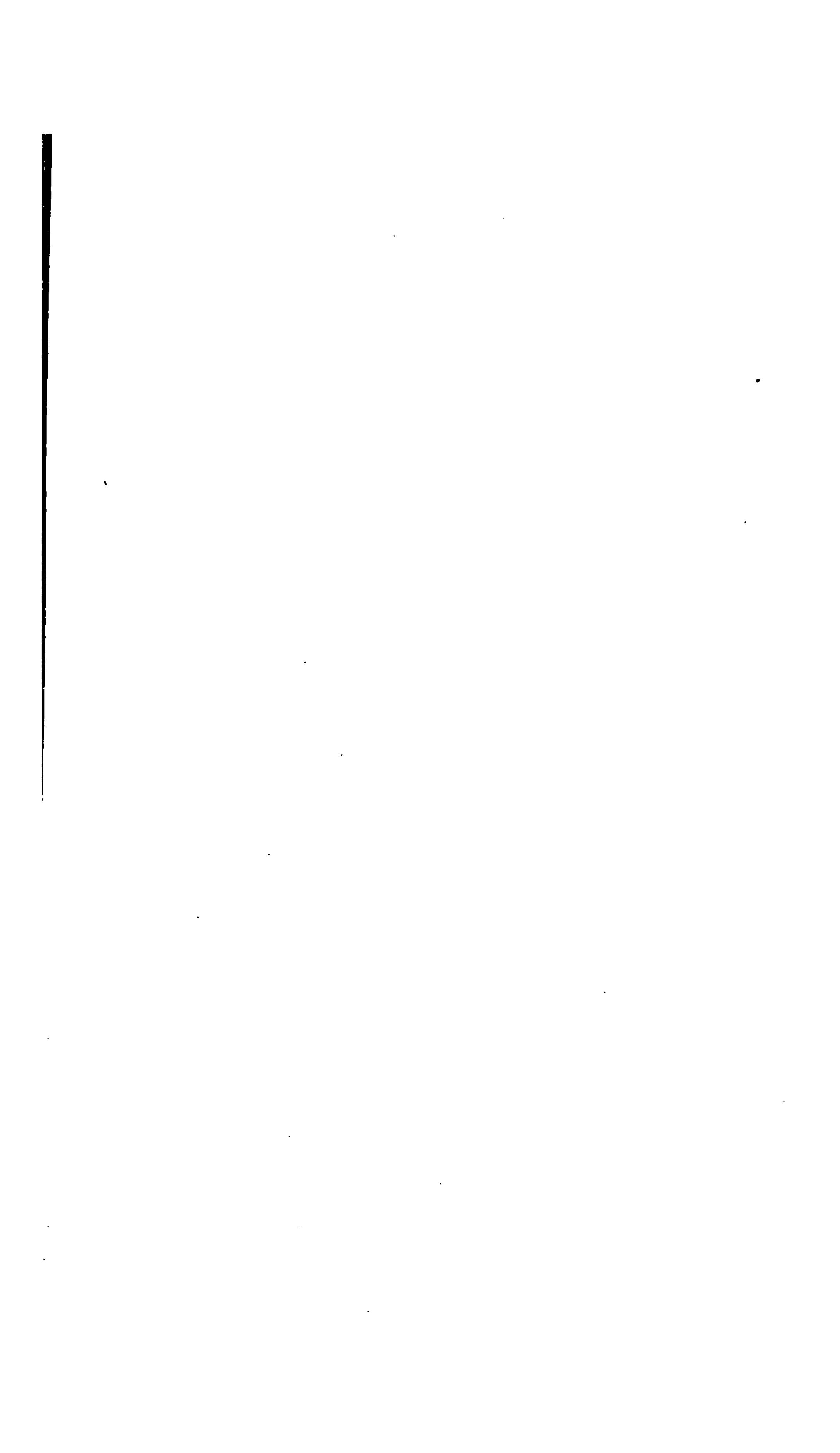
Stieglitz — vergleiche Tafel X — legt die Andronitis neben die Gynaikonitis, so dass beide Wohnungen separate, von einander unabhängige Eingänge erhalten.

Auch aus diesem Grundriss ergibt sich eine Bestätigung meiner Annahme, dass die Frauenwohnung die eigentlichen Bedürfnissräume umfasst, während in der Männerwohnung mehr



Nach Beckler, Charikles.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.
A. Meyer, Lith.A. Halle a/S.



oder minder eine Verkörperung des Luxus und der Prachtliebe des Hausherrn zu suchen ist! Wir verweisen hier auf die im Eingange unserer Betrachtung angeführten Auslassungen Bötticher's.

Luxuriöse Anlagen in der Andronitis müssen schon zu Plato's Zeit vielfach verbreitet gewesen sein; es konnte eben nicht ausbleiben, dass bei der bedeutenden, politischen Macht Griechenlands etwas davon auf das ehemals schlichte griechische Wohnhaus überging. So werden denn bald die Giebeldächer eingeführt, glänzende Symposien eingerichtet, auch prächtige Eingänge mit schauwürdigen Thüren hergestellt und selbst die ehemals nur mit Tünch- und Weisswerke versehenen Säulengänge werden von Malern occupirt und prangen von nun an in glänzenden Farben! Wahrscheinlich wurde der Luxus zuerst nur in der Andronitis zur Geltung gebracht, während die Gynaikonitis noch lange Zeit ihren schlichten Anstrich, ihre schlichte Einrichtung beibehielt.

Stieglitz gibt der Frauenwohnung gleich neben dem Eingange eine Celle für den Pförtner. Im Uebrigen stimmt — wenigstens in Bezug auf die Gynaikonitis — der Stieglitz'sche Grundriss mit den andern idealen Grundrissen überein!

Stieglitz, welcher seinen Grundriss nach Vitruvius entworfen, nimmt demgemäss eine vollständig ausgebildete Andronitis an, in welcher der Luxus zur kraftvollen Entfaltung gebracht werden konnte.

Zu näheren Erläuterungen Folgendes:

Durch einen Gang gelangt man ebenfalls in das Peristyl. In der Regel, wenn die Säulen auf allen 4 Seiten gleich hoch, überragte aber die 4. nach Süden geöffnete Halle die andern, so nennt man das Peristyl — um einen Ausdruck Vitruvii zu gebrauchen — Peristylium Rhodiacum.

Nach der Nordseite verlegt Stieglitz den grossen Speisesaal — vergleiche Tafel X —, während sich vis-à-vis der kleine, sogenannte zyzikenische Speisesaal mit 2 Triclinien vorfindet. Als Charakteristikum werden bei diesen die bis auf den Fussboden herabreichenden Fenster angeführt, um den zu Tisch Liegenden — die Alten lagen bekanntlich zu Tisch — eine ungehinderte Aussicht auf den mit Blumen geschmückten Peristyl zu ermöglichen.

Auf der Westseite liegen die Räume für die Bibliothek,

gegen Osten, also an die Gynaikonitis anstossend befinden sich die Unterhaltungs- und Gesprächszimmer.

Auch hat der Stieglitz'sche Grundriss einige Räume, in welchen Kunstgegenstände, Papierrollen u. s. w. aufbewahrt wurden. Die Kunst, welche zur Zeit Vitruv's *) keine Gelegenheit mehr hatte, in ausschliesslichem Dienste des Staates zu arbeiten, hatte bereits ihren Einzug in die Privatwohnung gehalten. Es geschah dies zu der Zeit, wo Griechenlands Selbstständigkeit der makedonischen Phalanx und dem Andrange der römischen Legionen bereits unterlegen war.

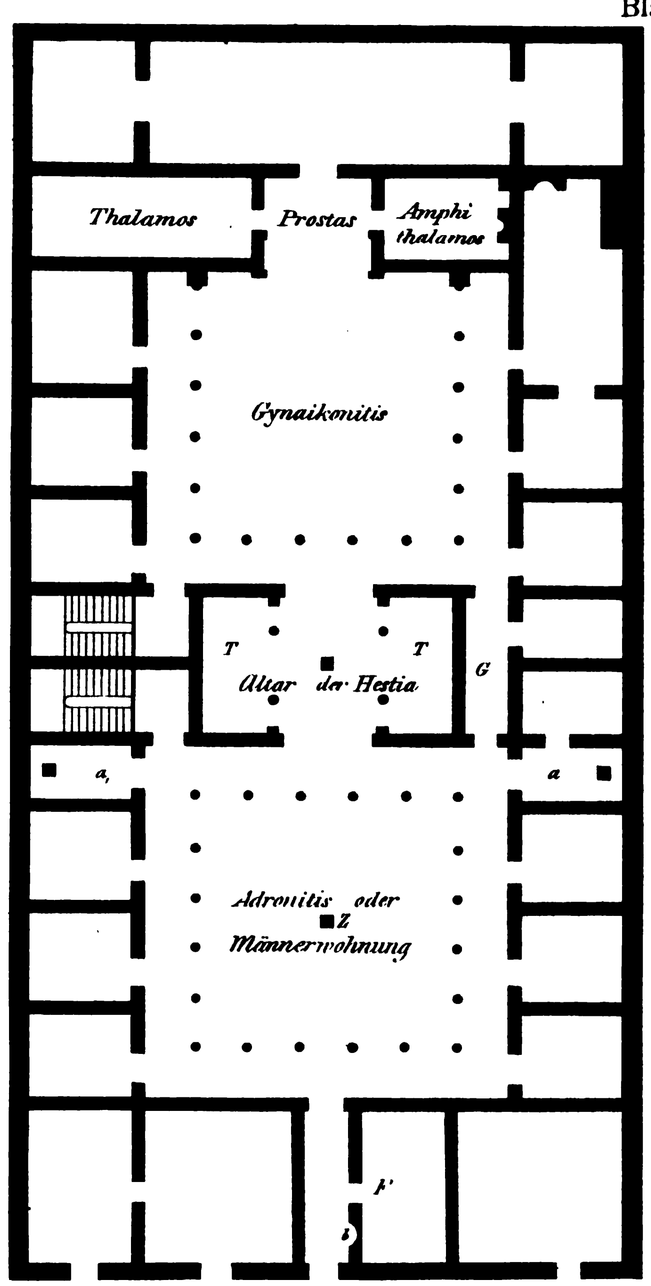
Mit dem Einzug der Kunst in die Privatwohnung musste sich auch eine eigene Richtung der Kunst ausprägen. Das Individuum gelangte zur Anerkennung und daher strebt der griechische Künstler die classische Allerweltsphysiognomie in eine dem Individuum ähnliche Form zu bringen. Und mit diesem Streben erreicht die griechische Plastik ihren Höhepunkt, zu einer Zeit also, wo die politische Selbstständigkeit der Hellenen längst untergegangen.

Die äussere und innere Architectur entzieht sich unserer Beurtheilung, weil kein Beispiel einer griechischen Wohnung uns überkommen ist. Wenn wir den Bericht des Lukianos durchlesen und seine Schilderung als massgebend annehmen, so wird die griechische Wohnung in ihrer Art vollkommen gewesen sein. Lukianos rühmt mit wahrer Begeisterung den harmonischen Bau, den Glanz, die Pracht, das helle Licht der Zimmer, die decorative Ausstattung mit Bildwerken, das Harmonische und Zierliche des Schmuckes, in welchem sich nirgend eine Ueberladung zeige.

Die Façade des griechischen Hauses war in der Regel sehr einfach und selbst zu den Zeiten, in welchen der Luxus sich bereits eingebürgert, blieb sie eine weiss getünchte Wand, die in spätester Zeit mit gemalten Ornamenten, und schliesslich mit Reliefs geschmückt wurde. Die kleinen quadratischen Fenster des Obergeschosses waren auch nicht im Stande die Façade zu beleben! Durchgehends fehlte auch noch den Fenstern des griechischen Wohnhauses selbst in der spätesten Zeit der

---

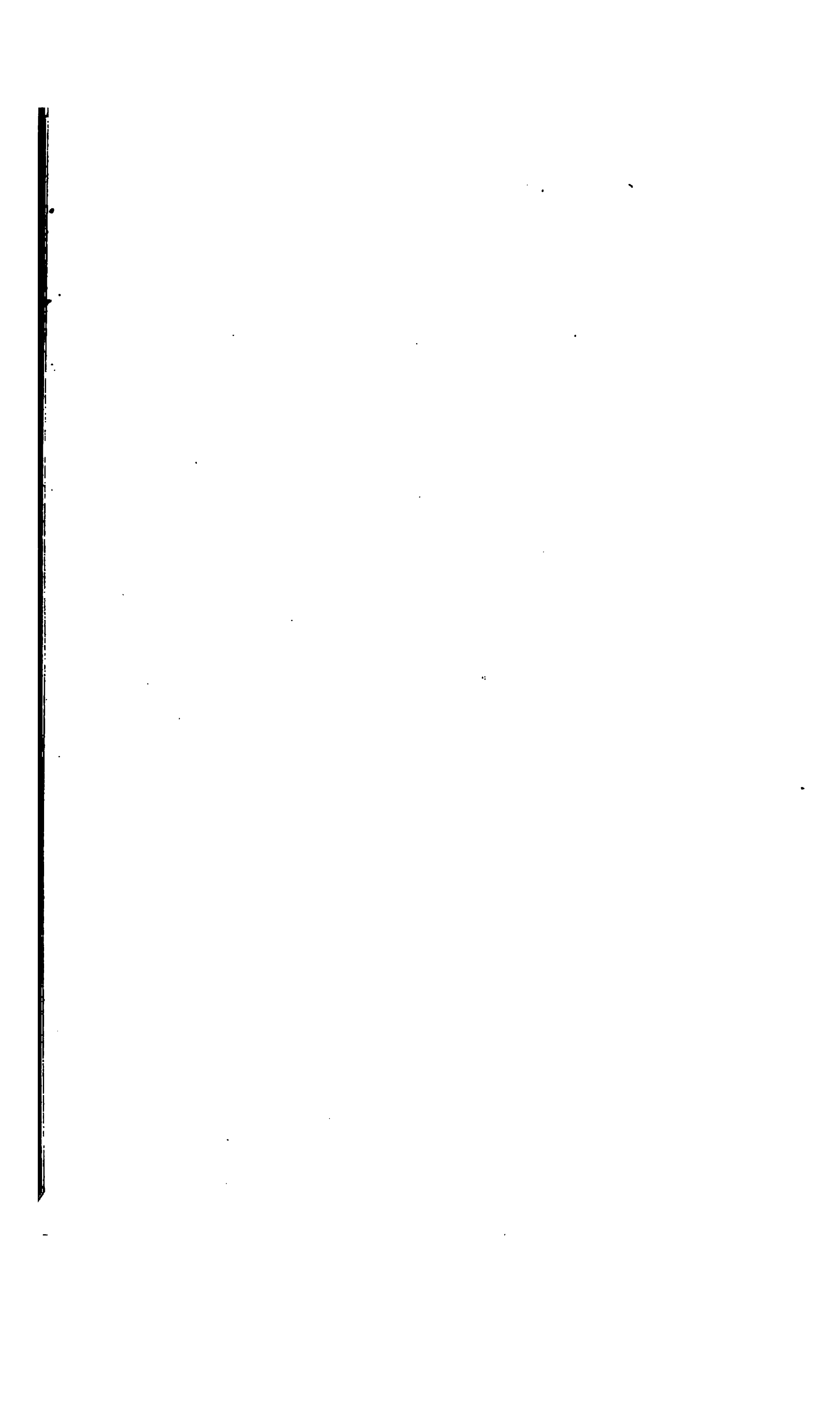
*) Vitruv beschreibt, wie bereits in der Einleitung bemerkt wurde, eine spät griechische Wohnung. Der Verfasser.



Nach Petersen, Hauscultus der Griechen.

G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.



Glasverschluss; wahrscheinlich war die Technik nach dieser Richtung hin nicht ausgebildet, denn Gefässe aller Art aus Glas waren schon zu Herodot's Zeiten nicht mehr selten.

Das Untergeschoss erhält sein Licht vom Hofe aus, daher bedauert Winkelmann die griechischen Damen, dass sie ihre Neugier nicht befriedigen konnten, indem entweder gar keine Fenster nach aussen gingen, oder wenn welche vorhanden, sie doch so hoch an der Decke lagen, dass man nicht durch sie auf die Strasse schauen konnte.

Der Schwerpunkt des griechischen Wohnhauses ist aber der Hof, welcher mit seinen bemalten Wandflächen, mit seinen Säulenhallen, seiner reichen Lichtfülle u. s. w. den angenehmsten Eindruck machte.

Die Darstellung auf den Wänden führten meistens Handlungen aus der Heroenzeit vor. Die späteren Betrachtungen der pompejanischen Decorationsweise werden uns Anhaltspunkte genug bieten, um auf die griechische Wohnung in decorativer Hinsicht mit einiger Sicherheit zurückschliessen zu können, lag doch Pompeji in Grossgriechenland!

Die Möbel, resp. das Hausgeräth sind in der griechischen Wohnung nur so weit vertreten, als die absolute Nothwendigkeit es erfordert. Nichts zu wenig und nichts zu viel. Das Material der Möbel war meistens Holz, das man aber durch kunstgerechte Bearbeitung werthvoll machte. Die Kunst durchwehte eben das griechische Haus von Grund auf und daher ist denn auch jeder Gegenstand in ihm vom poetischen Geist der Kunst angehaucht. Zierliche und künstlerisch vollendete Holzarbeiten wurden in vorzüglichster Weise angefertigt. An Stühlen hatten wir folgende Arten aufzuzählen. Der einfache Stuhl (diphros) ein Taburet ohne Lehne, ferner der Feld- oder Lehnstuhl, welcher von Sclaven dem Herrn nachgetragen wurde, dann der Klismos, ein Lehnstuhl mit Rücken- oder Armlehne und stark ausgeschweiften Füssen, schliesslich der Thronos, ein hoher Ehrensessel mit geraden hohen Beinen, hoher Rückenlehne, hohen Armlehnen, welche mit künstlerischen Arbeiten geschmückt wurden; um ihn zu besteigen wurde ein Fussschemel (hypopodion) benutzt. Die Tische waren meist sehr niedrig, weil man zu Tische lag; die Füsse der Tripoden (dreifüssige Tische) waren als Thierklauen

ausgebildet, um in tektonischer Hinsicht ihre Beweglichkeit auszudrücken; die Tischplatte, welche meist kreisrund, bestand in der ersten Zeit aus Ahornholz, später aus Metall und Elfenbein. Schränke kannten die Griechen nicht, denn ihre Kleider, ihr Gold, ihre Werthsachen wurden in tragbaren Kisten aufbewahrt, deren Verschluss durch Zubinden mittelst künstlicher Knoten und auch durch Versiegelung geschah. Auch prachtvolle Teppiche aus Milet und Babylon, auch Spiegel aus Bronze, Silber, Gold und Glas sowohl zum Aufhängen als auch zum Hinlegen waren vorhanden und sehr gern gesehen. Das griechische Bett war ein hölzerner Rahmen mit Füssen aus Elfenbein oder Metall; es hatte am Kopfende eine Lehne. Der Rahmen war unten mit Gurten aus Leder oder auch mit Stricken bespannt, auf welchen die Matratze ruhte; die letztere bestand in einem Ueberzuge aus Wolle oder Leinen, welcher mit Wolle u. s. w. vollgestopft wurde. Am Kopfende lag ein Polster, als Decke fungirte ein dichter Teppich.

Die Beleuchtung geschah durch halbkugelige Lampen aus gebranntem Thon; entweder standen sie auf einem Candelaber, oder sie hingen von dessen Armen herab; beim Ausgehen wurden die Lampen in Hornlaternen gesetzt.

Der Leuchtapparat steht zwar in technischer Hinsicht auf einer sehr niedrigen Stufe, während die decorative Kunst an ihm zur höchsten Vollendung gelangte. In dieser Hinsicht lässt sich auch der Verfasser der Tektonik aus:

In die Höhe spriesst, dem Sylphion, der Narthexdolde ähnlich an Bildung der zartgerippte Stengel des Kandelabers, von dessen Krone das bequeme Licht der häuslichen Lampe herabscheinen soll. Jedoch das Geräth sei ebenso wohl wandelbar und schnell bereit den Ort auf seiner Basis zu wechseln, als sodann auch wiederum fest und alleinständig zu verharren. Darum berührt die Wurzel des Stengels auch gar nicht den Boden sondern schwebt aufrechtstehend ein Weniges über demselben auf dem zu sichern Stande dreifach gespaltenen Fusse, welcher, der Tatze des Thieres nachgebildet, in elastischer Beugung den Stamm auf sich wiegt und ihn leicht über die Fläche hinwegführt — ein lebendiges Bild der Bewegung. Desgleichen ist dem Stamm auch wohl kein Kapitäl angeknüpft, wie der Säule,

dem unbeweglich die Last aufliegt, sondern weil die Lampe abnehmbar ist und dabei ein hohles Gefäss, zeigt sich auch schon der Kern des Stengels auf solche Bestimmung hindeutend, indem sie selbst gefässartig gebildet, schon die Bildform des kommenden Gefässes anklingt, dessen Füssen sie im Umringen leicht überfallender Blätter des hohlen Kelchkranzes einen sichern Einsatz bereitet; auch scheint sie dem Stamm nur oben so locker aufgesetzt, als ihm selbst das Gefäss aufgesetzt wird.

So bereitet empfängt der Kelch die bewegliche Lampe, aus deren hohlem Bauche sich der Dochte Schnauzen hervorstrecken, nach oben gekehrt, so recht zum Entlassen der Flamme gemacht. Weil aber die Lampe selbst tragbar sein soll, so deutet diesen weiteren Zweck das Bildwerk aus, das sich ihrem Rande vorspringend anfügt. Denn weil die nächtliche Dämmerung dunkel umzieht, wenn man die Dochte entzündet, so ist auch auf die Lampe der nächtlichen Schwärmerin Bild gesetzt, die geflügelte Maus, die stets der Schein des Lichts anlockt. Zum Fluge die Flügel gespannt, trägt sie leicht schwebend zwischen den Füssen dasselbe tragbare Gefäss, der Hand als Henkel zur Hülfe sich bietend.

Und wenn wir hier noch der Trinkgefässe gedenken, so geschieht dies, weil sie wegen ihrer Anzahl und der Vielfältigkeit ihrer Formen einen Hauptschmuck des Innern der griechischen Wohnung ausmachen.

Als Lieblingsgegenstände finden wir tektonisch vollendet gebildete Becher aus Thon, Krystall, Blei, Elektron, Silber und Gold. Besonders vielfältig waren die aus Thon und Metall hergestellten Geschirre für den Hausrath. Die verschiedenen Gattungen lassen sich bis zu Hunderten von geschmackvollen und erfindungsreichen Formen verfolgen: der einfache Wasserkrug mit einem stehenden und zwei wagerechten Henkeln, dann die verschiedenen Amphoren mit ihren beiden hochstehenden Henkeln und ferner die mannigfachen Mischgefässe.

Wein ungemischt zu trinken, war barbarisch — schliesslich die Schalen, Schöpfgefässe, Löffel, Krüge zum Ausgiessen und Vertheilen von Flüssigkeiten, die Weinflaschen, Kochgeschirre, Teller, Salbenbüchsen.

Denken wir uns alle diese Gegenstände auf zierlichen nied-

lichen Tischchen zur Schau ausgestellt, so wird uns in unzweifelhafter Weise die sinnreiche und geschmackvolle Ausstattung der historischen griechischen Wohnung klar vor Augen treten.

Zum Schlusse noch eine allgemeine Charakteristik des griechischen Wohnhauses.

Wie heutigen Tages unsere Wohnungen bald in grossartigster Weise angelegt und mit unerreichbarer Pracht ausgestattet sind, so war auch in der griechischen Wohnung bald eine weitläufige und bald eine einfache Anlage zu finden.

Bald besteht die griechische Wohnung nur aus der Gynaikonitis, bald sind Andronitis und Gynaikonitis in engster Weise mit einander verbunden. Letzteres war im Hause des Athener Blepyros der Fall, dessen Frau mit den Kleidern ihres Mannes bei Nacht und Nebel das Weite suchte, während er selbst am nächsten Morgen mit dem Mantel und den hohen Stiefeln seiner Frau bekleidet, die Volksversammlung zu besuchen genöthigt war.

Bald ist die griechische Wohnung ausgedehnter und bald steht sie in weitläufigster Weise ausgebildet da.

In dem Wohnhause des Mittelstandes sind wohl alle Räume des täglichen Bedarfs vorhanden, so dass diese Wohnungsclasse das eigentliche griechische Normalhaus ist.

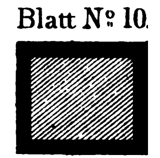
Als eigentliche Bedarfsräume wären in der Andronitis der Speisesaal, einige Empfangs- und Gastzimmer, der Hof mit dem Hypäthron zu nennen, während in der Gynaikonitis vor allen Dingen der Thalamos, der Amphithalomos, der Prostas, die Arbeitssäle, das Peristylion anzuführen sind.

Der Thalamos, also das eheliche Schlafgemach, ist der sicherste Theil des Hauses; in ihm werden alle Schätze, alle Kleider, überhaupt Alles von Werth aufbewahrt. Ob der Amphithalomos demselben Zwecke diente, kann nicht mit Gewissheit angegeben werden.

In reicher ausgebildeten Wohnhäusern finden sich ausser den oben angeführten Räumlichkeiten noch Unterhaltungssäle, grössere und kleinere ausgebaute Symposien, und umfangreiche Arbeitssäle.

Wo viele Sclaven und Sclavinnen waren, befanden sich diese Arbeitssäle sowohl in der Andronitis, als auch in der Gynaikonitis,





Domuncula oder *Gasthäusche*

Amphi-thalamos

Prostas oder Parastas

Hof der Gynaikonitis

Thyroreion der Gynaikonitis od. Frauenwohnung

Thalamos

Norden

grosser Speisesaal

Adronitis oder Männerwohnung

Domuncula oder *Gasthäusche*

Aus Stieglitz, Archaologie d. Baukunst

G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.

denn stets arbeiteten die männlichen und weiblichen Sclaven streng getrennt.

Die Sclaven schliefen in den oberen Stockwerken.

Auch Weinkeller, Lagerräume u. s. w. fanden sich in den Wohnungen der Reichen vor. In solchen Häusern treten an die Stelle von Gastzimmern kleine Gasthäuser, die Vitruvius — vergleiche Tafel No. X — „domunculae" nennt. Am ersten Tage wurde der Gast zu Tische geladen, für die übrige Zeit war er wie zu Hause, in seinem eigenen Heim.

Der Gastfreund schickte seinem Gaste Früchte, Wildpret, Geflügel u. s. w., so dass dieser sich seine Speisen selbst bereiten lassen konnte, so dass er also nicht von dem Leben und Treiben im Hause des Freundes abhing und auf diese Weise seinen Geschäften besser nachgehen konnte.

Diese zugeschickten Lebensmittel wurden Xenia genannt, woraus sich die Malerbezeichnung für Fruchtstücke u. s. w. herleitet.

Die übrigen, nicht angezogenen Grundrisse sollen zum Schlusse dieses Theiles noch kurz besprochen werden.

Die bei weitem grösste Zahl der mitgetheilten Grundrisse sind ideeller Natur; dieser Umstand muss stets bei Beurtheilung derselben berücksichtigt werden. Leider sind uns bis jetzt keine Ruinen überkommen, die wir mit Bestimmtheit als von einem griechischen Wohnhause herrührend recognosciren könnten.

Zu dem auf Tafel VII mitgetheilten, aus dem Werke von Guhl und Koner, „das Leben der Griechen und Römer", entnommenen Grundrisse hätten wir zu bemerken, dass wir seine Disposition für allgemeine Fälle für falsch halten. In sehr vereinzelten Fällen wird allerdings die Gynaikonitis vor der Andronitis gelegen haben. Nichts destoweniger haben wir die Bezeichnung für den vordern Theil als Andronitis beibehalten. Dieser nach der Strasse zu gelegene Theil hat aber den ausgeprägten Charakter einer Gynaikonitis: der Raum P ist zweifellos ein Prostas oder Parastas, T und A könnten dann als Thalamos und Amphithalamos gelten.

Der vordere auf 3 Seiten umsäulte Hof öffnet sich nach dem Prostas hin. Links und rechts von Thyroreion also bei x und x' liegen die Zellen für die Thürhüter; t und t' geben sich als Ladenlocale oder als Ställe zu erkennen; p ist das Propylaion oder Prothyron.

Um den zweiten ganz umsäulten Hof — das Peristylion — gruppiren sich einige kleinere und grössere Räume.

Wir ersehen hieraus, dass der Grundriss den allgemeinen Normen für die griechische Wohnung nicht entspricht.

Auf Tafel IX ist der von Petersen — Hauscultus der Griechen — aufgestellte Grundriss abgebildet. Die Disposition im Grossen und Ganzen wenigstens entspricht nach meinem Dafürhalten viel eher der Wirklichkeit als die seines Vorgängers auf Tafel VII.

Der vordere Theil hat unbedingt den Charakter einer Andronitis und der hintere Theil den einer griechischen Gynaikonitis. Rechts hinter dem Eingange liegt eine Nische, in welcher sich Petersen ein Heiligthum denkt; etwas weiter dem Innern des Hauses zu, aber an derselben Seite liegt die Wohnung des Pförtners; nach der Strasse zu liegen Verkaufslocale oder auch Stallungen.

Bemerkt muss noch werden, dass der ganze Entwurf sehr starke Anklänge an das römische Wohnhaus verräth, so die bei a und a' befindlichen Räume, in welchem Petersen die Bildnisse der Besitz gebenden Gottheiten einerseits und die der Familiengottheiten andererseits aufgestellt denkt. Diese Räume haben also — wie wir später sehen werden — gleiche Lage und gleiche Bestimmung wie die alae des römischen Wohnhauses.

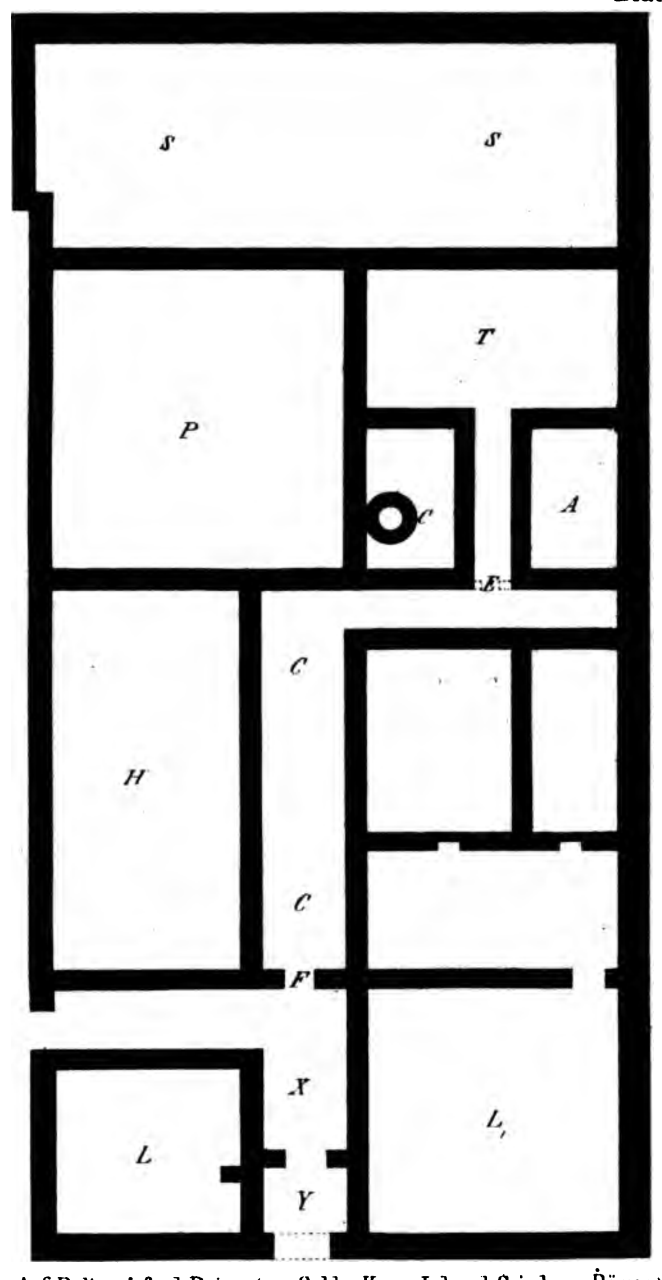
In der Mitte des umsäulten Hofes, steht, wie gewöhnlich ein Altar des Zeus Herkeios, dem Eingange gegenüber, also zwischen beiden Theilen des Wohnhauses liegt ein Raum T, welcher ebenfalls gleiche Ausbildung, wie das Tablinum des römischen Wohnhauses hat. Durch den Gang G — in welchem aber keine Thür angedeutet ist — gelangt man in den Hof der Gynaikonitis. Die Ausbildung der Gynaikonitis entspricht der von uns bereits allgemein beschriebenen Ausbildung der Frauenwohnung.

Auf Tafel X haben wir an allen 4 Ecken des eigentlichen Wohnhauses jene domunculae, deren Zweck wir bereits erörtert.

Auf Tafel XI sind die Ruinen eines auf der Insel Delos gefundenen Gebäudes; diese Abbildung ist ebenfalls dem Werke von Guhl und Koner, „das Leben der Griechen und Römer", entnommen.

Der Entdecker dieses Gebäudes glaubt, dass es ein Bade-

Blatt No. 11.



Auf Delios gefund. Ruinen (aus Guhl u. Koner, Leben d. Griechen u. Römer.)

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A. Meyer. Lith. A. Halle a/S.



haus gewesen; seine Annahme ist aber als nicht erwiesen anzusehen, denn sein Anhaltspunkt — die bei C liegende Cisterne — ist gewiss nicht stichhaltig, denn wohl jedes Haus hatte eine Cisterne oder einen Brunnen. Auch ist der Brunnenkreis im Verhältniss zu den übrigen Anlagen gar nicht zu übermässig gross.

Wollen wir in diesem Grundriss die Theile des griechischen Wohnhauses bestimmen, so werden wir auf einige Schwierigkeiten stossen.

Der Raum für das Peristyl wäre P, der für den Thalamos R, für den Amphithalomos A, für den Arbeitssaal S, für die Küche C, welcher Raum auch ein Bad gewesen sein könnte. Bei E — punctirt gezeichnet — befindet sich der Eingang zur Gynaikonitis, während F als der Eingang zum privaten Theil des Hauses überhaupt angesehen werden könnte. G könnte die Stelle bezeichnen, wo ein Säulengang gestanden, H wäre dann der Hof der Andronitis; x bezeichnete die Stelle des Thyroreion und p die des Propylaion oder Prothyron, L und L wären Läden oder Stallungen.

Diese Raumvertheilung ist — wohlverstanden — nur ein „Versuch" zur Raumvertheilung!

Auf Tafel XII haben wir einen Entwurf von Scamozzi, welcher uns eine in reichster Weise ausgebildete Wohnung vorführt; auch 2 domunculae — in reicher Weise ausgebildet — fehlen nicht. Scamozzi hat denselben Fehler begangen, welchen wir bereits beim Grundriss Tafel VII rügten. Der vordere Theil hat, obwohl er die Andronitis bildet, den ausgesprochenen Charakter der Gynaikonitis. A ist ein Prostas, B ein Thalamos, C ein Amphithalamos. E ist der Eingang, Z die Wohnung für den Pförtner und S die Stallung.

Bei M ist eine Mesaulosthüre, durch welche wir in die Gynaikonitis gelangen.

Auf Tafel XIII ist ein Grundriss von Galliani. Hier liegen Andronitis und Gynaikonitis neben einander. Vergleiche Tafel X.

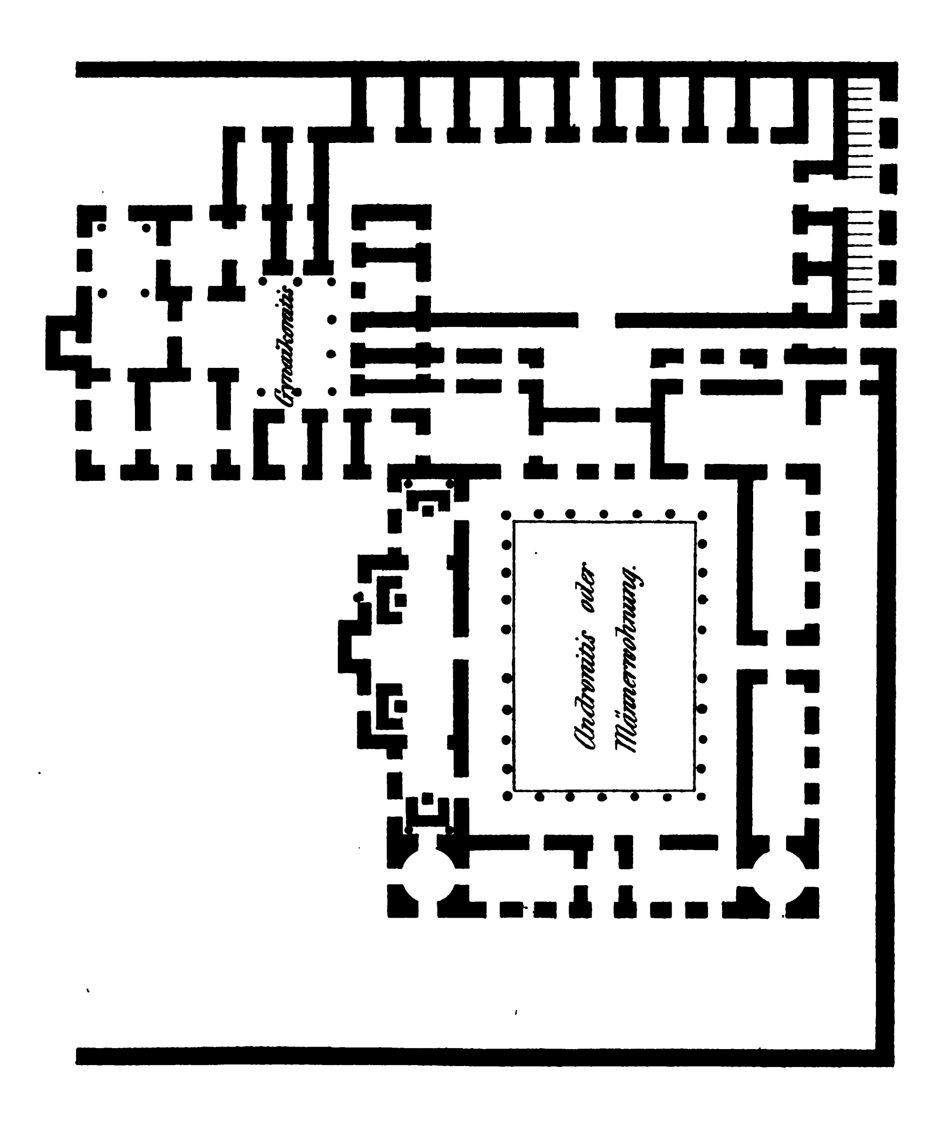
S, s, s sind die Arbeitssäle, P ist die Prostas oder Parastas T der Thalamos und A der Amphithalamos, C ein grosser Speisesaal, D sind Nebengebäude für besuchende Freunde. Auf Tafel XIV haben wir einen von Durand nach „Voyage du jeune Anacharsis, par Fénélon" construirten Grundriss, über den sich nicht

viel sagen lässt. Wir haben ihn nur der Vollständigkeit halber mitgetheilt.

Ein gleiches Schicksal theilt der auf Tafel XV mitgetheilte und von Pérault entworfene Grundriss.

Weit wahrscheinlicher und der Wahrheit näher kommend, ist der auf Tafel XVI mitgetheilte Grundriss von Overbeck. Besonders charakteristisch ist die Gynaikonitis ausgebildet, deren Anlage sich aus dem Plane ergiebt.

Hiermit schliessen wir unsere Betrachtung über das griechische Wohnhaus.

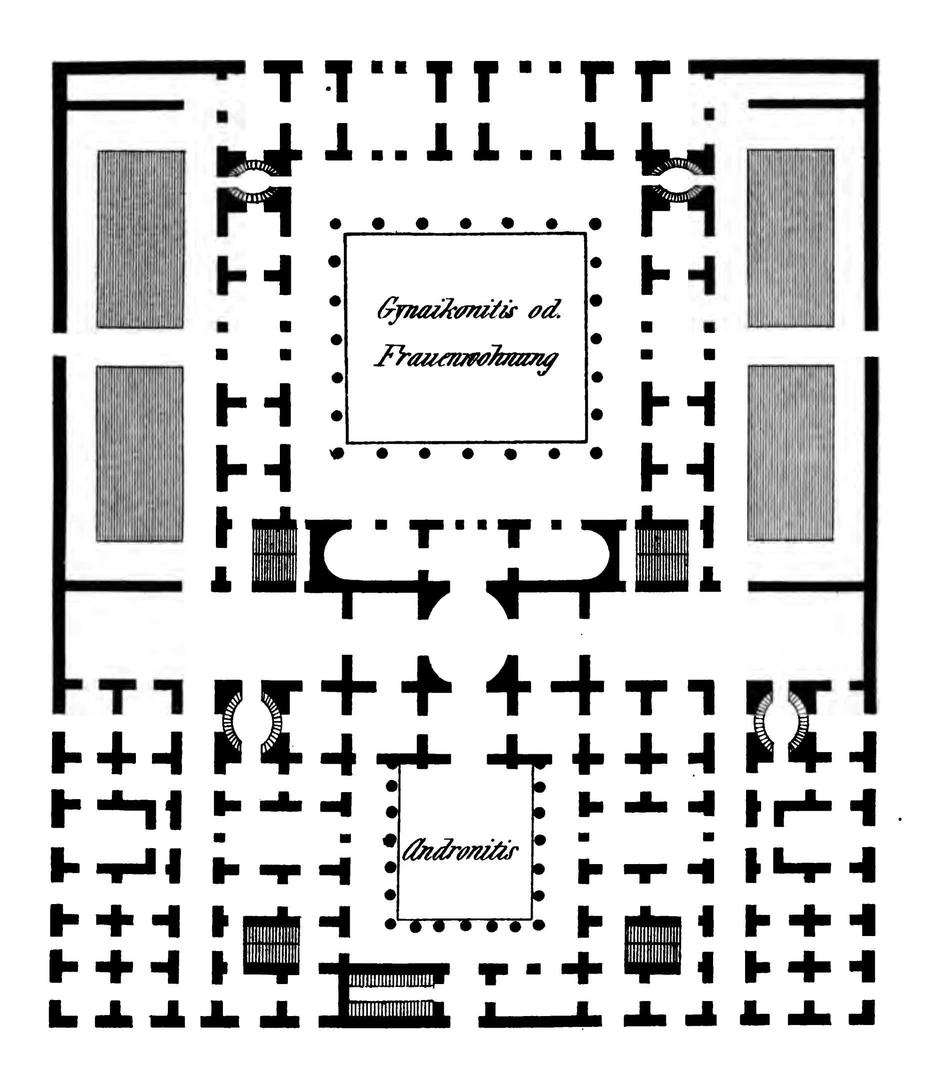


Durand d'après le voyage du jeune Anacharsis.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

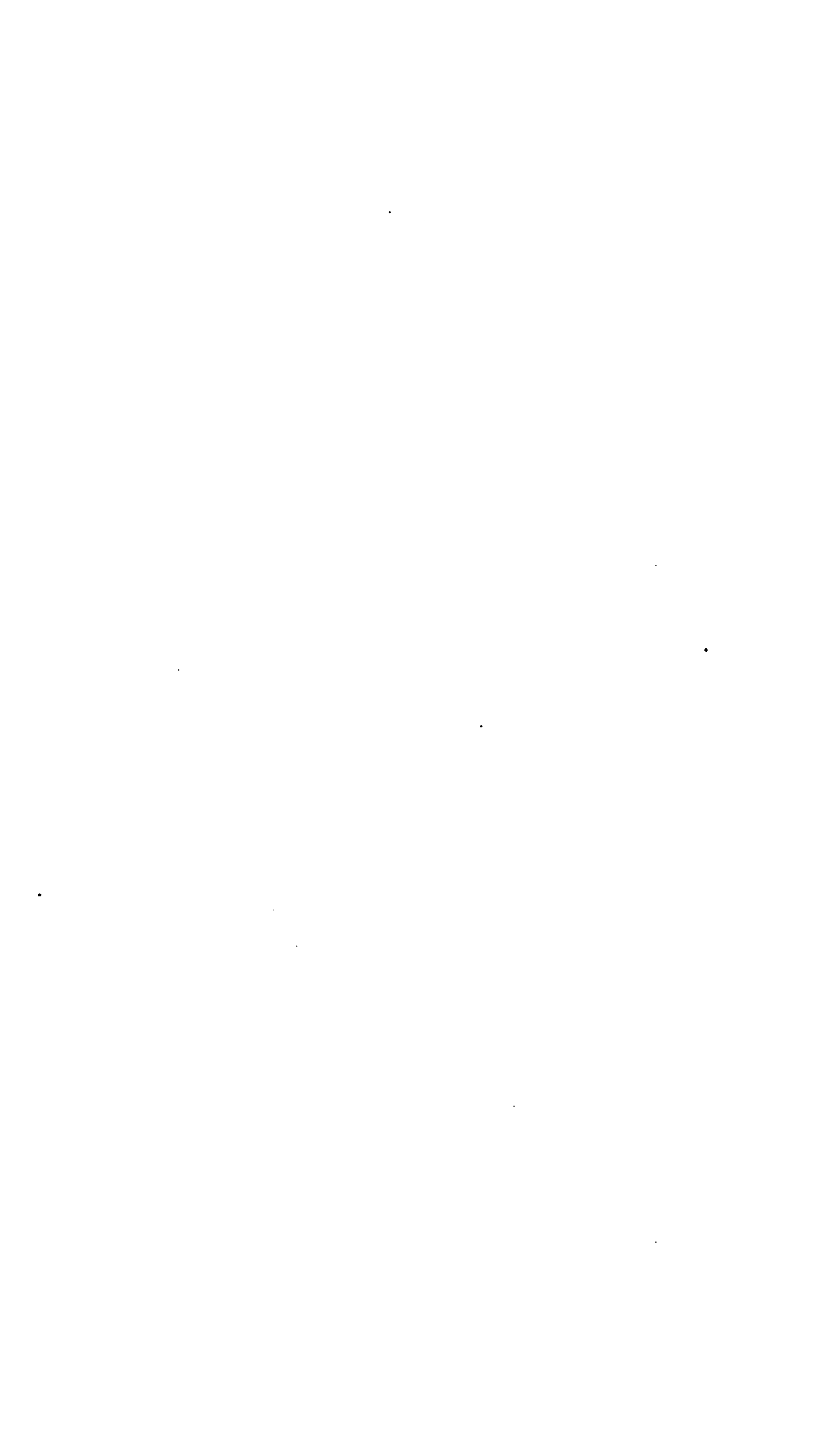
A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.

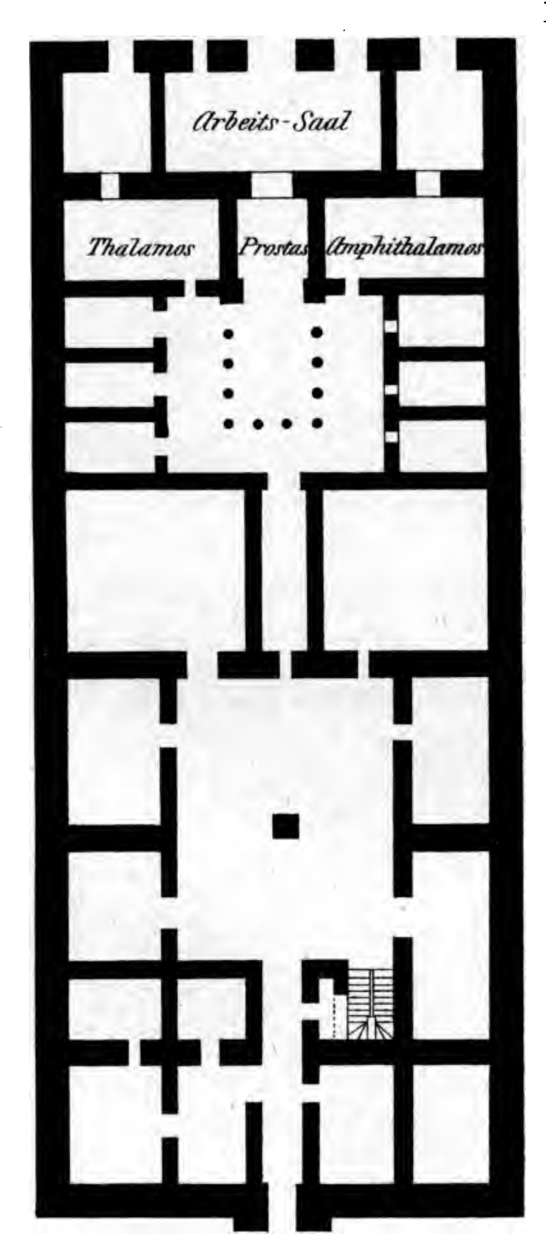




Nach Perault.

G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig.
A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.





Nach Overbeck etc.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.
A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



Das

antik-griechisch-römische Wohnhaus

in decorativer Hinsicht.



Nachdem wir in ausführlicher Weise die Entstehung, die bauliche Disposition und ferner die Construction des antik griechisch-römischen Wohnhauses besprochen haben, wenden wir uns nun seiner innern Decoration im Allgemeinen zu.

Ob nun die bauliche Disposition der antik griechisch-römischen Wohnung der decorativen Anordnung und Ausstattung günstig war, lässt sich ohne ausführlichen Betrachtungen a priori nicht bestimmen. Vorausschicken kann man allerdings, dass die näheren Untersuchungen diese Frage zu Gunsten der antiken Bauweise beantworten werden.

Auf den ersten oberflächlichen Blick hin, könnte man allerdings sehr leicht in die Versuchung gerathen, eine für die Decoration vortheilhafte Disposition dem antiken griechisch-römischen Wohnhause abzusprechen. Indessen könnte dies nur unter der Voraussetzung einer mangelhaften Beleuchtung, welche den Farbenschmuck nicht zur Geltung kommen lässt, geschehen. Mit einer solchen Annahme aber würde man weit von der Wahrheit abgerathen sein, denn trotzdem, dass die Façade des antik griechisch-römischen Wohnhauses aller Fenster entbehrt, trotzdem dass die Räumlichkeiten das Licht fast ausschliesslich aus dem Peristyl und Atrium erhalten, trotz alledem beleuchtet das helle und intensive Licht des südlichen Himmels übermächtig die ganze Anlage.

Und hierzu konnte der antike Decorationsmaler unsere heutigen in's Lichte verwaschenen Farbentöne — das zarte Rosa, das blasse Lila, das weissliche Blau, das helle Grau — nicht verwenden.

Die Farben der antiken Decorationsmaler sind kräftig und wirkungsvoll; schwarzer Sockel, rothe Mittelwand und weisser Fries, oder auch wohl gelber Sockel, rothe Mitte und schwarzer Fries. Eine strenge Regel kennt er nicht; obwohl es nicht zu bestreiten ist, dass die wachsende Helligkeit der Farben einen Raum nach obenhin höher und luftiger erscheinen lässt.

Der antike Wandmaler richtet seinen Blick nur auf die Gesammtwirkung; daher stösst unser Auge stets auf harmonische, wohlthuende Farben.

Es soll hiermit aber nicht gesagt sein, dass der antike Decorationsmaler nur dunkle Farben verwendet hätte. Dem wäre weit gefehlt. Auch helle, lichte Wände kommen vor, aber dann weisen diese eine zierliche und graziöse Ornamentation auf, die uns auf lichtem Grunde doppelt heiter, doppelt anmuthig und liebenswürdig erscheint.

Die Grundlage der Wandmalerei bildet eine horizontale und verticale Gliederung der Wand selbst. Diese trennenden Glieder haben weniger eine architektonische Form, als eine arabeskenartige Bildung. Haben diese Theilungsglieder wirklich eine solche architektonische Grundlage, z. B. die einer Säule, so ist dieselbe so rohrartig gehalten und so mit Blumen und Ranken umwunden, dass man alle Architektur dabei vergisst. Weiter ist der Fries der Tummelplatz übermüthiger Laune, indem uns hier auf schönen und leichten Blumengewinden bunte Vögelchen, kleine Genien und liebliche Figuren entgegentanzen.

Nächst diesem umrahmenden Ornament haben wir den bildartigen Schmuck der inneren Flächen anzuführen. In diesem Füllwerk ist das ganze Gebiet der Kunst vertreten, vom Stillleben bis zum Porträt, von der Landschaft bis zum historisch-mythologischen Gemälde! Aber Alles, was uns vorgeführt wird, ist decorativ gehalten und nie verleugnen diese Wandmalereien ihren rein decorativen Charakter. Als Specialitäten führen wir Schmetterlinge, Vögelchen, Hirsche, menschliche Gestalten, wie Genien, Amoretten, Satyre, Nymphen, Bacchantinnen, Citherspielerinnen und Tänzerinnen, selbst kleine Gruppirungen an.

Alle diese Figuren schweben auf dunklem Grunde in der Luft. Sie haben keinen Halt, keinen Grund und Boden, worauf sie stehen. Sie sind eben Gebilde der Phantasie.

Neben diesen Figuren kommen, wie wir bereits gesagt, auch Stillleben vor, in weiterer Folge auch kleine Landschaften, humoristisch-comische Scenen aus den Comödien u. s. w.

Schliesslich gehen wir zu den umrahmten Bildern über, wenngleich deren Rahmen nur ein rother Streifen. Und hierbei sind vornehmlich kleine Landschaften, Genrebilder, phantastische Felsenlandschaften, historische Scenen anzuführen.

Wollte man sie aber mit den Staffeleibildern unserer heutigen Maler vergleichen, so würden wir einen himmelweiten Unterschied zwischen diesen und jenen bemerken.

Während unsere heutigen Gemälde im Atelier des Künstlers unabhängig von ihrer zukünftigen Verwendung und ihrer zukünftigen Umgebung entstehen, verrathen speciell die pompejanischen Decorationsmalereien ihren unmittelbaren Zusammenhang. Alle sind mit gleichmässigem Tageslicht gemalt, ohne Schattenwirkung, also ohne dunkle Tiefen, bei einfacher Composition und ohne Ueberladungen und Uebertreibungen. Diese Punkte sind eben Charakteristika der antiken Decorationsmalerei. Auch harmoniren diese Gebilde streng mit den Räumen, in welchen sie zur Anwendung kommen.

Bei aller Flüchtigkeit der Ausführung haben diese Schöpfungen der antiken Decorationsmalerei einen überaus künstlerischen Reiz. Alle ihre Formen verrathen jenen nnverwüstlichen Schönheitssinn des echt griechischen Kunstgenius.

Ein weiterer Hauptvorzug der antiken Decorationsmalerei ist die richtige Erkenntniss der einzelnen Elemente, mit welchen die Baukunst ihre schöpferische Thätigkeit vollbringt, nämlich eine stetige Anwendung der richtigen, der Function der baulichen Elemente entsprechenden Ornamentirung. Die Wand ist eine Ebene, eine Fläche, die abschliesst und trennt, aber keineswegs trägt; in der Antike bleibt sie Wand, das Zimmer bleibt Zimmer und wird nicht, wie leider so häufig heutigen Tages in einen Garten oder Wald verwandelt. Doch verlassen wir die nun Wand und widmen wir weitergehend unsere Aufmerksamkeit dem Fussboden.

Leider sind hier in decorativer Hinsicht eigenthümliche Fehler bebegangen worden.

Der Fussboden — die structive Herstellung der verschiedenen Arten haben wir bereits besprochen – weist meistens eine geometrische Ornamentirung auf, man stellt eben in einfachster Weise verschiedenfarbige Steinplatten zusammen. Meist kommt eine abwechselnde Verwendung von schwarzen und weissen Platten vor, die dann allerdings eine missliche Wirkung hervorbringt. Die schwarzen Tafeln sind ohne Zweifel als Schatten aufzufassen, die ohne erhabene Stellen nicht möglich. Mit dieser Annahme aber verschwindet das Gefühl der Sicherheit, weil der Fuss sich auf unebnem Boden zu befinden scheint.

Unsere modernen Anlagen dieser Art sind in denselben Fehler verfallen; auch bei uns sind derartige Missbildungen Modesache geworden. Doch nicht genug mit diesem Missgriff. Die Antike geht noch weiter und wird von der modernen Decorationsweise auch hierbei nicht im Stich gelassen.

Wir können hier nur von der pompejanischen Decoration sprechen. Und gerade diese bewirkt in weiterer Folge die Ausschmückung des Fussbodens durch ornamental gehaltene Thiergestalten, ja selbst menschliche Gestalten werden herbeigeholt. Ob nun unsere Ebenbilder gerade in richtiger Weise gewürdigt sind, wenn man auf ihnen herum tanzt, wird wohl nicht schwer zu entscheiden sein. Man denke hierbei nur an unsere modernen Teppiche, die ja auch in den Bereich ihres Schmuckes menschliche Gestalten, ja Porträts berühmter Männer, auch Landschaften und sogar Urwälder hineinziehen. Und dies Alles, um mit den Füssen getreten zu werden! Will man mit derartigen Nachahmungen Kunstwerke schaffen oder will man hiermit die Charakteristik des Fussbodens ausdrücken? Kunstwerke lassen sich bekanntlich mit unserer heutigen Stickweise nicht herstellen, denn Gemälde wirken sowohl durch ihre Composition, als auch durch ihre Farbenpracht, ihre Farbenübergänge und den Schwung der Linien.

Und so erkennen wir mit leichter Mühe, dass unsere heutige Stickweise sich vergeblich abmühen muss, um der Malerei Concurrenz zu machen. Mit der Plattstickerei ist dies weit eher möglich, und diese hat denn auch Grosses bereits geleistet. Diese Irrwege

müssen wir erkennen, bevor wir in decorativer Hinsicht richtige Wege zu wandeln im Stande sein werden.

Leicht erklärlich ist der Irrthum der antiken Decorateure, jene wollten eben die Decoration des Fussbodens auf die Höhe der Wanddecoration bringen und hierbei geriethen sie auf Abwege.

Ein gleiches Streben führte auch zur Decoration des Plafonds.

Ueber seine Decoration vermögen wir wenig zu sagen, weil die meisten Decken eingestürzt sind. Versuchte Reconstructionen lassen nur Prinzipien erkennen, nach welchen die Decoration der Decke zu geschehen pflegte. Einmal haben wir die Cassettendecke welche — aus rechtwinklig gekreuzten Balken bestehend — von oben verschalt wurde, so dass nun die Balken und die zwischen diesen liegenden Vertiefungen zu polychromer Verzierung in schönster Weise benutzt werden konnten; zum zweiten wird dieses Princip auf eine von unten verschalte Decke übertragen, die mit Stuck überzogen wurde, so dass auch hier die Polychromirung und Ornamentirung überhaupt in einer quadratischen Feldereintheilung gipfelte.

Auch gelangten flache und schliesslich gewölbte Decken zur Verwendung; letztere wurden dann „camerae" genannt; auch bewegliche Decken waren vorhanden, wie zum Beispiel in Nero's Speisezimmer, dessen Decke mit Elfenbein ausgelegt war und aus deren Ornamenten wohlriechendes Wasser herausspritzte.

Was nun die malerische Behandlung der Decke anbetrifft, so übertrugen die antiken Decorateure die phantastischen Verzierungen der Wände auch auf die schwebende Decke.

Die Grundfarbe ist hell, meist gelblich oder blau. Eine erfundene regelmässige Eintheilung durch Guirlanden, Blattstiele u. s. w. begünstigte die schöpferische Thätigkeit der antiken Decorateure. In den Feldern der Decke wiegen sich bunte, kleine Vogelgestalten, so dass die an sich schon leicht gehaltene Decke durch diese Art der Verzierung eine wunderbare Gefälligkeit, Heiterkeit und Luftigkeit bekommt.

Der Hauptzweck dieser Decorationsweise besteht darin, der Decke das Gefühl einer auf uns Menschen drückenden Schwere zu nehmen, und dies' wird in glänzender Weise erreicht.

Wir unterschieden bereits oben verschiedene Constructions-Principien. Doch noch mehr, die verschiedenen Denkarten hatten

auch ein bestimmtes Verwendungsprincip. Die eigentliche Cassettendecke wurde zur Ueberdeckung der Atrien, der Peristylien u. s. w. hauptsächlich verwandt; das andere Princip übte seine Herrschaft mehr in geschlossenen Räumen aus.

Doch nicht die Malerei allein war dazu berufen, die antike Wohnung auszuschmücken. Bei der eigenthümlichen Bauart der antiken Wohnung waren noch genug Anhaltungspunkte für die Decoration gegeben, welche der überaus practische Sinn des Römers nicht unausgebeutet liess. Die Plastik wurde nun zu Hülfe genommen, um die Decoration, welche bisher die Maler allein hergestellt, zur Vollendung zu bringen. Die Wände und Nischen der Atrien. Peristylien, die Springbrunnen, Impluvien, die Cisternen u. s. w. forderten gleichfalls den Bildhauer zum Schaffen heraus. Zu den buntfarbig gehaltenen Säulen mit cannelirtem Schafte auf bunt bemaltem Sockel stehend und durch buntfarbige Kapitäle gekrönt, fügte die Plastik Figuren aus Bronze und Marmor hinzu, welche man in den Intercolumnien der Säulen aufstellte. Auch die Vorhänge von kostbaren, farbenreichen orientalischen Stoffen zum Abschliessen des Tablinums, der Schlafzimmer, zum Ueberspannen des Impluviums im Atrium mussten den Farbenreiz erhöhen. Und hier war es wieder das farbige, matt gedämpfte Sonnenlicht, welches seinen Zauber zur Geltung brachte.

Vornehmlich boten die Brunnennischen der Plastik unzählige Decorationsmotive: Nymphen, Mädchen mit Amphoren, angelnde Fischer, Tritonen, Nereiden etc.. Und schliesslich war es die Verbindung der Kunst mit der Natur, welche dem Gesammten den Siegel der Vollendung aufdrückte.

Zwar klein in seinen Dimensionen, aber überaus anmuthig in seiner Anlage musste der Garten mit seinen Beeten, Bäumen, Sträuchern, seiner Laube, von Weinlaub umschattet, den mächtigen Eindruck der ganzen Anlage erhöhen. Was der kleine engbegrenzte Raum nicht zu bieten vermochte, das musste die Kunst ersetzen, dem starren Mauerkörper benahm man das beengende Gefühl, indem man seine Wände in schönster Weise bemalte. Wo der Garten fehlte, da wurde er durch die Malerei auf den Wandflächen hervorgezaubert. Allerdings ein Missgriff der Kunst, indem die Kunst nur nachahmen und nicht täuschen soll.

Doch kehren wir noch einmal in jene trauten Räume zurück und betrachten in aller Eile speciell das Mobilar des römischen Wohnhauses.

Die reichste Ausstattung ward den Speisezimmern zu Theil. In diesen bemerken wir in der Mitte zunächst einen Speisetisch, welcher an drei Seiten Lagerplätze für die Gäste darbot, während die vierte Seite für das Dienstpersonal offen blieb. „Nicht mehr als die Musen und nicht weniger als die Parzen“ bestimmt im Allgemeinen die Zahl der Gäste bei einem Gastmahle im Kleinen. Die grossen Gelage wurden im Atrium abgehalten, für welche Fälle Vitruvius die Atria dipluviata empfiehlt, weil jene ein günstiges Aufstellen der Triclinien weit eher ermöglichen, als die Atria compluviata mit ihren Wasserbecken.

Die weitere Ausstattung der Triclinien beschränkte sich auf Tische, welche das kostbare Hausgeräth trugen: Kunstgefässe, Mischkrüge, Pokale aus Gold, Silber, Glas. Die Speisetische, aus kostbarem Material bei äusserst künstlerischer Bearbeitung hergestellt, waren naturgemäss — weil die Römer bei Tische lagen und nicht, wie wir sassen — niedriger. Das Material derselben war nicht selten edles Metall, häufig aber auch Marmor, Bronce, auch Holz mit kunstreichem Mosaik, mit künstlerischen Elfenbeineinlagen u. s. w. Es gab Tischplatten, die einen Werth von 200000 Mark hatten. Den kostbaren Tischen entsprachen die Lager für die Gäste, deren Gestelle mit Reliefs verziert waren, während gewebte Seidenstoffe mit reichen Stickereien die Lager selbst bedeckten. Unter dem Arm der Speisenden lagen Kissen mit Goldstickereien. Nehmen wir nun noch an, dass der Fussboden mit Blumen bestreut war, oder dass auch wohl Sägespäne mit Safran, Zinnober, wohlriechendem Balsam und Marienglas gemischt, zur Verwendung kamen, so können wir uns eine nothdürftige Vorstellung von der Behaglichkeit solcher römischer Triclinien machen.

Im Studirzimmer des Hausherrn war die Ausstattung ebenfalls reich, denn gerade hier liebte der römische Hausherr den grösstmöglichsten Luxus.

Das Schlafzimmer war entweder durch Teppiche oder auch durch Innenmauern in 3 Theile getheilt: im ersten Raum, der auch wohl „procoeton“ hiess, wartete der Sclave; im zweiten Theil

kleidete sich der Römer aus und an und erst der dritte Theil war der eigentliche Schlafraum. In ihm paradirte auch das Bett als Prachtstück, in ihm wurden die kostbarsten Teppiche, Vorhänge u. s. w. aufgehängt und verwendet, obwohl diese Zimmer nur bei Krankheitsfällen von Fremden besucht wurden. So erzählt Martial in seinen Epigrammen, dass einst ein reicher Römer aus dem Grunde eine Krankheit simulirte und sich in's Bett legte, um den ihn besuchenden Freunden die eben aus Babylon angekommenen Teppiche und Decken zeigen zu können.

In den Zimmern der römischen Frauen traten an Stelle der Lager die Sessel und Stühle und erst zur Zeit des sittlichen Verfalles wurden die ersteren eingeführt; auch die „oeci“, die Besuchszimmer und die Unterhaltungsräume die „exedrae“ hatten keine Ruhelager. Die Stühle, ohne Lehne, haben gekreuzte Beine, während jene mit Rücken- und Armlehnen auf geraden Beinen ruhten. Die Lehnen waren mit Rohr, Leder oder germanischen Federn gepolstert. Die römische Lehne könnte auch uns zum Muster dienen. Sie war concav und ermöglichte so ein ruhiges, angenehmes Sitzen, während unsere convex vorspringenden Einrichtungen weit eher ein Schwanken, ein unruhiges Sitzen herbeiführen.

II. Theil.

Das römische Wohnhaus.



Die Vorstellungen, welche unsere Fachgelehrten bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vom römischen Wohnhause hatten, waren sehr unvollkommen und sehr mangelhaft. Woher sollten sie auch eine Kenntniss desselben genommen haben? Leider hat man sich weit mehr mit der Erforschung solcher Bauwerke der antiken Welt beschäftigt, die der Oeffentlichkeit, dem Staate, beziehentlich dem Gemeinwohl dienten, während man eine Kenntniss des Wohnhauses mehr oder weniger nicht erstrebte. Und wie wichtig ist gerade die Kenntniss von der Einrichtung des Wohnhauses für die Beurtheilung eines Volkes. Bilden sich nicht die Sitten und Gebräuche, resp. gestaltet sich nicht das ganze Völkerleben überhaupt auf Grund des häuslichen Lebens? Mit der Kenntniss des Wohnhauses gewinnt man aber tiefere Einblicke in das Familienleben! Und welchen Einfluss das Wohnhaus auf jenes, resp. umgekehrt ausübt, würdigen wir noch heutigen Tages. Schliessen wir doch noch heute, von dem Eindruck welchen ein Wohnhaus auf uns macht, auf die Gewohnheiten und Neigungen seines Besitzers! Wie viel mehr werden wir dies bei den römischen Wohnhäusern thun können, brachte doch der Römer seine Gewohnheiten und Neigungen stets zum unmittelbaren Ausdruck in seinen Handlungen, in seinem Thun und Treiben überhaupt.

Die Vorstellungen, welche also über die bauliche Disposition und innere Einrichtung des römischen Wohnhauses bestanden, waren, wie wir bereits mehrfach erwähnt haben, sehr mangelhaft.

Da führte ein glücklicher Zufall brunnengrabende Italiener auf die Stelle, wo im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die

blühenden Städte Unteritaliens Pompeji, Herculanum und Stabiae durch die verheerenden Eruptionen des Vesuvs untergegangen waren. So hat uns ein glücklicher Zufall diesen im Schoosse unserer Mutter Erde sorgfältig aufbewahrten Schatz unversehrt wiedergegeben. Und wie dankbar mögen wir dem Zufall sein, weil gerade die Verschüttung von Pompeji zum grössten Theile durch Asche und solches Material bewerkstelligt wurde, die man entfernen kann, ohne die unter demselben begrabenen Gegenstände beschädigen zu müssen.

Die Binde, welche früher unsern sehnsüchtig forschenden Blick verhindert hatte, hinauszuschweifen in die Ferne einer längst hinter uns liegenden Zeit, sie sollte in dem Augenblick von unseren Augen fallen, wo der Spaten der grabenden Italiener auf die Ruinen Pompejis stiess.

Marcus Vitrurius Pollio hat uns zwar eine Beschreibung des römischen Wohnhauses in seinem Werke, „de architectura" hinterlassen, indessen seine Angaben sind mangelhaft und beziehen sich ausserdem noch auf Zeichnungen, die längst verloren gegangen sind. Auch will Vitruvius die Einrichtung des römischen Wohnhauses — so weit es die Bestimmung der einzelnen Räume anbetrifft — nicht beschreiben, sondern er will nur die bauliche Disposition des Grundrisses allgemein vorführen. Also aus ihm, resp. aus seinen Schriften, konnte man sich sicherlich keine vollkommen richtige Vorstellung vom römischen Wohnhause bilden! Wir theilen übrigens auf Blatt 17 einen ideellen Grundriss eines römischen Wohnhauses mit, den Marini nach Vitruv's Angaben, die sich im VI. Buche seiner „Baukunst" vorfinden, entworfen hat. Wir werden später erkennen, dass dieser Entwurf von Marini nur in seiner Grundidee der Wahrheit nahe kommt; denn der ganze Grundriss ist viel zu reich gestaltet, viel zu gross ausgebildet!

Im Allgemeinen haben wir bei der Besprechung des römischen Wohnhauses verschiedene grosse Epochen zu unterscheiden, die sich durch die Art und Weise der Ausbildung des römischen Wohnhauses recht deutlich von einander unterscheiden. Zuvor müssen wir noch erwähnen, dass die Ansicht verschiedener Schriftsteller, als sei das römische Wohnhaus zu Pompeji ganz anders ausgebildet gewesen als die römische Wohnung in Rom, längst als eine irrige



Xystus

Triclinium

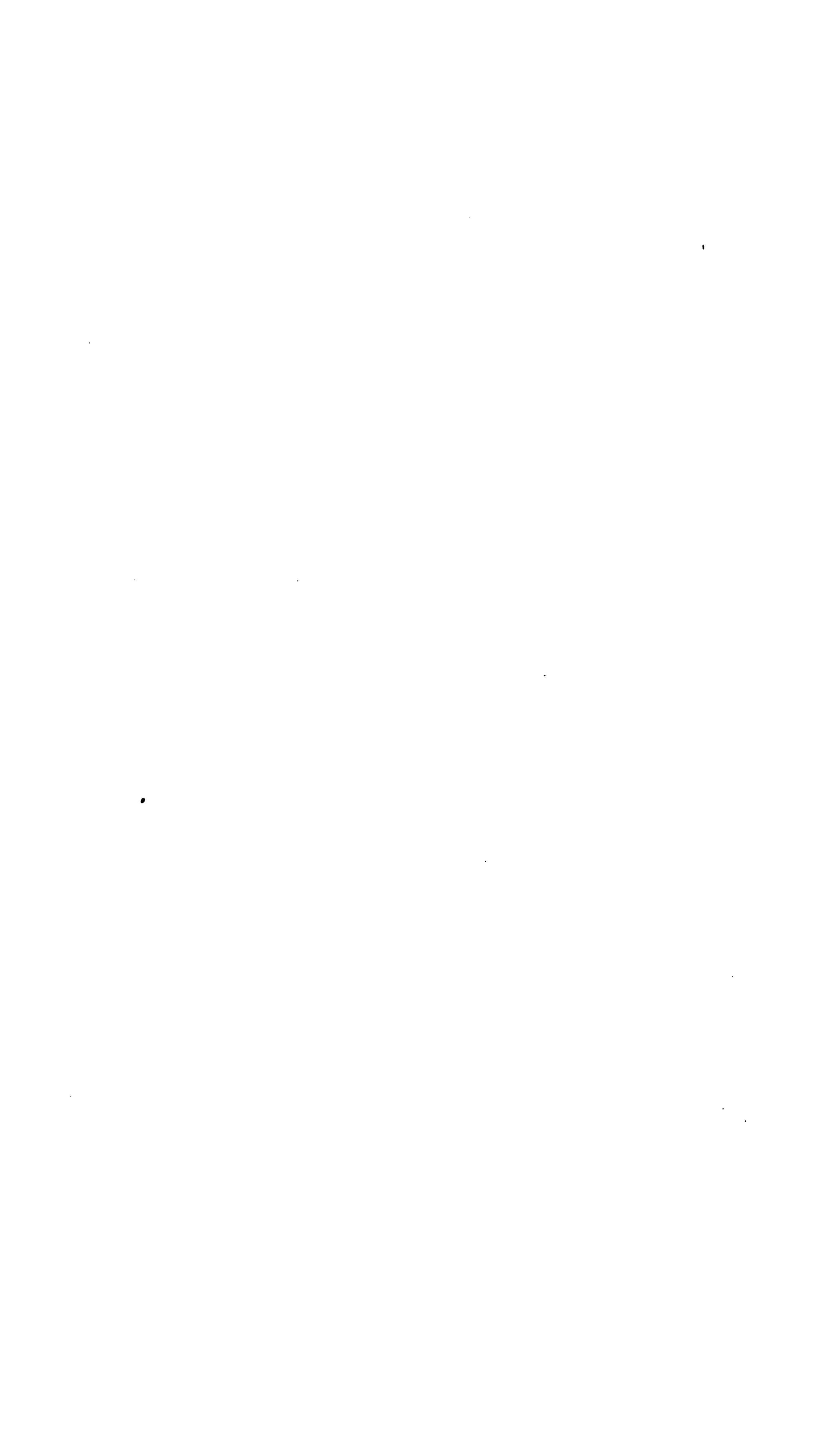
Officina

Peristylium

Ideeller Grundrifs eines römischen Wohnhaufes v. Marini.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



erkannt worden ist. Wir werden auch im weiteren Verlaufe unserer Betrachtung Grundrisse von solchen Wohnhäusern vorführen, die aus der Hauptstadt Rom stammen und an diesen eigentlich römischen Wohnhäusern werden wir eine ganz gleichartige Disposition, wie wir sie beim Wohnhause der Pompejaner fanden, erkennen.

Die Ausbildung des Wohnhauses ging mit der Entwicklung und Befestigung der römischen Herrschaft in Italien Hand in Hand. Zu jener Zeit, wo die der Sage nach eingewanderten Trojaner auf Italien's Boden noch keinen festen Fuss gefasst hatten, konnte von einer regelrechten Ausbildung des Wohnhauses jener überhaupt keine Rede sein, weil sie mehr ein Nomadenleben, als ein geordnetes Dasein führten. Feste Wohnsitze hatten die römischen Stammväter wohl nicht, also musste ihr Wohnhaus sehr primitiv sein! Reber will in der Luft-, Licht- und Rauchöffnung des römischen Atriums die Anklänge an das Kegelzelt der nomadisirenden Völker wiedererkennen. Gleich wie sich im höchsten Punkte des Zeltes eine Oeffnung befindet, durch die der im Innern erzeugte Rauch seinen Ausweg findet, so dient in gleicher Weise und demselben Zwecke das „compluvium" des römischen Atriums. Eine festere Gestalt scheint das römische Wohnhaus erst zu jener Zeit angenommen zu haben, als sich die römische Herrschaft bereits über Etrurien ausgedehnt hatte. Es fand hier dasselbe statt, was sich im Laufe der Geschichte so unzählige Male wiederholt: der Sieger nimmt vom Besiegten an, was ihm vortheilhaft oder bequem erscheint. So haben die Römer stets gehandelt. Aus dieser Handlungsweise resultirte sowohl ihre politische Grösse, als auch liegt in ihr der Keim des sittlichen und politischen Verfalles.

Der römische Sieger hatte ohne Zweifel sehr bald die Vorzüge der etrurischen Wohnung vor der seinigen erkannt und warum sollte er es verschmähen, sich dieses Gute anzueignen? Sollte vielleicht der Sieger daheim zur Zeit des Friedens schlechter leben und schlechter wohnen, als der Besiegte? — So wurde die etrurische Bauweise, die ohne Zweifel bei weitem vollkommener war, als die römische, in die Hauptstadt des erstarkenden Staates eingeführt!

Dass die Etrurier in der Baukunst bereits sehr weit vor-

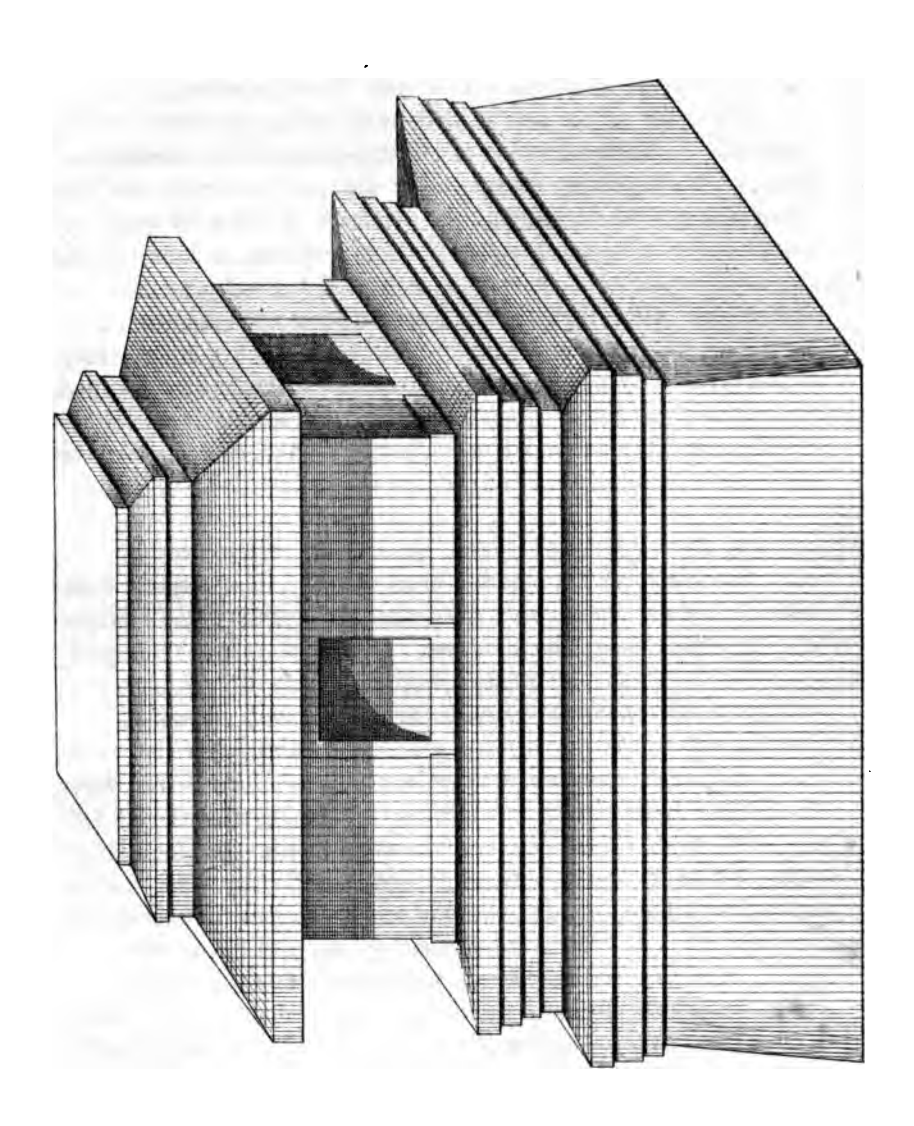
geschritten waren, erhält aus der in der neuern Zeit ziemlich feststehenden Thatsache. dass die Etrurier die Erfinder des Gewölbebaues gewesen sind, seine volle Bestätigung!

Der Sage nach beginnt der etrurische Einfluss mit der Wahl des Königs Tarquinius Priscus, der nach Rom eingewandert war, und dort als ein sehr geschickter und äusserst erfahrener Mann sehr rasch zu hohem Ansehen gelangte. Auch wird seine griechische Abstammung erwähnt und hervorgehoben. Wir wollen diese historische Notiz nicht weiter erörtern, weil uns diese Erörterung vorläufig keinen Aufschluss gibt. Wir wollen nur bemerken, dass alle Schriftsteller, die das römische Wohnhaus besprechen, auf Etrurien hinweisen; dort in Etrurien stand die Kultur bereits in hoher Blüthe, während Rom nur der Sammelplatz einer wilden und zusammengewürfelten Menschenmenge war, der erst allmälig durch Gesetze und Verordnungen auf politischem und religiösen Gebiete der Gedanken einer inneren Zusammengehörigkeit eingeimpft werden musste. Denn es scheint nach Livius Aussage, Rom sein schnelles Anwachsen nur seiner Eigenschaft als Freistelle für Verbrecher aller Art — also eine Art Asyl — zu verdanken zu haben.

Auch führen die römischen Etymologen den Ursprung des Namens Atrium auf eine etrurische Stadt „Hatria“ zurück. Wie falsch eine solche Etymologie auch sein mag, so beweist dieser Umstand doch zur Genüge, dass die Römer selbst ihre Kultur der Nähe und dem Einflusse Etrurien's zuschrieben.

Auf Blatt 18 haben wir einen Gegenstand aus Thon abgebildet, der nach der einen Ansicht einen etrurischen Sarg, nach der anderen Auslegung aber einen Aschenkasten aus Etrurien darstellt. Wir wollen uns hier nicht weiter damit beschäftigen, ob diese oder jene Ansicht die richtige ist, wir wollen uns hier mit dem begnügen, was für unsern Zweck ausreicht, resp. was wir für unsern Zweck brauchen.

So glauben auch wir der allgemeinen Ansicht beistimmen zu müssen, welche in diesem Gegenstand das Abbild eines etrurischen Wohnhauses erkennen will. Und dieses scheint durch eine Vergleichung mit dem römischen Atrium eine weitere Bestätigung zu erfahren! Jedenfalls, mag die Sache wirklich so stimmen



Etrurischer Thonsarg

(auch wohl als Aschenkiste angesehen.)

G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A.Meyer, Lith.A.Hall.



oder nicht, hat diese Ansicht sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich.

So sehen wir also in diesem Gegenstand gewissermassen das Modell eines etrurischen Wohnhauses und weiter ein Abbild des altrömischen Wohnhauses aus der zweiten Bauepoche. Um einen Hof, der überdacht ist, um die direkten Einwirkungen sowohl des Sommers als auch des Winters, resp. die des Unwetters überhaupt abzuschwächen, gruppirt sich die ganze Anlage. Indessen ist die Ueberdachung keine vollständige zu nennen. Das Ganze sollte den Charakter eines Hofes nicht verlieren, in ihm wollte man frische Luft schöpfen und sich erholen. War doch das römische Wohnhaus einzig und allein dem letzten Zweck gewidmet. Im Hause, so sagten wir bereits in der Einleitung, wollte der Bürger der alten Welt-Republik ein trauliches Heim, eine glücklich abgeschlossene Welt finden, fern vom Geräusche des öffentlichen Treibens.

Im römischen Wohnhause dieser Epoche müssen wir uns noch lange keine vollkommene Schöpfung der Baukunst vorstellen, dann würden wir sehr weit irre gehen. Gross ist allerdings der Fortschritt, aber zur Vollkommenheit hatte es der römische Bürger so schnell noch nicht gebracht.

Jedenfalls aber hatte das römische Wohnhaus jener Zeit bereits fast alle Bestandtheile des spätern römischen Wohnhauses denn als der Sohn des Tarquinius Superbus die Lucretia im Hause des Collatinus zu Collatia besucht, hat dieses Haus nach Livius bereits eine ziemlich vollkommene Ausbildung. Man kann dies einmal aus dem Umstande schliessen, dass Sextus Tarquinius in ein Gastzimmer, cubiculum hospitale, geführt wird; ferner waren Lucretia im Atrium mit Spinnen bescchäftigt.

Wir erwähnten bereits in der Einleitung zu dieser Arbeit, dass das Baumaterial zu Rom ein sehr schlechtes gewesen sei. Man stellte nach Art unseres heutigen Fachwerksbaues ein Holzgerippe her und mauerte dann die entstandenen Fächer mit künstlichen Steinen, welche aus einer Mischung von Lehm und Stroh hergestellt wurden, aus. (Indessen wurde die Herstellung dieser Steine vorsichtiger betrieben, als wir es thun, denn man liess die geformten Steine gehörig lange an der Luft liegen und nahm sie nicht eher in Gebrauch, als bis sie gehörig ausgetrocknet waren).

Indessen war die ganze Bauart doch nur eine sehr primitive und namentlich nahm das Ganze den Charakter einer feuergefährlichen dadurch an, dass man die Dächer mit Holz oder Schindeln eindeckte. Aus diesem Grunde sind auch leicht jene grossen Feuersbrünste, die Rom zu wiederholten Malen heimgesucht haben, erklärlich.

Da das Gesetz nur eine Mauerstärke von $1\frac{1}{2}$ römische Fuss gestattete, so war von bedeutenden Constructionshöhen überhaupt keine Rede. Nichtsdestoweniger hatte das Haus des Consuls Postumius (566) bereits ein oberes Stockwerk (tabulatum) mit einem Speisezimmer (coenaculum). Ueber diesen Gegenstand werden wir noch ausführlicher sprechen.

Mit der weiteren Ausdehnung der politischen Macht musste auch — das ist eine unvermeidliche und historisch bestehende Thatsache — ein erhöhter Luxus in Aufnahme kommen. Namentlich war es die Berührung mit den Griechen, welche dies so sehr beförderte.

Wir sahen bereits beim römischen Wohnhause der 2. Bauepoche, welche der Zeit nach bis zum Schlusse des vorletzten Jahrhunderts der Republik dauerte, die Aehnlichkeit des römischen und etrurischen Wohnhauses.

Indessen genügte eine solche Ausbildung nicht mehr: man wollte sein Haus vielfältiger und reicher gestalten.

Zur etrurischen Wurzel trat nun ein griechisches Element hinzu. Wenn die beiden Theile im Gedanken ziemlich ähnlich sind, so erklärt sich dieses ohne Schwierigkeit aus dem geistigen Zusammenhang der griechischen und etrurischen Kultur. Ja es steht eine beiderseitige Beeinflussung durch die stummen, nicht widerlegbaren steinernen Zeugen der Baukunst fest.

Der Grundgedanke des etrurischen Theiles ist also derselbe, wie der des griechischen „peristyliums“: beide gruppiren sich um einen Hof, als Mittelpunkt. Nur werden wir später einen bedeutenden Unterschied in der Benutzung dieser beiden Theile wahrnehmen, und daher auch die Ursache der Erweiterung des römischen Wohnhauses in dieser Weise für begreiflich finden: Man fühlte eben das Bedürfniss einer strengen Scheidung des geschäftlichen Verkehrs vom Familienleben!

Indessen blieb die römische Wohnung in dieser Epoche, ob-

wohl ihre bauliche Anlage sich sehr viel reicher gestaltet hatte, noch im Allgemeinen sehr einfach. Doch sollte dieses nicht mehr lange dauern. Der Luxus nahm im öffentlichen Leben überhand und von diesem Zeitpunkt an fand auch seine völlige Einführung in die bisher so einfache römische Wohnung statt. Wie grenzenlos dieser Luxus war, haben wir an einigen hervorragenden Beispielen in der Einleitung nachgewiesen.

Von einer weiteren und ausführlicheren Besprechung dieses Gegenstandes können wir also absehen.

Bei unserer nun folgenden speciellen Betrachtung der Disposition des antik römischen Wohnhauses wollen wir uns nur mit der eigentlichen „domus“ beschäftigen, während wir die „insula“ und „villa“ nicht weiter in den Bereich unserer Untersuchung ziehen werden. Unter „domus“ verstehen wir dann ein Wohnhaus, welches vom Besitzer selbst bewohnt wird, welches also nicht den Charakter eines Zinshauses an sich trägt.

Die „domus“ hat nun sowohl Theile, die stets wiederkehren, als auch solche Räume, die sich nur in grösseren und von reicheren Leuten bewohnten Häusern vorfinden. Als solche Räume, die gewissermassen nothwendig waren, führen wir folgende an: ostium, atrium, tablinum, cubiculum und triclinium, während die peristylia, oeci, culinae, alae, tabernae, vestibula, solaria, pergulae u. s. w. in der Regel seltener vorkommen.

Im Allgemeinen war das römische Wohnhaus einstöckig; nur dort, wo sich eine so bedeutende Menschenmasse angesammelt hatte, dass dieselbe ihr Wohnungsbedürfniss durch einstöckige Bauten nicht decken konnte, griff man zu mehrstöckigen Anlagen. Die oberen Stockwerke — tabulata genannt — wurden entweder vermiethet oder sie wurden den Sclaven als Schlafräume zugewiesen; auch wohnten in ihnen solche Leute, die des Tags über

ausserhalb des Hauses oder in dem Tabernen arbeiteten und nur zum Schlafen und Essen in ihre Wohnungen kamen, woraus sich auch wohl die Bezeichnung „coenacula“ für solche obere Zimmer herleiten dürfte.

An den vorliegenden Grundrissen bemerken wir eine Zweitheilung: eine vordere und eine hintere Hälfte. Während in dem griechischen Wohnhause die vordere Hälfte — wie Andronitis — dem Manne und dem Verkehre mit der Aussenwelt überhaupt gewidmet war, sucht die Frau in dem anderen und in der Regel hinteren Theile der Wohnung in der „Gynaikonitis“ den Platz ihrer Thätigkeit. Dem entsprechend war die vordere Hälfte des griechischen Wohnhauses reich und üppig ausgestattet, weil hier die Gäste verkehrten, während die Gynaikonitis gar nicht oder nur in der einfachsten Weise ausgeschmückt war. Gerade entgegengesetzt wurde die römische Wohnung behandelt. Der Römer sucht in dem vorderen Theile seines Wohnhauses seine Geschäfte abzuwickeln; hier hat er seinen Anschluss an das öffentliche Leben, hier spricht er Recht, hier nimmt er die Bittgesuche und Gratulationen seiner Clienten entgegen, während er im hinteren Theile seines Hauses, im „peristylium“ sich einzig und allein der Familie widmet, in ihm also alle imtimen Freunde empfängt und bewirthet.

Daher erfreut sich im römischen Wohnhause das peristylium des Vorzuges in decorativer Hinsicht, daher ist das „peristylium“ reich und prächtig angelegt.

Und mit dieser strengen Scheidung des Geschäftes von der Familie ist schon, wie bereits mehrfach angedeutet wurde, der Grundgedanke für die bauliche Disposition ausgesprochen und festgelegt.

In der Wohnung des ärmeren Bürgers werden wir daher keinen vollständigen Grundriss vorfinden, denn was soll der Arme, der womöglich selbst Client irgend eines Reichen ist, mit einem mächtigen, in einen Saal verwandelten Hof? Er schliesst keine Geschäfte ab, er nimmt keine Gratulationen entgegen. Daher besteht die Wohnung des Armen nur aus jenem Theil, welcher für gewöhnlich sich um das „atrium“ gruppirt, während wir in einem Wohnhause solcher Leute ein „peristylium“ nicht kennen. Wie die etrurische Wurzel die ältere Form des römischen Wohnhauses

ausmacht, so bildet das „atrium“ in der späteren Zeiten hauptsächlich die Wohnung der Armen.

Die nun folgenden speciellen Betrachtungen der einzelnen Bestandtheile des römischen Wohnhauses werden wir an einem ideellen von Overbeck entworfenen Grundriss eines römischen „Normalwohnhauses“ zu erläutern suchen und bitten wir daher unsere Leser, sich den auf Tafel 19 abgebildeten Grundriss näher anzusehen.

Der Bauplatz, welcher „area“ genannt wird, tritt in der verschiedensten Grundform auf; von ihr hängt natürlicherweise auch die Bebauung desselben ab.

Vor den Wohnhäusern standen in der Zeit der wohlthuenden Einfachheit Bäume; der Brustbeerbaum (Zizyphus vulgaris) und die italische Pappel werden als besonders häufig vorkommend angeführt. Indessen genügten einfache Bäume dem luxusliebenden Römer des Kaiserreiches nicht mehr: an deren Stelle traten prachtvolle Säulenhallen.

Namentlich war es der Kaiser Nero, der derartige Anlagen auf Staatskosten aufführen liess. Nach dem schrecklichen Brande aus dem Jahre 63, den dieser grausame Imperator angelegt hatte, liess Nero die ehemals engen und krummen Gassen der Hauptstadt in breite Strassen umwandeln, was damals sehr leicht auszuführen war, war doch die ganze Stadt total eingeäschert.

Da aber breite und regelmässig angelegte Strassen ohne Baumreihen schattenlos sind, so würde diese Schöpfung Nero's sehr unangenehme Folgen für das öffentliche Leben gehabt haben, denn in den südlichen Gegenden ist der Verkehr auf schattenlosen Strassen für einen grossen Theil des Tages in gewissen Jahreszeiten gänzlich unmöglich. Um nun diesem Missstande zu entgehen, griff man zu einem Auskunftsmittel, indem man vor den Häuserreihen prächtige Säulenhallen anlegte, die dann in überreicher Menge Schatten gaben.

Vor dem Eingang in das eigentliche Wohnhaus befand sich sehr häufig ein freier unbebauter Platz, der in den meisten Fällen durch ein Gitter abgeschlossen wurde.

Dieser freie Platz, welcher in der Regel von den beiden

Flügeln des Hauses eingeschlossen war, hat manche Veranlassung zu irrthümlichen Auffassungen des Begriffs „vestibulum“ gegeben. So behaupten viele Fachgelehrte, wie L. Hirt, Stieglitz u. a. m., dass die „vestibula“ sich stets vor dem Wohnhause befunden hätten, indem sie sich dabei sowohl auf die Etymologie des Wortes „vestibulum“ aus ve = ausserhalb und stabulum, als auch auf einzelne Beispiele äusserer vestibula stützen.

Ein äusseres vestibulum hatte eine Schwester des Clodius vor ihrem Hause, denn Clodius liess durch das vestibulum seiner Schwester eine Mauer aufführen, so dass das Aus- und Eingehen in jenes Wohnhaus verhindert wurde.

Indessen ist diese Auffassung jedenfalls nur eine einseitige, denn nach einer anderen Ansicht wurde der Raum „vestibulum“ genannt, welcher unmittelbar hinter dem Eingange des Wohnhauses lag. Jedenfalls thut man gut, bei der Bestimmung dieses Begriffes einen Mittelweg zu gehen.

Man hatte eben zweierlei Arten von „vestibula“.

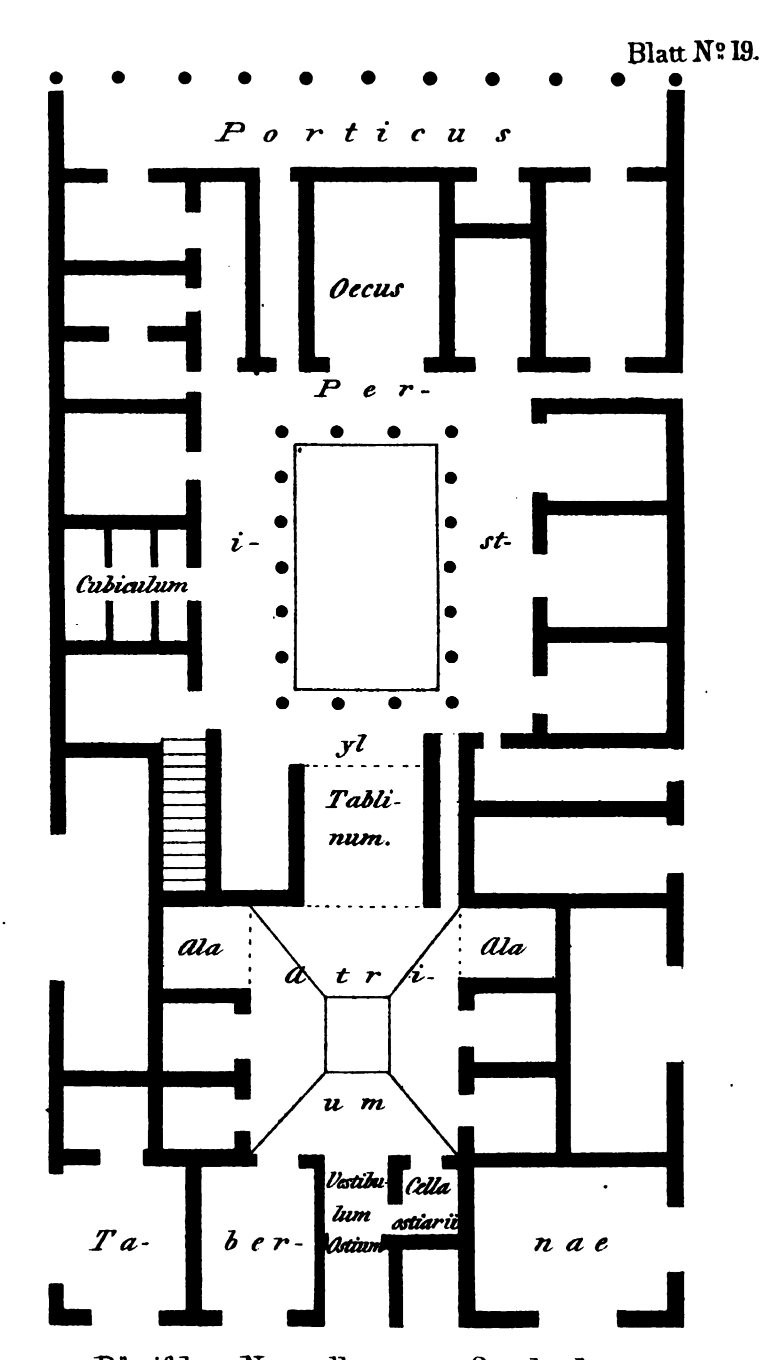
Wir werden uns im weiteren Verlaufe unserer Betrachtungen noch über diesen Begriff aussprechen.

Der Eingang heisst allgemein „ostium“, ist also gleichbedeutend mit Hausthüre (janua). Vor dem Eingange befanden sich zuweilen eine oder mehrere Stufen. Die Schwelle (limen inferum) war in der Regel von Stein, nur bei den Häusern armer Leute kamen solche aus Holz vor. Die Schwelle wurde in den meisten Fällen sehr reich verziert mit Mosaik oder Malerei: die eigentliche Schwelle (limen inferum) steht im Gegensatz zum „Sturz“, der limen superum benannt wird. Die beiden senkrechten Seiten wurden mit „postes“ bezeichnet. In der ersten Zeit wurden sie in einfach bescheidener Weise aus Holz construirt; die Bekleidung der Thüröffnung hiess „antepagmenta“ und bestand stets aus Holz; diese Bekleidung wurde eingelassen, wie sich dies in Pompeji an den Vertiefungen recht deutlich zu erkennen gibt.

In der späteren Zeit wurden die Pfosten (postes), welche durch kleine Vorsprünge eingefasst waren, als „Anten“ ausgebildet und an ihnen die verschiedensten Ausbildungen und Verzierungen angebracht.

Als der Luxus bei der Anlage der Wohnhäuser sein Wort mitsprach, wurden die Pfosten sogar mit Erz oder Marmor be-

Blatt No. 19.



Römisches Normalhaus von Overbeck.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.

kleidet und dann ebenfalls als Pilaster ausgebildet, während der Sturz den Charakter eines Architrav's annahm. So ausgebildete Eingänge erreichten stellenweie verhältnissmässig bedeutende Höhen, so konnte z. B. in Pompeji eine solche von 6 Meter Höhe nachgewiesen werden.

Der Verschluss des Einganges geschah durch Thüren, die nicht, wie bei uns, in Angeln hingen, sondern die sich auf Zapfen (cardines) bewegten.

Klappthüren (valvae) kommen hier sehr selten vor; solche Constructionen finden ihre häufigste Verwendung bei den Thüren der Läden oder Verkaufslocale, die „tabernae" genannt werden.

Die Hausthüre (janua) ist meist zweiflügelig (bifores).

Die Hausthüre war meistens geöffnet; trotzdem befanden sich an ihr solche Einrichtungen vor, womit man seine Ankunft dem Pförtner, dem janitor oder ostiarius, melden konnte. Diese Einrichtungen bestehen in Schlagringen aus Metall; Schellen „tintinabula" wurden hier nicht verwendet; man bediente sich dieser nur, wenn man im Bade den Sclaven herbeirufen wollte; auch wurden sie in Benutzung genommen, um die Bewohner des Hauses zur Mahlzeit oder zu einer sonstigen Zusammenkunft zu vereinigen.

Im Allgemeinen schlugen die Hausthüren nach innen auf; nach aussen schlagende Hausthüren wurden nur bevorzugten Bürgern gestattet, wie z. B. den ersten Consuln der römischen Republik P. Valerius Publicola und L. Brutus. Legten sich dennoch solche Bürger, die sich nicht um das Vaterland verdient gemacht hatten, nach aussen schlagende Thüren an, so wurden dieselben, wenn auch nicht immer verboten, so doch sehr hoch besteuert.

Der Verschluss dieser Hausthüren geschah entweder durch Querbalken, Riegel oder durch Schlösser. Waren die ersteren in Gebrauch, so befanden sich an beiden Seiten des Einganges in die Wände eingestemmte Löcher, welche den Querbalken (sera) aufnahmen; seram demere bedeutet daher das Aufschliessen des Hauseinganges, während man folglicherweise unter seram opponere oder seram apponere das Gegentheil, also das Verschliessen des Einganges verstand.

Unter „repagula" verstehen wir Doppelriegel, welche sowohl

in die Schwelle (limen inferum) als auch in den Sturz (limen superum) eingeschoben wurden. Solche „repagulae“ finden sich besonders häufig bei Flügelthüren (bifores) vor.

Das antike Schloss hatte verschiedene Ausbildungen; von allen diesen ist jedoch das lacedämonische das einfachere, aber auch das unsicherere. Die Einrichtung war dann so, dass man die Hausthüre von innen und aussen sowohl auf- als auch abschliessen konnte. Wenn man das Schloss von aussen her öffnen wollte, so steckte man die Hand durch eine neben der Hausthüre befindliche Oeffnung und hob dann mit Hülfe einer Hebevorrichtung den Schlosshaken (claustra) auf, womit dann das Aufschliessen bewerkstelligt war.

Auf der Schwelle (limen inferum) befanden sich meistens begrüssende Sprüche, wie z. B. das so häufig vorkommende „Salve!“ (Sei gegrüsst!). Auch befanden sich dort zuweilen Käfige mit abgerichteten Vögeln, welche dem Eintretenden begrüssende Worte entgegenriefen! (Super limen autem cavea pendebat aurea, in qua pica varia intrantes salutabat.)

Ausser solchen Sprüchen, die Gutes und Glück dem Eintretenden verhiessen, befanden sich auch solche, die Warnungen enthielten. So war es bei den Römern eine allverbreitete Sitte, einen Hund gleich hinter dem Eingange anzuketten. War kein Hund in Wirklichkeit vorhanden, so wurde jedenfalls ein solcher in Mosaik nachgebildet. Mit Bezug auf diesen Wächter des Hauses stand dann sehr häufig auf der Schwelle die Warnung: „Cave canem!“ (Hüte dich vor meinem Hunde!)

An Ladenschwellen befanden sich gleichfalls solche Sprüche; indessen treten hier meistens solchen Inhalts auf, der Bezug auf den Verkauf der Waaren hat; z. B. „Eme et habebis!“ („Kauf so hast Du etwas,“) „Utere feliciter“ („Verbrauch's glücklich“) u. s. w.

Der vom „ostium“ ansteigende Gang, welcher die Verbindung nach dem „orium“ hin vermittelte, wird nach meiner Ansicht ebenfalls „vestibulum“ genannt. Die Etymologie dieses Wortes deutet Wackernagel dahin: Die römische Kleidung bestand aus einem Ober- (toga) und Untergewande (tunica), und zwar wurde das Obergewand nur dann getragen, wenn man sich ausserhalb des Hauses befand oder Besuche empfing. Trat man nun in ein

Haus ein, so legte man für die Dauer der Anwesenheit in demselben die Oberkleider ab; den Raum, wo dies geschah, nannte man nach dem Wort vestis einfach „vestibulum".

Es gibt, wie bereits gesagt, zweierlei Arten von „vestibula", äussere und innere. Und diese letzteren werden nach meiner Ansicht die häufigeren gewesen sein. Das Vorkommen dieser zwei verschiedenen Arten „vestibula" aber war es, welches uns so lange und gründlich irre geführt hat.

Dieser mit „vestibulum" bezeichnete Gang ist bald sehr enge, bald aber sehr breit angelegt, je nach dem Charakter des Hauses. Im „vestibulum" befand sich sehr häufig oben in der Wand gleich hinter der Eingangsthür in einer nischenartigen Vertiefung mit einer Vergitterung versehen ein Heiligthum, welches gewöhnlich „lararium" genannt wird.

Das „vestibulum" ist stark ansteigend, damit der im Atrium niedergefallene Regen möglichst gut und schnell abgeführt werden kann. Zu diesem Zwecke ist dann die eigentliche Schwelle durchbohrt, damit keine Stauung des Wassers eintritt.

Vielfach ist behauptet, dass gewöhnlich eine zweite Thür, am Ende des „vestibulum", dieses gegen das „atrium" hin abgeschlossen hatte. Indessen kann dies nicht nachgewiesen werden, weil sich in Pompeji nirgends eine solche zweite Thür vorgefunden hat.

In diesem Gange unmittelbar hinter dem „ostium" befindet sich häufig noch ein kleiner für sich abgeschlossener Raum, welcher dem ostiarius zum Aufenthalt diente und dann „cella ostiarii" oder „cella janitoris" benannt zu werden pflegt. Diese cella muss so liegen, dass der in ihr befindliche ostiarius von dieser aus den Eingang des Hauses zn bewachen im Stande ist.

Bevor wir zu einem weiteren Vordringen in das Innere des Hauses übergehen, haben wir uns noch mit den Laden- oder Verkaufslocalen, die gewöhnlich „tabernae" genannt werden, zu beschäftigen.

Es ist bekannt, dass nicht alle Leute von ihrem Gelde leben können, und so mögen auch die Römer alle verschiedenen und erdenklichen Erwerbsquellen benutzt haben, um sich ihr tägliches Brod zu verdienen: während die einen Ackerbau trieben, hielten die anderen Erzeugnisse ihrer Arbeit feil oder handelten

auch mit den Producten anderer u. s. w. Und so sehen wir z. B. in Pompeji Ladenlocale, in denen die verschiedensten Artikel verkauft wurden, in denen die verschiedensten Gewerbe betrieben wurden.

Bevor wir jedoch auf eine nähere Betrachtung über die verschiedenen Handlungen eingehen, wollen wir zunächst die baulichen Einrichtungen dieser „tabernae" etwas näher ins Auge fassen. (Wir sprechen hauptsächlich von solchen Läden, die sich in Wohnhäusern vorfinden, während auch solche nicht selten sind, für welche eigene Gebäude errichtet wurden.)

Die Ladenlocale bestanden zumeist aus einem einzelnen Raum, der zuweilen mit dem Innern des Hauses in unmittelbarer Weise verbunden war; in diesem Fall kann man mit Sicherheit schliessen, dass dieser Laden vom Hausbewohner selbst benutzt wurde; stand aber der Laden oder das Geschäftslocal in keiner unmittelbaren Verbindung mit dem „atrium", so war die „taberna" in der Regel an Fremde vermiethet. Das Haus des Aedilen Pansa bietet uns ein glänzendes Beispiel für den letzteren Fall: an diesem Haus, das eine in geschäftlicher Hinsicht ausserordentlich günstige Lage hat, sind alle freien Seiten zu Ladenlocalen eingerichtet, die ohne Zweifel eine sehr ansehnliche Einnahmequelle des Besitzers bildete.

Indessen finden sich auch viele „tabernae" vor, die ausser dem eigentlichen Geschäftsraum noch eine kleine Wohnung aufzuweisen haben. Meistens liegt dann hinter dem Ladenlocal ein kleines Zimmer, in welches sich der „dispensator", also der Verkäufer, zurückziehen kann.

Andererseits finden wir auch Geschäftslocale, die mit darunter liegenden Räumen verbunden sind, so namentlich findet sich in Pompeji ein Beispiel vor, wo wir Reste zweier Holztreppen, die beide nach derselben Seite gehen, eine directe Verbindung mit einem Zwischengeschoss und einer darüber liegenden Etage darthun. Vielleicht befand sich im Zwischengeschoss die eigentliche Werkstätte, während die Wohnräume in der Etage lagen

Die „tabernae" hatten in der Regel weit geöffnete Schaufenster, um — genau wie unsere heutigen Verkäufer — die von den Händlern feilgehaltenen Waaren in recht anschaulicher Weise dem Publikum vorzuführen.

Daher waren die Aussenwände der „tabernae" ausschliesslich von Schaufenstern eingenommen.

Diese vermitteln auch den Verkehr, denn eigene Thüröffnungen hatten die römischen Ladenlocale nicht.

Der grössere Theil der Fensteröffnung wurde in der Regel durch Schiebethüren verschlossen, während der kleinere Theil eine eigentliche in Zapfen gehende Thüre hatte, die aber mit dem Schiebverschluss des Fensters in unmittelbarem Zusammenhange stand. Durch die letztere ging wohl der Besitzer in sein Verkaufslokal um seine Vorräthe zu ordnen, während er die ganze Oeffnung nur dann klar stellte, wenn er seinen Verkauf beginnen wollte. Es sind dies ganz ähnliche Verhältnisse, wie bei uns: Der Eindruck der ausgestellten Sachen auf die Vorübergehenden ladet die Käufer ein und je vortheilhafter der Verkäufer ausstellt, um so mehr Käufer werden in seine „taberna" eintreten.

Der grössere Theil der geöffneten Ladenfronte wurde durch einen rechtwinklig gebrochenen Ladentisch, der in der Regel aus Stein war, eingenommen. Auf diesem Ladentisch standen dann die Gewichte, Maasse, Wagen und ferner die zu verkaufenden Sachen.

Die Schwelle dieser „tabernae" wurde auch durch Inschriften in Mosaik ausgeschmückt. Sprüche, die häufiger vorkamen, haben wir bereits früher angeführt. Neben dem „Salve!" (Sei gegrüsst!) waren es Sprüche solchen Inhaltes, die auf das Geschäft hinwiesen. Als solche wären hier zu wiederholen: „Eme et habebis!" (Kauf, und Du wirst haben!) „Utere feliciter" (Verbrauch's glücklich!) u. s. w.

Neben diesen Inschriften der Schwellen aber figuriren Inschriften und bildliche Darstellungen auf den Pilastern, welche die Ladenfenster einfassten. Diese Darstellungen sollten dann in einfacher Weise das Geschäft anzeigen, welches in der betreffenden „taberna" betrieben wurde.

Vor allen Dingen wollen wir noch — bevor wir die einzelnen Artikel durchgehen — den Umstand erwähnen, dass diese „tabernae" nicht alle als Verkaufslokale dienten, sondern dass sich in ihnen auch Wirthschaften, Spielhöllen u. s. w. befanden.

So haben wir in Pompeji Schilder aufgefunden, welche in verschiedenster Weise zum Trinken einladen. Overbeck erwähnt

zwei Darstellungen: auf dem einen Schilde befinden sich zwei Männer, die eine Weinamphora an einem Stocke auf ihren Schultern tragen, während auf dem anderen Schilde ein nicht übel dargestellter Bacchus abgebildet ist, der eine Weintraube zerdrückt.

Auch sind Darstellungen, die zum Spiel einladen, in Pompeji aufgefunden worden. So z. B. kommen Schachbretter, die von aussen an der Taberne angeschlagen sind, sehr häufig vor.

Eine andere Art von Abbildungen, resp. Darstellungen, sind solche, welche sich auf den Charakter der hier vornehmlich Kaufenden resp. Verkehrenden, beziehen, so wäre aus Pompeji ein „Gladiatorenkampf" zu erwähnen, woraus Overbeck schliesst, dass die hauptsächlichsten Besucher jener „taberna" Gladiatoren waren.

Wenn wir nun auf die verschiedenen — eigentlichen — Verkaufsgeschäfte übergehen, so haben wir in erster Reihe Milchhandlungen und Bäckereien zu erwähnen.

Die entweder aus Thon hergestellten, manchmal auch nur gemalten Schilder solcher Handlungen enthielten meistens Darstellungen von solchen Thieren, die Milch geben, wie z. B. Ziegen u. s. w. Bäcker haben dagegen in den meisten Fällen eine Mühle, die von Maulthieren getrieben wird, auf ihren Ladenschildern.

Parfümerie- und Seifenhändler, die natürlich auch solche Materialien lieferten, welche zur Erzeugung eines Wohlgeruchs beim Opfern verwendet wurden, hatten Darstellungen aller Art auf ihren Ladenschildern.

So z. B. einen Opferer, welcher einen Stier zum Altar führt; eine andere Darstellung wäre folgende: Vier Männer tragen eine grosse Kiste, an welcher Gefässe mit Flüssigkeiten hängen. Eine andere Darstellung führt uns einen Leichnam vor, der zum Verbrennen gereinigt und gesalbt wird.

Auch Apotheken lassen sich in solchen Tabernen nachweisen, sowohl durch ihre bildliche Darstellung neben den Ladeneingängen, als auch durch die Stoffe, welche in ihnen aufgefunden wurden. In Pompeji findet sich auf einem Apothekenschild z. B. eine Schlange, die einen Pinienapfel im Maule hält (die Schlange ist das dem Gotte Aesculap und der Hygiea geheiligte Thier).

Indessen müssen wir weiter noch erwähnen, dass die „tabernae",

nicht allein und ausschliesslich den vorbenannten Zwecken dienten, sondern es wurde auch in ihnen gearbeitet. Die Handwerker sassen damals ebenso wie noch heute in den südlichen Gegenden halb auf der Strasse und arbeiteten. (In der späteren Zeit, wo Arbeiten fast eine Schande war, wurden Sclaven zur Betreibung der verschiedenen opificia verwendet. So haben wir in Pompeji „tabernae“ für Barbiere, Schuster, Bildhauer, Chirurgen, Goldschmiede u. s. w. Auch „tabernae argentariae“, in welchen Geldwechsler ihre Geschäfte abschlossen, waren in den römischen Städten keine Seltenheit.

Nachdem wir den vordern Theil des Hauses besprochen haben, welcher die Vorräume und Verkaufslocale enthält, betreten wir nun den ersten Mittelpunkt des eigentlichen Wohnhauses: das „atrium“.

Wir hatten bereits bei der Besprechung der verschiedenen Bauperioden den Ursprung des „atrium“ erwähnt. Wie wir damals bereits dargethan, weisen alle Schriftsteller, welche sich mit diesem Gegenstand befasst haben, auf Etrurien, als die eigentliche Heimath des Atriums hin. Varro führt den Namen auf die etrurische Stadt „Hatria“ zurück; welche Ableitung indessen doch augenscheinlich zu gesucht und unwahrscheinlich ist. Andere leiten das Wort aus dem Griechischen *αἴθριον* ab, weil das „atrium“ eine Lichtöffnung in der Decke hatte. Nach Becker würde, wenn überhaupt ein griechischer Stamm angenommen werden soll, es viel wahrscheinlicher mit *ἀθρόον* zusammenhängen, weil das „atrium“ ohne Zweifel der Theil des römischen Hauses ist, in welchem sich die ganze Familie versammelte, wo auch gearbeitet wurde u. s. w. Obgleich diese Ableitung, dem Sinne nach, viel wahrscheinlicher, so scheint nichtsdestoweniger das Aussehen dieses Theiles des römischen Wohnhauses ihm seinen Namen gegeben zu haben. Auch ist es sehr unwahrscheinlich, die Bezeichnung „atrium“ auf einen griechischen Stamm zurückzuführen. Bekanntlich stand in der alten Zeit im „atrium“ der Heerd. Was wundert es uns da, wenn die Wände und alle übrigen Begrenzungen dieses Hofes von Rauch angelaufen waren (atrum enim erat ex fumo) und da ater, atra, atrum dunkelfarbig,

glanzlos, schwarz heisst, so wird das Aussehen dieses Hofes auch wohl die Bezeichnung „atrium", also für den Theil des Hauses, in welchem der Heerd stand, hergegeben haben. Unter „atrium" haben wir dann einen „schwarzen Saal" zu verstehen; indessen wäre auch die Bedeutung „dunkler Saal" nicht unwahrscheinlich, weil nur eine kleine Oeffnung im Dache diesen Theil erleuchtete.

Das „atrium" ist ohne Zweifel einer der wichtigsten Theile des römischen Wohnhauses, denn manche Schriftsteller brauchen kurzweg die pars pro toto, indem sie mit dem ersten Begriff den letztern verbinden. So spricht Livius verschiedentlich vom „atrium regis" als vom königlichen Hause u. s. w.

Bevor wir jedoch auf eine nähere Beschreibung des „atrium" eingehen, müssen wir auch eines heftigen Streites gedenken, der über die Begriffe „atrium" und „cavaedium" eine lange Zeit hindurch mit ziemlicher Heftigkeit geführt worden ist. Wir lassen hier im Wortlaute die Auslassungen Overbeck's folgen, dessen Ansicht wir uns anschliessen:

„Ueber die Frage, ob der Ausdruck cavum aedium oder cavaedium nur ein zweiter Name für das Atrium, oder ob das Cavaedium ein eigener, von dem Atrium gänzlich zu trennender Raum, d. h. der innere Hof des Peristyliums sei, herrscht eine grosse Meinungsverschiedenheit, deren Acten ich auch nach den neuesten Untersuchungen von Rein in der 3. Ausgabe von Becker's Gallus noch nicht für geschlossen erachten kann. Es ist nicht dieses Ortes auf den erwähnten, auf der Auslegung einer Reihe von Stellen antiker Autoren berührenden Streit näher einzugehen; nach der Auffassung der Einen unterscheiden diese Atrium und Cavaedium, nach derjenigen der Anderen, welche mir die richtigere scheint, identificiren sie dieselben; glücklicher Weise hat aber auch der Streit durch die neuesten Erörterungen seine eigentliche Bedeutung und Pointe verloren, so dass wir nicht genöthigt sind, hier kurz absprechend in demselben Partei zu ergreifen. Eine eigentliche und wesentliche Bedeutung hatte die Ansicht, welche Atrium und Cavaedium trennt, nur so lange, wie behauptet wurde „das Atrium sei ein wesentlich ganz bedeckter Saal mit höchstens einem kleinen Oberlicht, aber ohne Compluvium und Impluvium u. s. w. gewesen, das Cavaedium dagegen der innere Hof mit dem Impluvium u. s. w. und so lange an

diese Behauptung die weitere sich knüpfte, die Häuser in Pompeji haben keine Atrien und seien folglich mehr nach griechischem, als nach römischem Plane gebaut. Seitdem dieses aber als ein fundamentaler Irrthum anerkannt ist, seitdem die Verfechter der Ansicht, dass Atrium und Cavaedium zu trennen sei, ihre Behauptung über das Wesen und die Beschaffenheit der Atrien als bedeckter Säle auf die ältere Zeit beschränken, die weit hinter dem Bau der pompejaner Häuser zurückliegt, und seitdem sie zugestehen, in der neueren Zeit, um die es sich für uns einzig und allein handelt, seien die Atrien zu cavaedienartigen Höfen geworden und die Cavaedien zu Peristylien, würden wir durch die Trennung beider Ausdrücke höchstens das Eine gewinnen, dass wir den „Peristylium" genannten inneren Hof mit einem römischen Namen als Cavaedium bezeichnen könnten. Dasjenige, worauf es in der That ankommt, ist, dass man das Atrium nicht als bedeckten Saal, sondern als (mit einer Ausnahme, siehe unten) nur zum Theil überdachten Hof mit dem Impluvium und Compluvium anerkennt, um welchen ausser einzelnen Wohn- und Schlafzimmern, gelegentlich auch Vorrathskammern und dgl. besonders die für den öffentlichen Theil des römischen Hauses charakteristischen Gemächer, die Alae und das Tablinum gruppirt sind, was man nie hätte bezweifeln sollen, und was entscheidend schon dadurch bewiesen wird, dass die Privathäuser in den Fragmenten des antiken Planes Rom's, welche im capitolinischen Museum in die Wände der grossen Treppe eingemauert sind, abgebildet u. A. in Mazois Ruines de Pompeji Tome 2, Pl. 1, mehr oder weniger deutlich dieselbe Anlage wie die Häuser in Pompeji zeigen, so mag man den Rest der Streitfrage auf sich beruhen lassen." So weit Overbeck. Wir fügen noch eine zweite Ansicht über diese beiden Begriffe bei, welche von Prof. Dr. Krause herrührt.

„Zunächst ist die Frage zu entscheiden, ob das Atrium mit dem Cavaedium (Cava aedium) identisch war oder nicht. Für die Identität haben sich ebensoviele Gelehrte als gegen dieselbe entschieden. Betrachtet man die Gegenstände, welche im Atrium ihre Stelle hatten, wie der torus genialis, die imagines majorum, jene Ahnenbilder aus Wachs u. s. w. sowie die Beschäftigungen, welche hier vorgenommen wurden, so wird es schwer, zu be-

greifen, wie das Atrium zugleich das Cavaedium mit dem Compluvium und Impluvium und mit einer Regenwasser-Cisterne gewesen sein könne, was allerdings in den grossen Palästen möglich war, wo über dem Atrium noch ein oder mehrere Stockwerke sich befanden. Betrachtet man aber den Grundriss des ganzen Hauses, so wird es nicht weniger schwierig, die Stelle anzugeben, wo das Cavaedium neben dem Atrium seine Stelle gehabt haben soll. Vitruvius geht von der Beschreibung der verschiedenen Cava aedium in einer Weise zu den Atria über, dass es den Anschein gewinnt, als wolle er nun einen ganz anderen Theil des Hauses beschreiben (atriorum vero). Allein in einem folgenden Capitel erwähnt er unter den Räumen, welche auch jedem Fremden offen stehen, nicht die atria, sondern die cava aedium, da doch die atria unter jenen Räumen die wichtigste Stelle behaupteten. Und bald darauf gedenkt er in den Häusern der Patricier nicht der Cava aedium, sondern nur der alta atria, welche in solchen Häusern weit höher und splendider sein sollen, als in den gewöhnlichen bürgerlichen Häusern.

Was folgt hieraus? Diese Schwierigkeit hebt sich von selbst und es bleibt nur die Folgerung übrig, dass das Cavaedium und das Atrium einen und denselben Raum bezeichnen, und dass, je nachdem diese oder jene Bezeichnung gebraucht wurde, dieser oder jener Begriff von diesem Raume vorherrschend war. Da das Cavaedium in fünffacher Konstruktionsart aufgeführt wurde und je nach der Art der Bedachung das Compluvium und Impluvium vorhanden war oder nicht, so lässt sich das von dieser Seite ausgehende Bedenken ebenfalls leicht beseitigen. Wir fassen also nun, was Vitruvius von dem Cava aedium und vom Atrium aussagt, als einem und demselben Raume angehörig zusammen."

Das „atrium" ist, wie wir bereits mehrfach angedeutet haben, unzweifelhaft der wichtigste Theil des römischen Wohnhauses, wenigstens in jener Zeit, wo der Luxus im römischen Privatleben noch keinen festen Fuss gefasst hatte.

Im „atrium" stand der Heerd (focus); auf ihm wurde sowohl geopfert, als auch die Speisen zubereitet. Am Heerd standen die Hausgötter, die Laren und Penaten. Um den Heerd versammelte sich die ganze Familie zum Opfer oder zur Mahlzeit, am Heerd

wurden die Freunde empfangen und am Heerd suchte und fand der Flüchtling Schutz.

Im „atrium" schlief der Römer, wenn die Nächte zu heiss, und der Aufenthalt in den kleinen Zimmern zu unerträglich war.

Auch wurde im „atrium" gearbeitet, denn es befanden sich hier die Webstühle (telae), an welchen hauptsächlich die Hausfrau mit ihrer weiblichen Umgebung schaffte. (Indessen bezieht sich dies auf die alte Zeit, weil in den spätern Jahren nur Sclaven zur Arbeit herangezogen wurden.)

In diesem Raume befanden sich auch die Prachtmöbel und das Brautbett, des „lectus genialis" oder „thalamus nuptialis", ferner die „imagines fumosae".

Im „atrium" stellte man auf Prachtbetten auch die Leichen der Verstorbenen aus. Auch pflegte man hier alle Geschäfte abzuwickeln und die Clienten zu empfangen.

Wir sehen also, dass das römische „atrium" der unzweifelhafte Ahne der „mittelalterlichen Halle" und des „modernen Salons" ist.

Hier müssen wir jedoch einige weitere und ausführlichere Betrachtungen anstellen.

Wir sahen bereits im griechischen Wohnhause eine ähnliche Zweitheilung, wie im römischen Wohnhause: die Gynaikonitis sowohl, als auch die Andronitis gruppirten sich um je einen Hof, der mit Säulenhallen umgeben war. Indessen werden wir bald den gewaltigen Unterschied erkennen, welcher zwischen jener griechischen Zweitheilung und der römischen Anlage besteht. Im griechischen Leben ist die Frau ohne Ansehen und ohne Einfluss; sie ist mehr Sclavin, als freie Herrin, während im römischen Familienleben die Frau weit eher eine ihr gebührende Stellung einnimmt. Dieser Unterschied konnte nicht ohne Einfluss auf die Ausbildung der einzelnen Theile des Wohnhauses bleiben. Während im griechischen Wohnhause die Andronitis in reichster Weise ausgeschmückt wurde, weil dieser Theil mehr dem Luxus gewidmet war, blieb die Gynaikonitis meistens äusserst einfach und schlicht und erst in der spätesten Zeit schritt man zu einer reicheren Ausstattung. Ganz anders im römischen Wohnhause: hier wird der der Familie gewidmete Theil, das „peristylium" in herrlichster Weise ausgestattet, während dem „atrium", wenn

auch gerade keine stiefmütterliche Behandlung zu Theil wurde, so trat dieses in decorativer Hinsicht doch mehr, wenigstens im Vergleich zum „peristylium“ in den Hintergrund.

Im römischen Wohnhause diente die vordere Hälfte, das „atrium“, der Oeffentlichkeit: in ihm war der Anknüpfungspunkt an das Geschäftsleben, an die politische Thätigkeit, während der Römer im „peristylium“ ein glückliches und ungestörtes Dasein zu verleben wünscht, fern vom geräuschvollen Treiben der Welt. Das „peristylium“ soll ja seine eigene kleine abgeschlossene Welt sein, wo der Weltbeherrscher sich behaglich fühlt. Daher finden wir auch in sehr vielen Fällen einen zweiten Ein- und Ausgang, welcher also den Verkehr mit der Aussenwelt ermöglicht, ohne den Theil des Hauses passiren zu müssen, welcher dem öffentlichen Leben gewidmet war. Durch das „posticum“ gelangt der römische Schutzherr in den „angiportus“ und von diesem in den Verkehr mit der Welt, wenn er nichts mit den im „atrium“ auf ihn wartenden Clienten zu thun haben will (fallere clientes!).

An dieser Stelle wollen wir noch einige Bemerkungen hinsichtlich der Strassenanlagen zufügen und speciell die verschiedenen Arten von Wegen anführen.

Demnach unterscheiden die Römer folgende Arten:

1) via
2) actus
3) iter
4) semita
5) trames, diverticulum oder divortium und
6) callis.

Unter „via“ haben wir einen Begriff, der mit unserem deutschen „Strasse“ identisch ist. Die Breite der „via“ betrug 8 römische Fuss, so dass also auf ihr 2 sich begegnende Wagen bequem ausweichen konnten ohne anzustossen, (die römische Spurweite betrug nur 3 römische Fuss.) Diese Strassenbreite wurde durch die lex duodecim tabularum festgesetzt. 8 römische Fuss = 2,384 Meter.

actus ist ein Weg, auf welchem nur ein Fuhrwerk sich bewegen konnte, seine Breite = 4 römische Fuss (1,192 Meter). Die Bezeichnung „actus“ leitet sich von einem Flächenmass her,

wonach die Felder vermiethet wurden z. B. 4 Fuss breit und 100 Fuss lang, also = 400 Quadratfuss.

iter hat eine Breite von 3 römischen Fuss und wurde nur von Fussgängern, höchstens von einem Reiter benutzt.

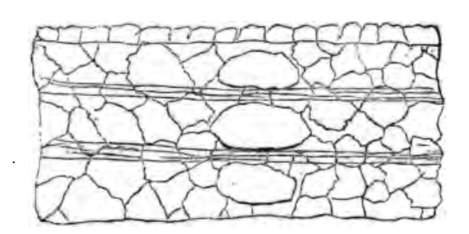
semita ist ein nur $1^1/_2$ Fuss breiter Fussweg.

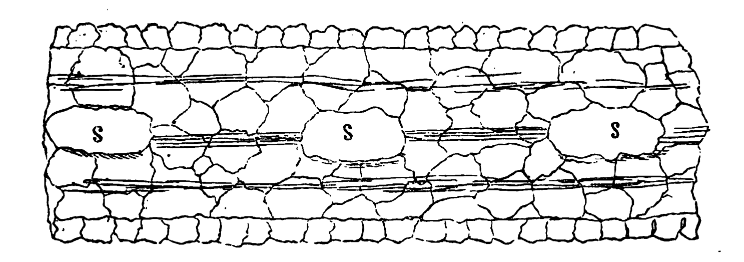
trames, diverticulum oder divortium ist ein $1^1/_2$ römische Fuss breiter Fusspfad, der durch Felder dahin lief, also ein Feldweg.

(callis ist ein Gebirgspfad, auf welchem die Heerden zu ihren Weideplätzen getrieben wurden.)

Was die Bequemlichkeit der altrömischen Strassen anbetrifft, so muss dieselbe nicht bedeutend gewesen sein. Zumeist waren sie von tief eingeschnittenen Fahrgleisen unterbrochen, so dass die Fussgänger sich nur sehr behutsam fortbewegen konnten. Um den Fussgängern die Passage einigermassen bequem zu machen, legte man grosse Steine ss auf den Weg, und sprang dann von Stein zu Stein.

Waren die Spurgleise zu tief eingeschnitten, so legte man die zu stark mitgenommenen Steine in der Weise um, wie es in der folgenden Skizze aus Pompeji dargestellt ist.





Im Laufe der Zeiten, wo in Rom eine ungeheure Menschenmasse Clienten waren, die von ihren Schutzherrn mehr oder weniger abhingen, konnte es dann nicht ausbleiben, dass diese Clienten ihrem Patron Besuche abstatteten, sei es, um ihm zu gratuliren, sei es, um ihm irgend ein Anliegen vorzutragen oder Gesuche zu unterbreiten. Was war da natürlicher, wenn der Patron nicht aufgelegt war, derartige Besuche zu empfangen, dass er sein Haus durch das „posticum" und den „angiportus" verliess.

Die „atria" solcher Schutzherrn, deren Machtbefugniss übrigens gross war, weil sie ihre Clienten sogar einkerkern konnten, wie aus einem Ausspruch des Livius deutlich hervorgeht, mussten natürlicherweise räumlich sehr bedeutend sein, wenn in ihnen derartige Massenbesuche stattfinden konnten. Darauf weisen auch die verschiedenen Bezeichnungen „atria alta", „atria longa", „atria ampla", „atria regalia", u. s. w.

Ferner ist die Bezeichnung, die hohen Hallen des „atrium" ein bei den Schriftstellern sehr häufig wiederkehrender Ausdruck. In manchen Atrien wurde sogar Recht gesprochen, Auctionen (atria auctionaria) abgehalten u. s. w. und dass derartige Anlagen sehr bedeutend sein mussten, ist sicherlich nicht zu bezweifeln.

Die Aufsicht über das „atrium" hatte ein Sclave, welcher sich als zuverlässig, treu und fleissig erwiesen hatte, er wurde „servus atriensis" oder auch in kürzerer Form „atriensis" genannt. Diese Stellung war ein Ehrenamt; an Rang war er gleich dem Koch — coquus —, was sicherlich viel sagen will, wenn man bedenkt, welche Verehrung der Römer des luxusliebenden Zeitalters seinem Magen angedeihen liess.

Der Aufenthalt des „atriensis" ist in unmittelbarer Nähe des „tablinum", — wir wollen hier vorausschicken, dass wir unter tablinum das Geschäftszimmer des Hausherrn verstehen — so dass er auf den Wink seines Herrn schnell herbeieilen konnte, um dessen Befehle pünktlich zu erfüllen.

Der „atriensis" hatte für die rechtzeitige und gehörige Reinigung des „atrium" Sorge zu tragen, er musste ferner die Ausschmückung desselben besorgen. Den Fremden ertheilte er alle mögliche und wünschenswerthe Auskunft, Freunden zeigte und erklärte er die Schätze des Hauses. Der „atriensis" scheint also eine Art „Kastellan" gewesen zu sein.

Die Grundrissform des römischen „atrium" ist für gewöhnlich oder besser gesagt, in fast allen Fällen ein Oblongum, ein Rechteck, dessen Längen- und Breiten-Verhältnisse zu einander der viel genannte römische Baumeister Marcus Vitruvius Pollio durch feste Zahlen bestimmt hat. Obgleich diese Regeln in den meisten Fällen zur Anwendung gelangt sein mögen, so folgt daraus noch lange nicht, dass es nicht auch solche „atria" gab, die nach anderen Verhältnissen construirt waren. Nichts destoweniger wollen wir hier die Regeln, nach welchen das Verhältniss der Breite zur Länge resp. der Länge zur Breite bestimmt wurde, im Wortlaute folgen lassen. Der römische Baumeister theilt uns darüber im 3. Kapitel des VI. Buches seines Werkes „de architectura" Folgendes mit:

„3. Die Länge und Breite der Atrien aber wird auf dreierlei Art bestimmt:

Die erste Art wird so ermittelt, dass man die Länge in 5 Theile vertheilt und drei Theile für die Breite bestimmt.

Die zweite Art, indem man die Länge in drei Theile theilt und zwei davon für die Breite bestimmt.

Die dritte so, dass man über die Breite mit gleichen Seiten ein Quadrat beschreibt und in diesem Quadrate eine Diagonallinie zieht und dem Atrium eine jener Diagonale gleiche Länge gebe."

Soweit also Vitruv.

Was nun die Höhe der „atria" anbetrifft, so richtet sich diese nach der Länge, auch gibt der Verfasser des Werkes „de architectura" eine Regel zur Bestimmung des richtigen Verhältnisses an, welche wir gleichfalls im Wortlaut mittheilen wollen.

So sagt er im vierten Paragraphen des 3. Kapitels im VI. Buche:

„Ihre Höhe soll bis zu den Balken $^1/_4$ weniger denn ihre Länge messen, welcher Rest als Maass für die Decke und die Bedachung betrachtet werden soll."

Bevor wir die einzelnen Arten der „atria" näher besprechen, wollen wir noch vorher die Längen-, Breiten- und Höhendimensionen derjenigen Räume betrachten, welche sich auf beiden Längsseiten des „atrium" befinden und die vielfach irrthümlicherweise unter dem Gesammtbegriff „alae" zusammengefasst wurden.

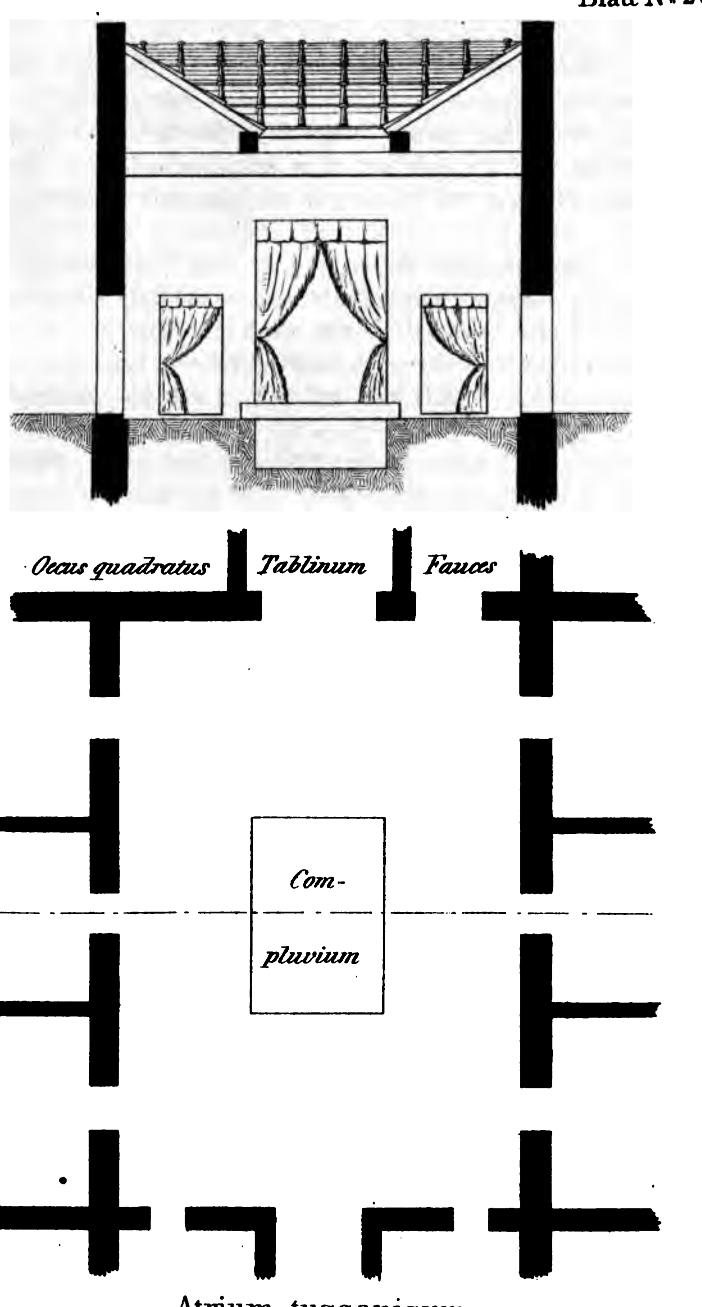
Hierzu bemerkt Vitruvius im 4. Paragraphen des 3. Capitels Folgendes:

Den Seitengemächern zur Rechten und Linken soll, wenn die Länge des Atriums 30—40′ beträgt, eine Breite von einem Dritttheil dieser Länge zugemessen werden. Bei einer Länge von 40—50′ theile man diese in 3½ Theile und gebe davon einen Theil den Seitengemächern (als Breite). Wenn aber die Länge zwischen 50—60′ betragen wird, so theile man den 4. Theil dieser Länge den Seitengemächern (als Breite) zu. Bei einer Länge von 60—80′ theile man diese in 4½ Theile und mache davon einen Theil zur Breite der Seitengemächer. Bei einer Länge von 80—100′ wird die Eintheilung derselben in 5 Theile die richtige Breite der Seitengemächer ergeben. Die Deckenbalken derselben sollen so hoch gelegt werden, dass die Höhe der Breite gleich sei.

Die kleinen Räume, welche nun als „cubicula", „diaeta", „cellae" u. s. w. verwendet wurden, hatten in den meisten Fällen keine Fenster, die direct in's Freie gingen, sondern sie bezogen alles Licht aus dem „atrium". Fenster, so sagt Vitruvius, sollen überhaupt nur da angebracht werden, wo man den Himmel sehen kann. Vitruvius gibt auch hierfür eine Regel an, um bestimmt sagen zu können, ob ein Raum genügend beleuchtet sei oder nicht. Diese Angabe befindet sich im 6. Paragraphen des 6. Kapitels vom VI. Buche und lautet folgendermassen:

Man ziehe an der Seite, von welcher man das Licht nehmen muss, eine Linie von der Höhe der Mauer, welche hinderlich zu sein scheint, bis zu dem Orte, welchem man das Licht verschaffen muss, und wenn man, an dieser Linie in die Höhe schauend, einen beträchtlichen Raum des freien Himmels sehen kann, so wird an dem Orte das Licht unbehindert sein. Wenn aber Balken oder Fenstergesimse, oder höhere Stockwerke im Wege stehen, so mache man oben eine Oeffnung und lasse so das Licht ein, und überhaupt muss man es so einrichten, dass immer auf den Seiten, wo man den Himmel sehen kann, Fensteröffnungen gelassen werden; denn so werden die Gebäude hell werden.

Das „atrium" war überdacht, doch geschah der Verschluss nicht in einer solchen Weise, dass das „atrium" den Charakter eines Hofes gänzlich verloren hätte.



Atrium tuscanicum.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.
A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.

In dem Dach befand sich eine Oeffnung, durch welche Luft und Licht hereinkam und durch welche der auf dem Heerde (focus) entwickelte Rauch entweichen konnte. Reber vergleicht diese Licht-, Luft- und Rauchöffnung ganz treffend mit der gleichen Zwecken dienenden Oeffnung im Kegelzelte der nomadisirenden Völker.

Die Dachdeckung war eine ziemlich vollkommene; man deckte zuerst die Dachfläche mit Flachziegeln (tegulae) ein und dichtete dann in weiterer Folge die gebliebenen Fugen durch sogenannte Hohlziegel (imbrices). Stiessen zwei Dachflächen zu einem First zusammen, so wurde derselbe mit Hilfe von Firstziegeln gedichtet (tegulae colliciarum).

Die Licht-, Luft- und Rauchöffnung im Dache hiess allgemein „compluvium", während das unter dieser Oeffnung liegende Wasserbassin „impluvium" genannt zu werden pflegte:
„Impluvium quo aqua impluit collecta de tecto. Compluvium, quo de diversis tectis aqua pluvialis confluit in eundem locum."

Was nun die Ausbildung der „atria" in constructiver Hinsicht anbetrifft, so haben wir nach meiner Meinung zwei Classen zu unterscheiden und zwar:

1. atria compluviata.
2. atria displuviata.

Reber übersetzt die letztere Bezeichnung mit „trauflose Atrien". Ob dieses in technischer Hinsicht zutreffend ist, möchte ich bezweifeln, denn auch die „atria displuviata" hatten Traufen, wenn dieselben auch etwas versteckt lagen.

Unter „atria compluviata" verstehe ich solche Anlagen, welche in der Mitte der Dachfläche ein „compluvium" und unter diesem Boden ein „impluvium" besitzen. Die Dachflächen dieser „atria" sind dann nach der Mitte des Grundrisses zu geneigt, so dass also die auf diese Dachfläche niederfallende Regenmenge sich in Rinnen ansammelt, die von Zeit zu Zeit durchbrochen sind. Diese Durchbrechungen sind dann durch Löwenköpfe zu Wasserspeiern ausgebildet.

Bei den „atria displuviata" haben wir zunächst eine entgegengesetzte Dachneigung; daher fehlt diesen Anlagen auch ein eigentliches „compluvium" mit „impluvium". An Stelle des letzteren mit seinem belebenden Wasserspiegel tritt zuweilen ein grosses

Beet, dessen frisches Grün den Ersatz für jenen bieten sollte. Der auf den Dachflächen der „atria displuviata" niederfallende Regen sammelt sich in Rinnen, die zwischen der Umfassungsmauer und jener Dachfläche liegen und aus denen dann das Wasser durch hohle Säulen u. s. w. abgeleitet wird.

Vitruvius, welchem wir die näheren Angaben über die „atria" verdanken, scheint über den Nutzen jener „atria displuviata" mit Recht getheilter Ansicht zu sein, einmal lobt er sie, weil bei einer solchen Anlage mehr Licht in die neben liegenden Räume fällt und anderseits tadelt er sie, weil durch die Art der Wasserableitung sehr leicht die Mauern feucht werden. Er kannte also auch die Schwierigkeit, dichte Anschlüsse herzustellen. Indessen haben wir noch einen Punkt zu erwähnen vergessen, welcher eine gute Eigenschaft der „atria displuviata" in sich birgt. Zu dem Zwecke müssen wir uns klar machen, dass im „atrium" getafelt wurde, wenigstens zu der Zeit, wo grosse Speisesäle noch eine Seltenheit waren.

Kleine Gastmähler wurden in den Speisezimmern — triclinia genannt — abgehalten, dagegen mussten bei grossen Gelagen die Tische im Atrium aufgestellt werden.

Bei einem „atrium compluviatum" aber war der ganze Raum durch das „impluvium" in höchst unvortheilhafter Weise zerschnitten mit Recht rühmt daher Vitruvius die „atria displuviata", weil die grosse, ununterbrochene Bodenfläche das Aufstellen einer grösseren Anzahl von Triclinien gestattete.

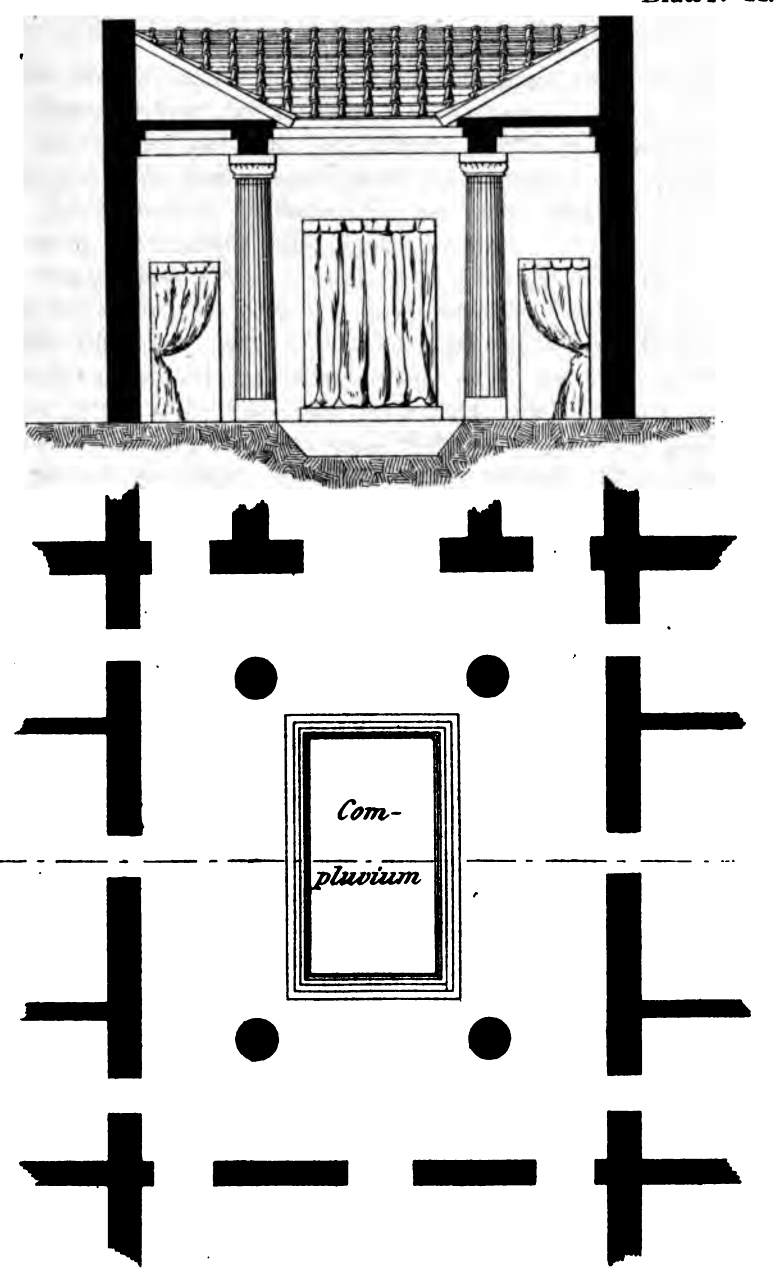
Die „atria compluviata" zerfallen dann wieder in folgende Ausbildungen:

1) atria tuscanica
2) atria tetrastyla
3) atria corinthia.

Die „atria displuviata" zerfallen nach meiner Ansicht wieder in 2 Unterabtheilungen, die sich nach der Ausbildung ihrer Dächer ergeben und zwar haben wir:

1) atria displuviata
2) atria testudinata.

Der Hauptunterschied der „atria compluviata" von den „atria" displuviata" ist jedenfalls in der Neigung der Dachflächen zu



Atrium tetraſtylum.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



suchen und in der hiermit in engster Verbindung stehenden Lage des Wasserbeckens, beziehendlich der Cisterne.

Die Licht-, Luft- und Rauchöffnung konnte mit buntfarbigen Teppichen zugezogen werden, damit durch diese die Einwirkung der Sonnenstrahlen abgeschwächt und eine angenehmere Beleuchtung des „atrium“ herbeigeführt würde.

Durch diese bunten Teppiche wurde ein ähnlicher Effect erzielt, als wenn wir irgend eine hellbeleuchtete Landschaft durch buntes Glas betrachten. Die Abschwächung der zu intensiven Beleuchtung ist nicht allein wohlthuend für unser Auge, sondern es ist der farbige Ton sehr vortheilhaft für den mehr oder minder einladenden Charakter eines Wohnhauses. Diese Teppiche, welche auch den Regen abhalten sollten, werden ‚vela‘ genannt und streng von jenen Vorhängen unterschieden, die zwischen den Säulen hingen. (De velis in hypaethris extenduntur, item de his, quae sunt circa columnas.)

Dass diese vela den obigen Zweck erfüllen sollten, erhellt aus Ovid. Met. X., 595

> Haud aliter quam cum super atria velum
> Candida purpureum simulatas inficit umbras

seine Bestätigung.

Im Winter wurde das Hypäthron (Oberlicht) durch Bretter oder durch grosse Platten von Marienglas (lapis specularis) verschlossen.

Das einfachere Mittel mag wohl in der ersteren Zeit, wo das Marienglas zu theuer war, ausschliesslich zur Verwendung gelangt sein, während das letztere sich erst in der späteren Zeit Anerkennung verschafft hat.

Das Zudecken des Oberlichtes konnte aber nicht vollständig geschehen, wo hätte sonst der Rauch seinen Ausweg gefunden? Allerdings wissen wir, dass derselbe vom Heerde aus sehr häufig seinen Ausweg durch das „vestibulum“ und das „ostium“ nahm, so dass durch den aus der Hausthüre ausströmenden Rauch mancher blinder Feuerlärm verursacht wurde.

Das Schliessen der Luftöffnung im Dache während des Winters geht aus folgender Stelle, die Becker im Gallus S. 212 (3. von Prof. Dr. W. Rein verbesserte und vermehrte Auflage) mittheilt, hervor.

Structuram loci alicujus ex tabulis factam, quae aestate tollerentur et hieme ponerentur, aedium esse ait Labeo etc.

I. atria compluviata.

a) atrium tuscanicum.

Das tuscische oder toscanische „atrium“ ist ohne Zweifel die älteste Constructionsweise. Wir ersehen dies einerseits aus der Bezeichnung, anderseits aber aus der Construction, welche nur für kleinere Dimensionen ausreichte.

Marcus Vitruvius Pollio beschreibt die „atria tuscanica“ folgendermassen:

„Tuscisch sind die Höfe, bei welchen die in der Breite des Atriums gelegten Querbalken (trabes in latitudine atrii trajectae) wagrechte und (ohne Wandauflager) schwebende Unterbalken, (interpensiva), schräge von den Ecken der Wände an die Ecken der Unterbalken laufende Dachbalken und ferner ein in der Mitte offenes Dach tragen, das mit schräg abwärts gerichteten Latten nach der Mitte ableitet.“

Wir haben auf Tafel Nr. 20 ein „atrium tuscanicum“ dargestellt. Zur weitern Erklärung brauchen wir nichts mehr hinzuzufügen.

b) atrium tetrastylum.

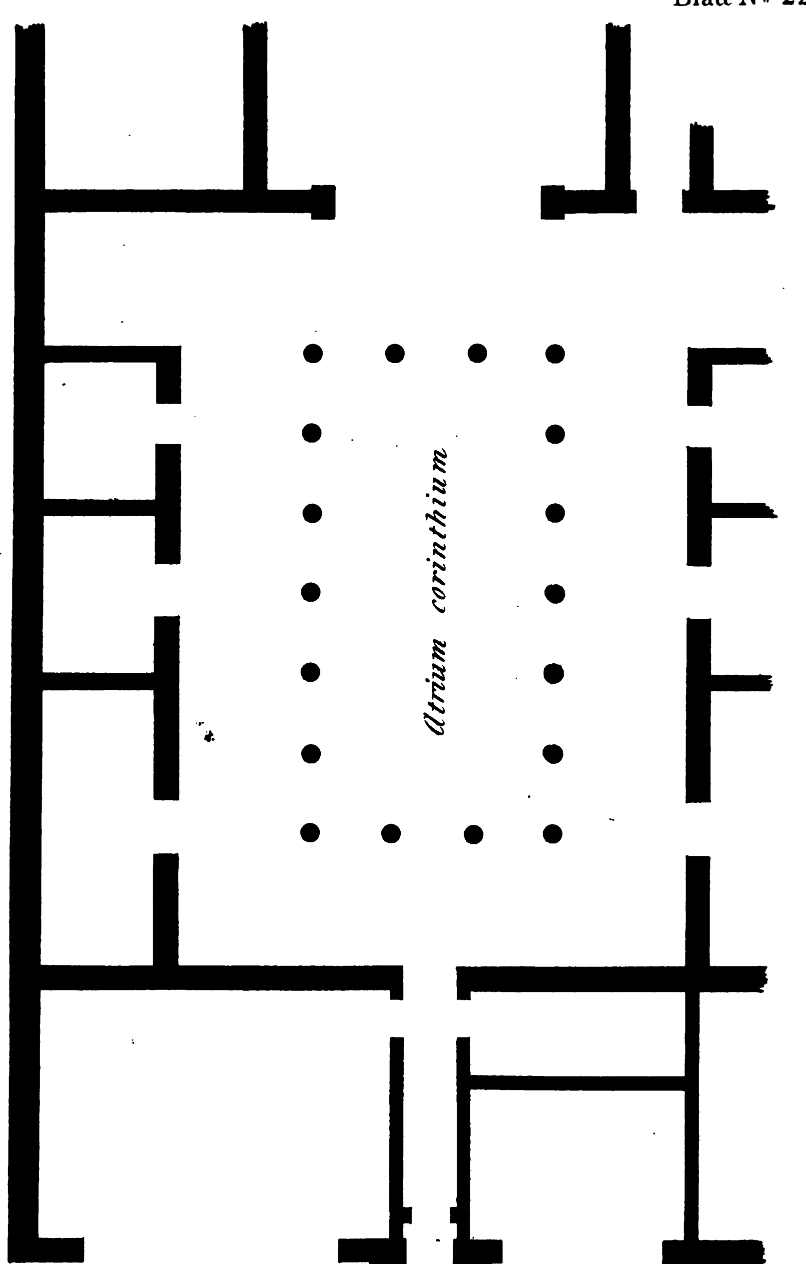
Vitruvius beschreibt diese Ausbildung durch Folgendes:

„Viersäulige Atria sind solche, welche durch Säulen, die den Eckbalken untergestellt sind, das Balkenwerk unterstützen und verstärken, indem hierdurch die Eckbalken weder ihr eigenes Gewicht zu tragen brauchen, noch von den wagrecht schwebenden Unterbalken belastet werden.“

So weit Vitruv's Auslassungen.

Auf Tafel Nr. XXI haben wir ein „atrium tetrastylum“ in Grundriss und Querschnitt dargestellt.

Derartige von vier Säulen getragene Dachconstructionen können schon bei weit grösseren Dimensionen ausreichende Sicherheit geboten haben. Die Säulen standen dann unter den Stellen, an welchen sich die Hauptbalken (trabes) mit den Querbalken (interpensiva) kreuzten.



Grundrifs eines Atrium corinthium.

G.Knapp, Verl.hdlg. Leipzig.   A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.



Alles Uebrige erklärt sich aus der Zeichnung.

c) atrium corinthium.

Die „atria corinthia“ liessen ohne Zweifel die bedeutendsten Constructionsdimensionen zu; in dieser Hinsicht näherten sie sich ganz entschieden dem Begriff des „peristylium“.

Vitruv beschreibt die „atria corinthia“ folgendermassen:

„Bei den corinthischen (Atrien) werden die Balken und das in der Mitte offene Dach (compluvium) auf dieselbe (mit Bezug auf die „atria tuscanica“) Weise eingerichtet, aber die von den Wänden heraustretenden Balken werden ringsherum auf Säulen gelegt.“

Auf Tafel Nr. XXII haben wir ein „atrium corinthium“ dargestellt.

Wir ersehen daraus, dass eine unbestimmte Anzahl Säulen einen Balkenrahmen trugen, der seinerseits wieder die Sparren des Daches aufnahm.

Die Bezeichnung „atrium corinthium“ schreibt sich wahrscheinlich von der Säule „corinthischer Ordnung“ her, die vielfach von den Römern bevorzugt wurde und daher bei ihnen ausserordentlich viel zur Anwendung gelangte.

Im Allgemeinen sind die Säulen, welche in römischen Atrien u. s. w. zur Anwendung gelangten, mehr mit Phantasiecapitälen, als mit streng stilistisch durchgeführten Formen geschmückt.

Das Material der Säulen sind Backsteine, die verputzt und schliesslich bemalt werden.

Nachdem wir in kurzer Weise die verschiedenen „atria compluviata“ besprochen haben, wenden wir uns zu der andern Classe, welche die „atria displuviata“ enthält.

Bei dieser Art von Atrien unterschieden wir bereits 2 Arten:

a) atria displuviata

b) atria testudinata.

Wir hören zunächst diejenige Beschreibung an, welche uns Vitruvius von dieser Gattung von Atrien gibt.

„Atria displuviata (Reber übersetzt mit „trauflose Atrien“) sind diejenigen, bei welchen die schräg aufwärts stehenden Dachbalken

eine aufwärts gerichtete Umdachung tragen und so die Traufe (zu den Wänden) zurückführen. Diese gewähren bei Winterwohnungen sehr grosse Vortheile, weil die aufwärts gerichteten Dächer der Beleuchtung der Speisesäle nicht hinderlich sind. Aber sie haben bezüglich der erforderlichen Reparaturen grosse Nachtheile, weil die Röhren, welche die rings an den Wänden zusammenströmende Traufe zusammenfassen sollen, das aus den Rinnen abfliessende Wasser nicht schnell genug aufnehmen können: weshalb sie, überfüllt, überströmen und das Holzwerk oder die Wände bei solchen Gebäudearten zu Schaden bringen."

Wir haben auf Tafel Nr. XXIV ein „atrium displuviatum" nach unserer Auffassung mitgetheilt. Hiernach scheint uns die Construction eines sogenannten „Satteldaches" als die wahrscheinlichste Ueberdeckung des Hofraumes.

Prof. Reber löst, wenn ich nicht sehr irre, den Begriff etwas anders; er denkt sich über dem mittlern Theile der Grundrissfigur einen Balkenrahmen, gegen welchen sich sowohl die Gratsparren, als auch die gewöhnlichen Sparren (asseres) anlegen. Diese Anlage würde etwas unpractisch sein, weil die Herstellung dieses Balkenrahmens mit technischen Schwierigkeiten verknüpft ist, namentlich wäre eine ordentliche „Versteifung" nicht so leicht zu bewerkstelligen. Ausserdem aber würde im Winter der Verschluss des Hypäthron sehr unvortheilhaft gewesen sein. (Es könnte dieser Vorwurf auch auf alle „atria compluviata" ausgedehnt werden.)

Geschah der Verschluss durch horizontal gelegte Bretter, so stagnirte auf dieser Plattform der Regen: in Folge dieses Umstandes wäre die Dichtigkeit des Verschlusses sehr mangelhaft gewesen, auch würde das Holz, das zu diesem Verschlusse verwendet wurde, bald verfault sein.

Nach meiner Ansicht aber fielen beide Mängel weg, wenn die Ueberdachung so, wie sie auf Tafel Nr. XXIV dargestellt ist, ausgeführt würde.

Bemerken muss ich hier nur noch, dass auch Overbeck die Herstellung des Daches beim „atrium displuviatum" sich in gleicher Weise denkt.

Wir kommen nun zur letzten Art der Atrien, zu den „atria testudinata".

Oecus quadratus

Tablinum

Fauces

Com-pluvium

Atrium corinthium.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



Mit Bezug auf diese bemerkt Vitruv:
„atria testudinata (Reber übersetzt: ganz überdeckte Hofräume) aber macht man dort, wo die Last nicht gross wird und wo man geräumige Wohnungen im oberen Stockwerke anbringen will“.

Mir scheint, dass dieser Begriff trotz aller Auslegungen, welche die verschiedenen hierauf bezüglichen Stellen erfahren haben, noch dunkel geblieben ist.

Ich habe auf Tafel XXV meine Idee, resp. meine Vorstellung von einem „atrium testudinatum“ vorgeführt.

Meine Auslegung dieses Begriffes „testudinatum“ gründet sich auf eine Stelle, die ich, wenn ich nicht sehr irre, in Schuch „römische Privatalterthümer“ gefunden habe. Schuch beschreibt dort die verschiedenen Dachformen und gibt hierbei in weiterer Folge an, dass man unter „testudo“ ein Zeltdach zu verstehen habe.

Wenn wir nun weiter gehen und untersuchen, wie man diesen Begriff bei unserem „atrium testudinatum“ verwerthen kann, so kommen wir zu folgenden Resultaten: Zunächst wird stets von kleinen Höfen gesprochen, die in der Regel mit einem derartigen „atrium testudinatum“ überdeckt würden; ferner wird behauptet und Vitruvius führt dies ja selbst an, kämen derartige „atria testudinata“ nur dort zur Verwendung, wo man im oberen Stockwerke (tabulatum) geräumige Wohnungen anlegen wollte.

Was nun die geringe Dimension des Grundrisses, über welchen die „atria testudinata“ zur Ausführung gelangen, anbetrifft, so passt dies ganz schön für ein Zeltdach. (An einer Stelle fand ich noch die Angabe, dass das „atrium testudinatum“ hauptsächlich über quadratischen Grundrissfiguren zur Anwendung gelangte. Auch dieser Punkt würde der Annahme eines Zeltdaches für ein „atrium testudinatum“ sehr günstig sein.)

Der zweite Punkt weiter, welcher also sagt, dass man die „atria testudinata“ dort verwendete, wo es sich um geräumige Zimmer im obern Stockwerke handelte, ist auch für unsere Behauptung günstig; denn die nach allen vier Seiten abfallenden Dachflächen nehmen ohne Zweifel gar keins oder doch nur sehr wenig Licht weg; also würde die Anlage eines „atrium testudinatum“ die Anlage von hellen Zimmern im oberen Stockwerke nur begünstigt haben.

Mit Bezug auf diesen letztern Punkt würden die „atria com-

pluviata“ sehr ungünstig erscheinen, weil bei diesen nur bei bedeutender Etagenhöhe helle Räume im obern Stockwerke erzielt werden konnten. Wenn man annimmt, dass das „atrium testudinatum“ ein vollständig überdeckter und überbauter Hof war, so verliert hierdurch die Anlage, meiner Ansicht nach, gänzlich den Charakter eines Atrium's. (Bei dieser Gelegenheit möge noch weiter angeführt werden, dass man sich mit Bezug auf das „atrium testudinatum“ noch Einiges von Bedeutung klar zu machen hat. Die Deckenbildung wird durch eine Cassettendecke hergestellt, gewölbte Decken kommen hier nicht vor, ebenso wenig gewölbeähnliche Decken [camerae]. Ueber diesen letzteren Begriff werde ich später noch einiges folgen lassen.)

Bevor wir das „atrium“ gänzlich verlassen, haben wir noch zwei Begriffe, welche mit jenem unmittelbar zusammenhängen, zu erörtern:

a) atriola und

b) alae.

Das „atriolum“ war nur sehr selten: man findet eine derartige Anlage nur in grössern Häusern, woselbst das „atriolum“ eine Art „Vorsaal“ zum „atrium“ bildete.

Dagegen ist der Begriff „ala“ von ungleich grösserer Wichtigkeit. Trotz alledem werden wir wieder auf Widersprüche beziehungsweise auf grosse Gegensätze in der Auslegung resp. Feststellung dieses Begriffes stossen.

Man hat vielfach angenommen, dass die „alae“ nichts weiter als diejenigen flügelartigen Theile des Hauses waren, welche das „atrium“ an seinen Längenseiten umschliessen. Indessen ist dies keineswegs eine richtige Ansicht. Das Wort „ala“ bedeutet „Flügel“. Es ist nun die Frage, worauf sich dieses „Flügel“ bezieht, indem hier zwei Möglichkeiten vorhanden sind und zwar: einmal auf das Gebäude und das andere Mal auf das „atrium“ selbst.

Die letztere Bezeichnung ist die richtigere und als solche jetzt wohl allgemein anerkannt.

Oecus quadratus

Tablinum

Fau-
ces

Viridarium

vertritt also die Stelle des
Wasserbehälters d. Atria compluviata



Atrium displuviatum

(l sind Licht- u. Luftöffnungen.)

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



Wir haben also unter „ala“ nichts anderes, als die „flügelartigen“ Erweiterungen des „atrium“ zu verstehen.

Welchem Zwecke dieselben dienten, wollen wir später untersuchen.

Ihr Vorkommen ist ein unregelmässiges, bald treten die „alae“ überhaupt nicht auf und bald sind sie in einfacher, bald in doppelter Anzahl vorhanden, deren Grundrissform ist meistens quadratisch. Die Anlage von „alae“ kann erst in die spätere Zeit fallen, denn so lange der Heerd (focus) im „atrium“ stand, und so lange dort die „imagines fumosae“ die „lares“ u. s. w. aufgestellt, war das Bedürfniss der „alae“ ein negatives.

Erst mit der allgemeinen Verfeinerung der Sitte, erst mit dem Aufkommen der Clienten musste der Heerd seine Stelle im „atrium“ verlassen. In den flügelartigen Erweiterungen findet der „focus“ von nun an seine Aufstellung. Mit ihm verliessen auch die „imagines fumosae“ ihre alte Stelle und fanden ihr neues Heim entweder im „tablinum“ oder in einer „ala“.

Diese „alae“ wurden also ursprünglich zur Küche benutzt, während man sie in spätern Zeiten in eine Hauscapelle (sacrarium), in ein Kunstmuseum u. s. w. umwandelte. Overbeck will sogar in einem Falle aus Pompeji in einer „ala“ Audienzzimmer mit danebenliegendem Geheimcabinet eines Schutzpatrons erkennen. In diesem am Schlusse speciell angeführten Beispiele werden wir jenen Fall noch näher besprechen.

Nachdem wir uns noch die beiden Begriffe „atriola“ und „alae“ klar gestellt haben, können wir nun zu der Beschreibung des letzten noch übrig bleibenden Raumes übergehen, welcher sich um das „atrium“ gruppirt; es ist das Geschäftszimmer des Hausherrn, das „tablinum“.

Das „tablinum“, welches seinen Namen von „tabulae“ ableitet, befindet sich in der Regel gerade dem Eingang in's „atrium“ vis-à-vis. „Tablinum locus proximus atrio a tabulis appellatur.“ Wir nannten bereits das „tablinum“ Geschäftszimmer des Hausherrn. Es wird dies der zutreffendste Begriff sein. Im „tablinum“ befinden sich die tabulae accepti et expensi, also die Haushaltungsbücher, ferner aber die wichtigeren tabulae, auf welchen Miethsverträge, Testamente, sonstige Verträge, u. s. w. aufgezeichnet waren.

Die Aufbewahrung dieser „tabulae“ geschah in kleinen Schränken, welche „armaria“ genannt wurden. Der Charakter des „tablinum“ würde sich also am treffendsten mit „Hausarchiv“ bestimmen lassen.

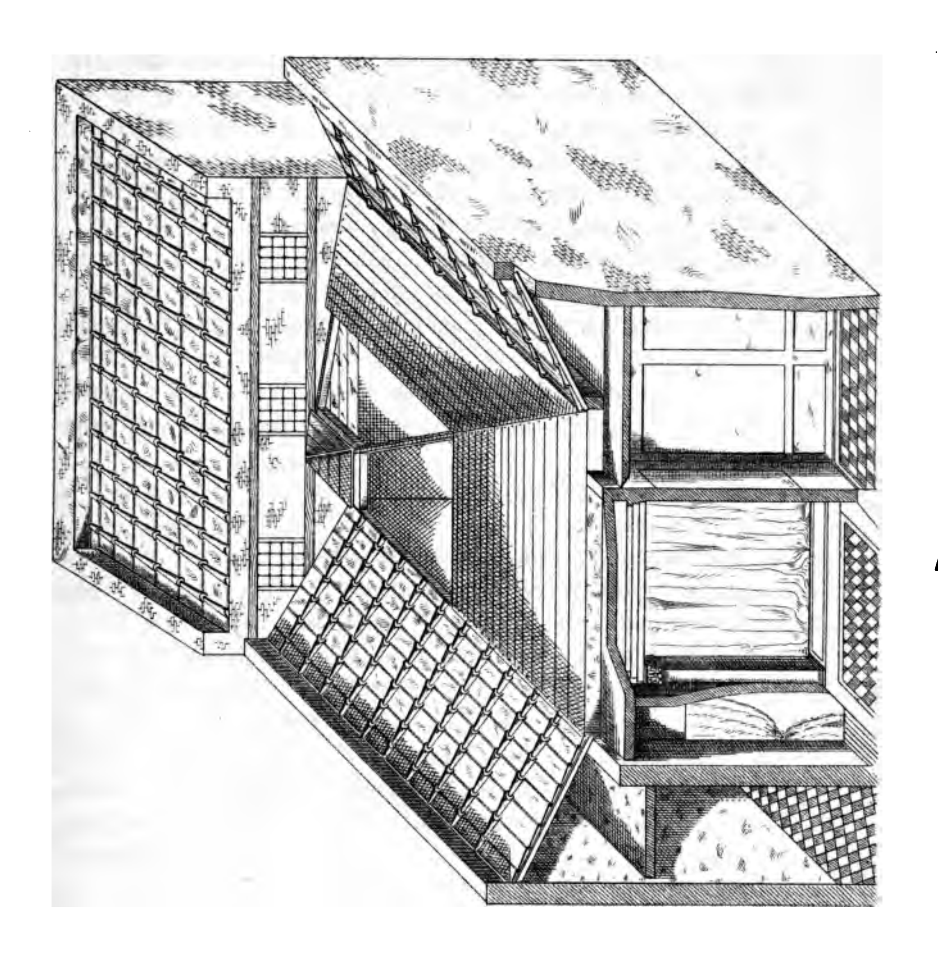
„Tablina codicibus implebantur et monumentis rerum in magistratu gestarum“; auch wurden hier die imagines der Vorfahren mit Uniformen und Kränzen geschmückt an bestimmten Tagen aufgestellt, so z. B. an Jahrestagen von Schlachten, in welchen dieselben ruhmreich mitgefochten hatten. [Diese „imagines“ waren Gesichtsabdrücke der Verstorbenen, welche man in Wachs ausführte (imagines expressi cera vultus). Als viele Freigelassene, die keine Vorfahren aufweisen konnten, zu bedeutenden Reichthümern kamen, traten an die Stelle der „imagines fumosae“ die imagines „clypeatae“, Bildnisse der Kaiser, oder sonstiger berühmter Männer.]

Das „tablinum“ war nach dem „atrium“ zu weit geöffnet, welche Oeffnung meistens durch grosse und prächtige Vorhänge geschlossen werden konnte; auch die hintere Seite dieses Raumes war meistens gänzlich offen und nur zuweilen durch eine niedere Mauer, Parapetmauer (para = gleich, petto = Brust) theilweise gegen das „peristylium“ hin abgeschlossen.

Nichtsdestoweniger bleibt diejenige Ansicht die falsche, welche im „tablinum“ einen Durchgang (fauces) erkennen will.

Zum Schlusse theilen wir noch das mit, was Vitruv über das „tablinum“ bemerkt:

„Dem „tablinum“ soll man, wenn die Breite des „atrium“ 20′ betragen wird, zwei Drittel desselben Raumes zutheilen. Wenn das „atrium“ zwischen 30 und 40′ breit sein wird, so wird von dieser Breite die Hälfte dem „tablinum“ zugetheilt. Wenn aber die Breite des „atrium“ zwischen 40 oder 60′ beträgt, so theile man diese in fünf Theile und bestimme von diesen zwei für das „tablinum“. Denn es können nicht kleinere Atrien dieselben Maassverhältnisse besitzen, wie die grösseren. Denn wenn wir die Maassverhältnisse der grösseren bei kleineren anwenden, so werden weder die „tablina“, noch die Seitengemächer die entsprechende Zweckmässigkeit haben können, wenn wir aber die kleineren bei grösseren anwenden, so werden bei diesen jene Glieder ungeheuer weit und riesig erscheinen. Ich habe daher



Atrium Testudinatum.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



die Grössenverhältnisse so, wie sie sowohl in Bezug auf Zweckmässigkeit, als in Bezug auf Anblick als die vorzüglichsten ausfindig gemacht worden sind, nach den einzelnen Grössen-Gattungen verzeichnen zu müssen geglaubt.

„Die Höhe des „tablinum“ soll bis zum Gebälk um $^1/_8$ mehr als seine Breite betragen, die Deckenfelder zwischen den Balken sollen sich noch um $^1/_3$ der Breite des „tablinum“ über die Höhe desselben erheben. Die Weite des Verbindungsganges soll bei kleinen Atrien nach $^2/_3$, bei grösseren nach der Hälfte des „tablinum“ bestimmt werden. Die Ahnenbilder ferner sollen mit ihren Zierden (also mit den Abzeichen ihrer früheren Würden) in einer der Breite der Seitengemächer entsprechenden Höhe angebracht sein. Die Breiten- und Höhenverhältnisse der Thüren mögen, wenn sie „dorisch“ sein sollen, in dieser, wenn sie „jonisch“ sein sollen, in jener Art angelegt werden, so weit ich dies von den Tempelpforten gesagt habe, für welche ich im 4. Buche die regelrechten Maassverhältnisse dargelegt habe.“

Zu erwähnen haben wir noch, dass sich unmittelbar neben dem Eingange in's „tablinum“ auch die Geldkiste befand. Dieselbe wurde in der Regel fest mit dem Boden verbunden. Wenn Wackernagel behauptet, dass sich nirgends in Pompeji in einer solchen Kiste — aera genannt — Geld gefunden hätte und wenn er daraus schliesst, dass diese Kisten überhaupt nicht jenem Zwecke gedient hätten, so ist nach unserer Ansicht dieser Schluss noch lange nicht stichhaltig, denn in Pompeji konnten die Bewohner noch Alles in Sicherheit bringen, bevor die Katastrophe sie erreichte.

Die Kiste wurde sowohl von Holz, als auch von Metall construirt. Ueber die Grösse derselben können wir keine genauen Angaben machen: z. B. wurde der proscribirte Junius oder Vinius von einem seiner Freigelassenen in der „arca“ mehrere Tage lang versteckt gehalten. Dass die Geldkisten allgemein verbreitet waren, folgt aus der Bezeichnung „arca solvere“ für eine Baarzahlung.

Das vollständig ausgebildete römische Wohnhaus besteht aus zwei Theilen: „atrium und peristylium“. Nachdem wir nun in ausführlicher Weise das „atrium“ sammt dessen Umgebungen einer Besprechung unterworfen haben, wenden wir uns nun zum „peristylium“, dem der Familie gewidmeten Theile des römischen Wohnhauses.

Die Vermittlung zwischen den beiden Höfen geschieht durch die „fauces“. Vitruvius bestimmt die Breite des Verbindungs-Ganges im VI. Buche und zwar im 6. Paragraph des 3. Capitels: „fauces minoribus atriis e tablini latitudine dempta tertia, majoribus dimidia constituantur“.

„Die Weite des Verbindungsganges soll bei kleinen Atrien nach zwei Drittel, bei grössern nach der Hälfte der Breite des Tablinum's bestimmt werden.“

Früher hat man diesen Begriff vielfach falsch gedeutet, indem man unter „fauces“ den Theil des Hauses verstand, welchen wir mit „vestibulum“ bezeichnet haben. Indessen war diese Ansicht eine irrige, denn wozu hätte Vitruvius die Breite der „fauces“ nach dem „tablinum“ bestimmt, wenn jene nicht mit diesem in unmittelbarer Verbindung gestanden hätten.

Alle in Pompeji aufgegrabenen Gebäude, die beide Theile des römischen Wohnhauses nachweisen, haben stets einen, wenn nicht zwei Verbindungsgänge nach dem „peristylium“ hin, wenn nur einer vorhanden, so ersetzte man den andern, der Symmetrie wegen durch Malerei; jedenfalls ein ebenso einfacher wie practischer Kunstgriff der Decorateure.

Durch das Vorhandensein der „fauces“ fällt auch die Behauptung weg, dass das „tablinum“ den Verkehr zwischen „atrium“ und „peristylium“ vermittelt hätte.

Wir gelangen nun in den zweiten Mittelpunkt des römischen Wohnhauses: in das „peristylium“.

Ueber die Anlage der „peristylia“ bemerkt Vitruvius Folgendes:

„Die „peristylia“ aber sollen quer angelegt und um $^1/_3$ länger, als tief sein; die Säulen sollen so hoch sein, wie die Säulenhalle breit. Die Säulenweiten der Säulenhöhe sollen nicht weniger als drei und nicht mehr als 4 Säulendicken von einander entfernt stehen. Wenn aber beim „peristylium“ die Säulen in dorischer

Ordnung gemacht werden sollen, so nehme man die Masseinheiten so, wie ich dies im IV. Buche über den dorischen Styl geschrieben habe und vertheile sie nach diesen Masseinheiten und nach Massgabe der Triglyphen." So weit Vitruv.

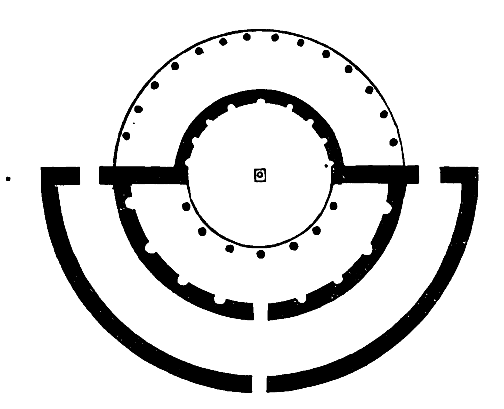
Ueber die Bedeutung des „peristylium" namentlich mit Hinsicht auf den Begriff „cavaedium" ist Vieles gesagt worden, ohne das Richtige zu treffen. Wir finden da häufig die Ansicht vertreten, als befänden sich um das „peristylium" zuweilen gar keine Gemächer; wir glauben dieser Ansicht entgegentreten zu müssen, da dieses weit eher für den Begriff „porticus" als für das Wesen des „peristylium" passt. Das „peristylium" ist meiner Ansicht nach ein Hof, der von Säulenhallen umgeben ist, die wiederum ihrerseits die Eingänge zu verschiedenen Gemächern enthalten. Wo sollen dann diejenigen Räume liegen, welche vorzüglich in der Wohnung der Reichen vorkamen, wie z. B. oeci, triclinia, exedrae, culinae u. s. w.?

Meiner Ansicht nach ist das „peristylium" ein sehr wichtiger Bestandtheil des römischen Wohnhauses. Der Begriff „peristylium" wird aber nicht durch „porticus" gedeckt. Wir werden am Schlusse mit Hülfe der Beispiele aus Pompeji nachweisen, dass auch oft ein „porticus" hinter dem „peristylium" liegt; und zwar ist er dann entweder nur eine einfache oder aber eine drei- oder vierfach gebrochene von Säulen getragene Halle.

Der vom „peristylium" umschlossene Hof ist meistens zu einem Garten ausgebildet, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen mit einem Bassin befindet, das zu einer „piscina" (einem Fischbehälter) benutzt wird. Dieser Garten, welcher aus einem grossen Beet besteht, wird „viridarium" genannt und von dem sogenannten „viridarius" gepflegt. (Indess ist das „viridarium" nicht zu verwechseln mit „xystus"; wovon später Ausführlicheres berichtet werden wird.) Auf die künstlerische Ausstattung der Brunnennische, resp. der ganzen hiermit in Verbindung stehenden Anlage verwendete der Römer sehr grosse Sorgfalt. Wir theilen beispielsweise den Grundriss einer solchen Anlage mit, die einigermassen einen Massstab für den Charakter derartiger Schöpfungen bietet.

Sehr häufig wurden die Nischen mit Mosaik ausgelegt; auch sind Wasserbassins aus Marmor, Stein und Erz vorhanden, die

aus Kreisabschnitten oder Rechtecken oder aber auch aus einem Stücke hergestellt wurden.



Overbeck hat in Pompeji eine grosse Anzahl von Figuren gefunden, die mit dem Wasserausguss in directer Verbindung stehen, aber auch solche, welche einen solchen Zusammenhang nicht aufweisen; die letztern dienten dann wohl nur zur Staffage (sigilla, columnas quoque et personas, ex quarum rostris salire solet.)

Die Darstellungen haben meistens einen mythologischen Charakter, indessen sind auch Genrestücke nicht selten. Die der Mythologie entlehnten Figuren gehören fast alle in den Bereich des Bacchus-Cultus oder zu dem Kreise der Fluss- und Quellgottheiten (Silen, Faun, Satyrn, Nymphen u. s. w.)

Overbeck theilt folgende Beispiele der ersten Classe mit: Ein Silen stützt sich auf ein Brunnenrohr, aus welchem sich das Wasser über 4 Stufen in ein Bassin ergiesst. (Die Nachahmung eines Wasserfalles war überhaupt sehr beliebt: Sen. ep. 86 quantarum aquarum per gradus fragore cadentium); ein Silen hält einen Weinschlauch in der Hand, aus welchem das Wasser hervorsprudelt; wieder ein anderer Silen giesst aus dem auf einem Baumstamme befindlichen Gefässe Wasser aus; eine auf einem Felsen sitzende Nymphe löst ihre Sandalen, während aus ihrem umgestürzten Gefäss das Wasser in ein Bassin fliesst.

Auch liess man das Wasser aus Thierköpfen hervorsprudeln:

z. B. ein Knabe hält eine wasserspeiende Gans im Arm. Diese Thierköpfe wurden auch sehr häufig an Säulen angebracht, aus denen dann das Wasser herabträufelt.

Figuren, die zur zweiten Classe gehören, die also keinen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Wasserausguss haben, sind ebenso zahlreich vertreten, z. B. ein auf einer Flöte blasender Satyr; andere Satyre lauschen dem Wasserplätschern, andere scherzen mit Nymphen.

Alle diese vorgeführten Beispiele sind Meisterwerke.

Das Wasser bezog der Römer entweder aus der öffentlichen Wasserleitung, aus Quellen oder aus Cisternen. Wie weit die Römer bereits mit diesem Zweig der Technik vertraut waren, lässt sich aus den folgenden Unterweisungen Vitruv's folgern, welche wir im Wortlaute nach Reber's Uebersetzung mittheilen:

„Die Leitung des Wassers geschieht auf dreierlei Art: als Quellbach in gebauten Rinnen, oder in bleiernen Röhren, oder in thönernen; dabei ist das Verfahren folgendes: Wird das Wasser in Rinnen geleitet, so mache man das Mauerwerk so dauerhaft als möglich und sorge dafür, dass die Sohle der Rinne ein Gefäll von mindestens einem halben Fuss auf je hundert Fuss Länge erhalte, und überwölbe die gemauerte Rinne, damit die Sonne so wenig als möglich auf das Wasser Einfluss habe, und wenn es an die Stadt kommt, errichte man einen Sammelraum und mit diesem verbunden zur Aufnahme des Wassers ein dreifaches Reservoir, und bringe an dem Sammelraum drei in gleichmässiger Vertheilung zu den drei Reservoirkammern führende Röhren an, welche Reservoirs so mit einander in Verbindung stehen, dass der Ueberschuss an Wasser in den beiden äusseren Kammern in die mittlere überfliesst. An der mittleren sodann werden die Röhren angebracht, die zu allen Bassinbrunnen und Springbrunnen führen, aus der zweiten sollen sie zu den Bädern führen, woraus dem Staate jährliche Einkünfte erwachsen, und aus der dritten zu den Privathäusern. Die Gründe aber, warum ich eine solche Abtheilung anordne, sind diese, damit es für den öffentlichen Gebrauch nicht daran gebreche; denn es kann demselben nicht entzogen werden, da jede Kategorie von oben an ihre gesonderten Leitungen hat und diejenigen, welche das Wasser für sich in die

Häuser leiten wollen, werden dies vermittelst Abgaben durch die Wasserleitungspächter erlangen.

Liegen aber Berge zwischen den Stadtmauern und dem Quellenanfang, so hat man so zu verfahren, dass man einen unterirdischen Stollen nach dem oben beschriebenen Gefäll nivellirend treibt und dass man, wenn der Berg aus Tuff oder aus anderem Felsen ist, die Rinne in diesem selbst aussprengt, wenn aber der Boden aus Erde oder Sand besteht, den Stollen mit Wänden und überwölbt ausmauert und so die Leitung herstellt, und dass man in Abständen von 240 Fuss auf denselben herab von oben senkrechte Schächte abteuft.

Wenn aber die Leitung mit Bleiröhren hergestellt werden soll, so erbaue man zunächst an der Mündung der Quelle einen Fassungsraum und lege dann die Röhren, deren Durchmesser nach der Mächtigkeit der Quelle berechnet sein soll, von dem Fassungsraume bis zum Sammelraume innerhalb der Mauer. Die Röhren sollen nicht unter zehn Fuss Länge gegossen werden, und diese sollen einzeln, wenn sie hundertzöllig sind, ein Gewicht von 1200 Pfund, wenn achtzigzöllig von 960, wenn fünfzigzöllig von 600, wenn vierzigzöllig von 480, wenn dreissigzöllig von 360, wenn zwanzigzöllig von 240, wenn fünfzehnzöllig von 180, wenn zehnzöllig von 120, wenn achtzöllig von 96, wenn fünfzöllig von 60 Pfund haben. Die Grössebezeichnung dieser Röhren aber wird aus der Breite nach Zollen genommen, welche die Bleibleche, bevor sie zur Röhre zusammengebogen werden, haben: wenn man z. B. aus einem Bleche, welches 50 Zoll breit ist, eine Röhre macht, so wird diese eine fünfzigzöllige genannt, und auf eine entsprechend ähnliche Weise die übrigen.

Eine solche Leitung aber, welche mit Bleiröhren hergestellt werden soll, wird also auszuführen sein. Wenn der Anfang derselben in Rücksicht auf die Stadtmauer im gehörigen Höhenverhältniss steht und die zwischenliegenden Hügel nicht zu hoch sind, um ein Hinderniss in den Weg zu legen, so ist es nöthig, die Thalsenken zwischen ihnen bis zum Niveau der Leitung zu unterbauen, ebenso wie bei den Quellbach- und Rinnenleitungen, wenn aber der Umweg nicht lang sein wird, so führe man die Leitung (um dieselben herum;) wenn sich aber die Thäler in weiterer Ausdehnung hinstrecken, so wird man die Leitung an

dem Abhange herabführen; sodann unten angelangt, gibt man ihr einen nicht hohen Unterbau, so dass sie so lange als möglich in demselben Niveau bleibe: dies aber wird der Bauch sein, den die Griechen Koilia (Bauchhöhlung) nennen: erreicht dann die Leitung die gegenüberliegende ansteigende Seite, so ist sie durch den langen Zwischenraum des Bauches sanft angeschwellt und wird so zum Gipfel der Anhöhe aufwärts gepresst. Wenn man dagegen in Thälern keinen Bauch anlegt, noch einen wagrechten Unterbau hergestellt hat, sondern die absteigende Leitung nach aufwärts in einem Winkel bricht, so wird sie platzen und die Fügung der Röhren zerreissen. Auch im sogenannten Bauche sind Kammern anzulegen, damit durch diese die Gewalt des Luftdrucks abgeschwächt werde. Auf diese Weise werden diejenigen, welche das Wasser durch Bleiröhren leiten wollen, dies auf's Allerbeste in's Werk setzen können, weil sowohl die Senkungen, als das Umgehen derselben, sowohl die sogenannten Bäuche, als die Hebungen nach obigem Verfahren ausgeführt werden können, wenn das Niveau von Anfang der Quelle bis zu den Stadtmauern das richtige Gefäll hat. Ferner ist es nicht undienlich in Abständen von 24,000 Fuss Sammelräume anzubringen, damit, falls einmal irgend eine Stelle Schaden nimmt, dadurch nicht das ganze Werk unbrauchbar wird, und damit man leichter finde, an welcher Stelle der Fehler liege.

Aber jene Sammelräume dürfen weder bei einer Senkung noch in der vertieften Fläche des sogenannten Bauches, noch bei Hebungen, noch überhaupt in Thälern angebracht sein, sondern nur auf fortlaufender Ebene.

Will man aber mit geringerem Aufwande eine Wasserleitung legen, so hat man also zu verfahren:

Man stelle Röhren aus dichtem Thon, mindestens zwei Zoll stark, her, jedoch so, dass diese Röhren sich nach einer Seite zu verjüngen, damit sie eine in die andere hineingesteckt, sich aneinander fügen können; die Fugen derselben aber verstreiche man mit lebendem Kalk, der mit Oel angemacht ist und bringe an den Biegungen der beiden Enden der sogen. Bauchfläche einen in diesem Winkel selbst gearbeiten Block aus Rothstein an, der so durchbohrt ist, dass die letzte Röhre der Senkung in den Block eingefügt werden kann, und in ähnlicher Weise auf der anderen

Seite die erste Röhre der Bauchebene; in derselben Art muss in der entsprechenden Hebung die letzte Röhre der Bauchebene in der Aushöhlung des Rothsteins stecken und die erste Röhre der Hebung ebenso eingefügt sein. So wird durch die Bewahrung ungebrochener ebener Flächen, in welchen die Röhren sowohl der Senkung als der Hebung liegen, der Winkel nicht gesprengt werden. Es pflegt aber in Wasserleitungen ein so heftiger Luftdruck zu entstehen, dass er selbst die Steinblöcke zersprengt, wenn nicht das Wasser von der Quellfassung aus Anfangs langsam und spärlich hineingelassen wird, und an den Winkeln oder Kurven durch Bänder oder durch eine darauf gelegte Last von Sand bezwungen wird. Das Uebrige ist Alles wie bei einer Bleiröhrenleitung einzurichten. Ferner schütte man, ehe man zum erstenmal das Wasser von der Quellfassung hineinlässt, Asche hinein, damit die Fugen falls sie hin und wieder nicht gehörig verstrichen sein sollten, durch die Asche verklebt werden.

Es haben aber solche Thonröhrenleitungen die Vortheile, dass erstlich, wenn die Anlage irgend eine Beschädigung erlitten hat, jeder sie ausbessern kann, und dass auch das Wasser in Thonröhren viel gesünder ist, wie aus Bleiröhren; denn das durch Blei geleitete Wasser scheint deshalb nachtheilig zu sein, weil aus dem Blei Bleiweiss entsteht, welches dem menschlichen Körper schädlich sein soll. Wenn daher das, was daraus entsteht, nachtheilig ist, so unterliegt es keinem Zweifel, dass es auch an und für sich nicht der Gesundheit zuträglich sei. Einen Beweis aber können wir von dem Bleigiesser nehmen, welche eine ganz bleiche Hautfarbe haben; wenn nämlich beim Giessen das Blei geschmolzen wird, legt sich der davon abgehende Dampf auf die Glieder und entzieht Tag für Tag herausbrennend den Gliedern das Blut. Deshalb dürften Wasserleitungen mit Thonröhren besser sein, darauf weist schon der tägliche Gebrauch hin, weil Alle, welche gleichwohl reiche Gedecke von Silbergefässen haben, doch sich thönerner Geschirre bedienen, welche die Reinheit des Geschmackes nicht benachtheiligen. Wenn es aber keine Quellen gibt, womit man die Wasserleitungen speisen könnte, muss man Brunnen graben. Beim Brunnengraben aber verschmähe man die Ueberlegung nicht, sondern ziehe die naturgemässen Gründe der Dinge sehr genau und ernstlich in Betracht, da die Erde

viele und mannigfache Wesenheiten in sich enthält. Sie ist nämlich wie die übrigen Dinge, aus vier Elementen zusammengesetzt. Für's erste besteht sie aus dem Erdigen selbst, dann hat sie von dem feuchten Elemente der Quellen, ferner enthält sie Wärme, woraus Schwefel, Alaun und Erdharz entstehen, und endlich schreckliche Luftströmungen, die, wenn sie durch die Klüfte und Adern der Erde mit Dünsten geschwängert auf eine Brunnengrabung gelangen und dort mit Graben beschäftigte Menschen treffen, wie durch gewöhnlichen Dampf in der Nähe derselben den Athem hemmen, so dass die, welche nicht schleunigst aus der Grube entfliehen, dort zu Grunde gehen. Um aber dies zu verhüten, verfahre man also: Man lasse eine angezündete Lampe hinab, und bleibt diese brennend, so wird man ohne Gefahr hinabsteigen. Wird aber das Licht durch die Wucht des Dampfes ausgelöscht, so grabe man dann neben dem Brunnenschachte zur Rechten und Linken Wetterschächte, worauf die Luftströmung durch diese Wetterschächte gleichsam wie durch Nasenlöcher entweichen wird. Wenn dies so ausgeführt worden, und wenn man zum Wasser gelangt ist, dann baue man dies ringsum mit Mauerwerk aus, damit die Adern nicht verschüttet werden.

Wenn aber der Boden hart ist, oder die Wasseradern allzu tief liegen, dann hat man die von den Dachtraufen und von höher liegenden Orten abfliessenden Wassermassen in Cisternen von signinischer Arbeit aufzufangen. Bei Anlegung signinischer Cisternen aber hat man also zu verfahren. Man beschaffe erstlich sehr reinen und sehr rauhen Sand und schlage Basaltbruchsteine in Stücke, die nicht über ein Pfund schwer sein dürfen; dann mische man in der Mörteltruhe sehr strengen Kalk mit dem Sande, sodass fünf Theile Sand auf zwei Theile Kalk treffen, und schütte dazu noch die Bruchsteine in die Mörteltruhe; dann wird die Cisterne bis an den beabsichtigten Höhenrand ausgegossen und mit eisenbeschlagenen Holzschlegeln festgetrieben. Nachdem die Wände festgeschlagen sind, räume man das in der Mitte befindliche Erdreich bis an den untern Rand des Wandverputzes weg, und nachdem man eine Ebene hergestellt, beschlage man auch die Sohle in der festgesetzten Dicke. Hat man aber solche Cisternen zu zweien oder dreien nebeneinander angelegt, damit sie vermittelst Durchsickerung ihr Wasser wechseln

können, so wird sich dieses Wasser als viel gesünder und wohlschmeckender bewähren. Denn wenn der Schlamm zur Ablagerung Gelegenheit findet, wird das Wasser klarer und ohne Geruch seinen Geschmack bewahren; wenn nicht, so wird es nöthig sein, es durch Hineinwerfen von Salz zu klären.

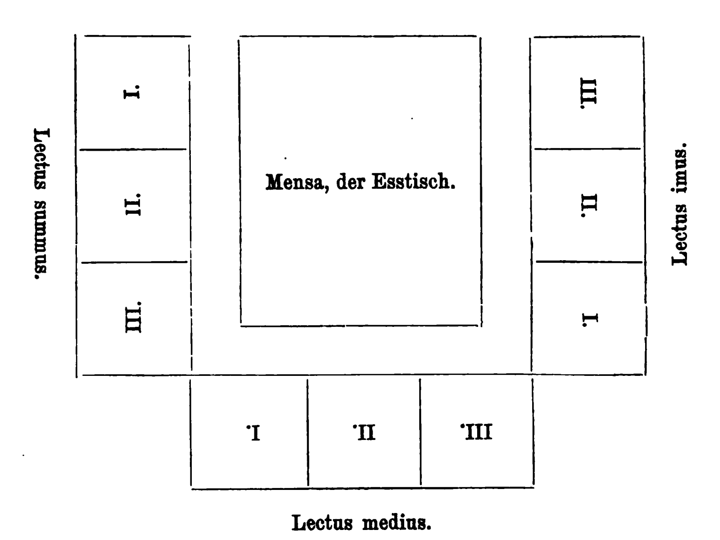
Was ich von den Vorzügen und der Mannigfaltigkeit des Wassers, von dem Nutzen, den es gewährt, und von der Art und Weise, wie man es leitet und prüft, wusste, habe ich in diesem Buche niedergelegt, von dem Uhrenwesen dagegen und von der Einrichtung der Stundenzeiger werde ich im folgenden Buche handeln."

Um diesen zweiten Hof gruppirt sich nun eine Anzahl Säle, welche wir jetzt näher besprechen müssen.

Zunächst sind hier die Speisezimmer (triclinia) verhältnissmässig zahlreich vorhanden; sie erhielten ihren Namen von dem dreifach gebrochenen Lager; welches an drei Seiten den Speisetisch umzog.

Zur Mahlzeit allgemein wollen wir bemerken, dass der Speisetisch in der Regel quadratisch und auf drei Seiten von Lagern, „lecti" genannt, von welchen jedes für drei Personen bestimmt, umzogen war, während die vierte Seite für die bedienenden Sclaven (servi) frei bleiben musste. Diese „lecti" (Lager) waren ursprünglich hölzerne Gestelle, an der Aussenseite etwas niedriger, als an der Innenseite, so dass man die „lecti triclinares" von aussen her bestieg. Als der Luxus mehr und mehr Modesache wurde, überspannte man sie mit Gurten, auf welche Polster (tori) und Decken gelegt wurden. Auch war auf jedem Platze ein Kissen (pulvinus), auf welches man den linken Arm stützte, während die Füsse gegen die Aussenseite hin gelegt wurden. Die 3 verschiedenen Arten von lectus hatten auch verschiedenen Rang; der höchste war der „lectus medius", ihm folgte der „lectus summus" und diesem der „lectus imus". Auf letzterem nahm der Hausherr sowie dessen Frau und ein Kind Platz, der Ehrenplatz — No. 3 auf dem lectus medius — locus consularis genannt — war so gelegen, dass der auf diesem Platz Sitzende eine freie Ecke hatte und zunächst dem Hausherrn sass. Plutarch erzählt, dass dieser Platz seinen Namen, locus consularis, von einem mitspeisenden Consul erhalten habe, welcher von diesem Platze aus Meldungen

entgegengenommen und eilige Sachen dort unterschrieben hatte, ohne dass er sein Lager verlassen hätte.



Lectus medius.

Später, besonders in der Kaiserzeit, traten an die Stelle der quadratischen runde Tischplatten (orbes genannt), an Stelle des bisherigen dreifach gebrochenen Lagers trat ein einziges, halbrundes, welches von seiner Form (☾) sigma oder stibadium genannt wurde. Die Ehrenplätze an diesem waren die „cornua" (Eckplätze) und zwar war der in „dextro cornu" (an der rechten Seite) gelegene der 1. Ehrenplatz und der in „sinistro cornu" der 2. Ehrenplatz.

Der Römer hielt eine strenge Regel in Bezug auf die Anzahl seiner Gäste bei seinen Gastmählern ein: nicht mehr als die Musen und nicht weniger als die Parzen bestimmte die Zahl der zum Mahl Geladenen!

Die grössern Gastmähler wurden in der frühern Zeit, wie bereits mehrfach angedeutet wurde, im „atrium" abgehalten. Als aber der Luxus die bauliche Disposition des römischen Wohnhauses ausschliesslich beeinflusste, da wurden für diesen Zweck grosse, prächtige Säle erbaut, die der Römer „oeci" zu nennen pflegte.

Die Speisezimmer — triclinia — lagen in der Regel in unmittelbarer Nähe der Küche, culina; neben diesen „tricliniis“ befand sich auch eine „apotheca triclinii“, als Aufbewahrungsort für die Speisegeschirre u. s. w.

Der Römer entfaltete in den Speisezimmern — tricliniis — gern einen ungeheuren Luxus; so erfahren wir, dass Kaiser Nero in seiner „domus aurea“ Speisezimmer mit einer beweglichen Decke hatte, so dass sich bei jedem aufgetragenen neuen Gerichte den zu Tisch Liegenden eine neue Ansicht darbot; auch strömten aus dieser Decke in feinen Strahlen wohlriechende Flüssigkeiten auf die Speisenden hernieder.

Allgemein werden in den Berichten die „tapetia alexandria“, die „texta babylonica“, die „vela judaica“ und die „peristromata persica“, mit welcher die „triclinia“ und „oeci“ ausgeschmückt wurden, gerühmt.

Man unterschied nun verschiedene Arten von Speisezimmern, denn der Römer liebte es, je nach der Jahreszeit in diesem oder jenem zu speisen. Wir unterscheiden daher:

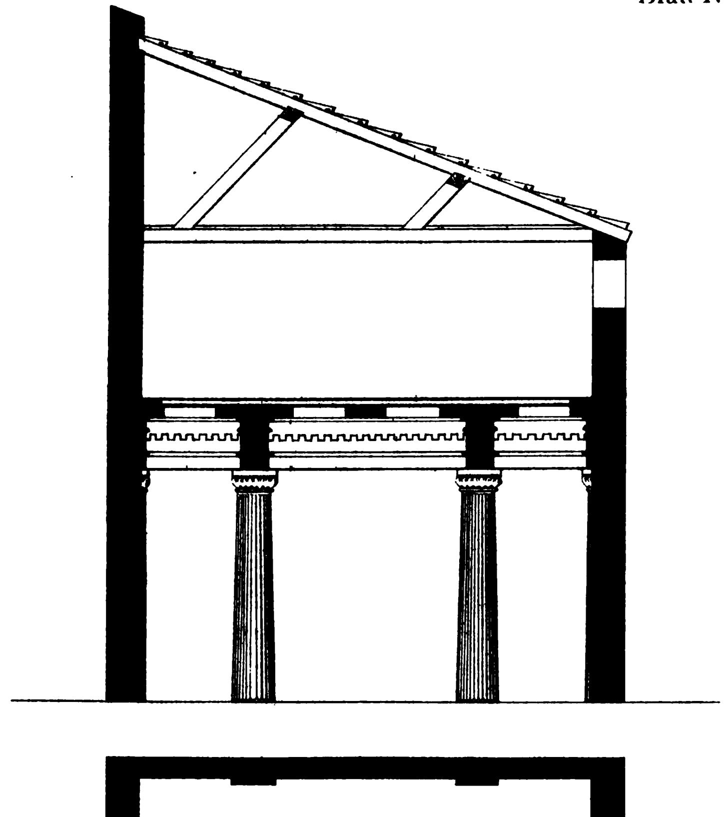
I. triclinia verna,
II. triclinia aestiva,
III. triclinia auctumnalia,
IV. triclinia hiberna.

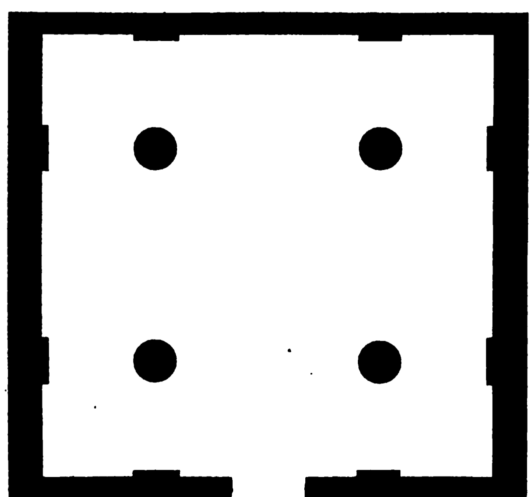
Die „triclinia verna“, welche während des Frühlings im Gebrauch waren, lagen in der Regel nach Morgen, um die wärmenden Sonnenstrahlen einzulassen, so dass am Nachmittage der Raum durch und durch erwärmt war.

Die „triclinia aestiva“ oder die Sommer-Speisezimmer lagen durchschnittlich gegen Norden; auf diese Weise erhielten diese Räume wenig directes Licht und wenig directe Wärme von der Sonne; daher waren sie meist kühl und der Aufenthalt in ihnen während des Sommers meistens höchst angenehm.

Die „triclinia auctumnalia“, für den Herbst eingerichtet, lagen gleichfalls nach Osten; auch sie sollten mit Hülfe der erwärmenden Morgensonne in einen angenehmen Zustand versetzt werden.

Schliesslich wären die „triclinia hiberna“ (Winterspeisezimmer) zu erwähnen; sie lagen nach Süden, also gerade im Bereiche der Sonne. Es that auch Noth — die Winter sind be-





Oecus tetraſtylus.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer. Lith. A. Halle a/S.



kanntlich in Italien nicht so angenehm als man wohl anzunehmen geneigt wäre — man musste sie also mit Hülfe der Sonne zu erwärmen suchen. (Mit der künstlichen Erwärmung, also mit der Heizung und Ventilation, werden wir uns noch ausführlicher zu beschäftigen haben. Namentlich — wir verweisen schon jetzt darauf — wird das Princip, nach welchem die römischen Heizung angelegt wurde — „warme Füsse, kalter Kopf“ — als das einzig richtige anerkannt werden müssen.)

Im Uebrigen verweisen wir auf die späteren Betrachtungen.

Nächst dem Speisezimmer lag für gewöhnlich die Küche — culina — deren Einrichtung wir gleich etwas näher betrachten wollen.

Ein besonderer Küchenraum war in der frühesten Zeit des römischen Staates, wo noch jene wohlthuende Einfachheit herrschte, nicht vorhanden; man bereitete eben die Speisen auf dem Heerde, welcher im „atrium“ stand. Als aber die Wohnung sich ausdehnte, und man dem Luxus allgemein Rechnung trug, da musste eine besondere Küche eingerichtet werden.

Die Küche legte man dann nach Norden, damit diese sowohl, wie die angrenzende Speisekammer (cella penaria) nicht von Insecten, die sich doch meistens in der Sonne aufzuhalten pflegen, heimgesucht würde.

Der Vorsteher der Küche hiess „coquus“ und der, welcher die Speisen zu verwalten hatte „procurator peni“, war also eine Art Proviantmeister.

Zuweilen lag die Küche im obern Stockwerk und auch, besonders in der späteren Zeit in den überwölbten Kellerräumen.

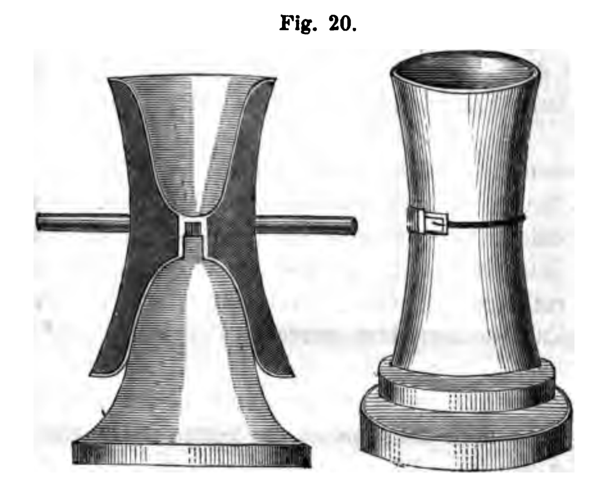
Je mehr der Magen zur Geltung kam, um so mehr Sorgfalt liess man auch der Küche angedeihen. So gab es Küchen, die 150 römische Fuss lang und mit entsprechenden Gemälden reich decorirt waren.

Eigenthümlicherweise lag der Abort in unmittelbarer Nähe von der Küche, wahrscheinlich, um sich des schmutzigen Wassers, welches der öffentlichen Cloake zugeführt wurde, leicht entledigen zu können. War die Latrina nicht besonders als Abort ausgebildet, so trugen die Sclaven die „vasa obscoena“ oder auch die „sellae familiares“ resp. die pertusae an diesen Ort, woselbst sie geleert wurden. In der Nähe der Küche war auch wohl ein

Fischbehälter (piscina) angebracht; auch die Handmühlen standen hier, ferner waren die Backöfen in der Nähe, welche — gewöhnlich kreisrund — einen Durchmesser von 7—8 römische Fuss hatten. Auch Rauchrohre sind in römischen Küchen nachgewiesen worden, welche in der Regel aus thönernen Röhren von 25 Zentimeter Durchmesser gebildet waren.

Wegen der Mühlen vergleiche man die beistehende Zeichnung:

Fig. 20.

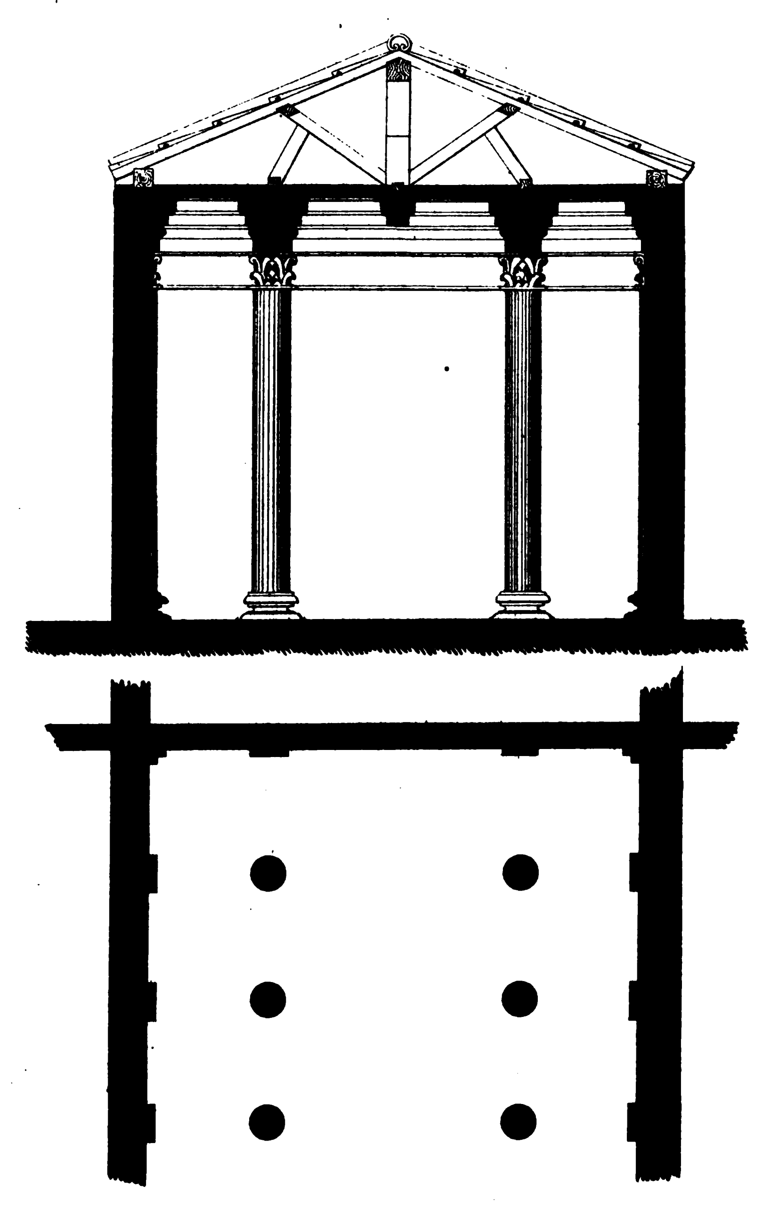


Wir kommen jetzt auf die Prachtsäle, die „oeci“ zu sprechen.

Die „oeci“ sind grosse Empfangssäle, in denen auch gespeist wurde, besonders bei festlichen Gelegenheiten. Wir brauchen uns daher auch nicht zu verwundern, wenn der Römer diesen „oecis“ seine specielle Aufmerksamkeit und Vorliebe zuwendet. Wir haben bereits der Ausschmückung mit alexandrinischen Tapeten, babylonischen Geweben, Vorhängen aus Judäa u. s. w. gedacht.

In baulicher Hinsicht wurden sie sehr verschieden angelegt: wir unterscheiden daher auch verschiedene Ausbildungen, welche wir in Zeichnungen und Worten näher erklären werden.

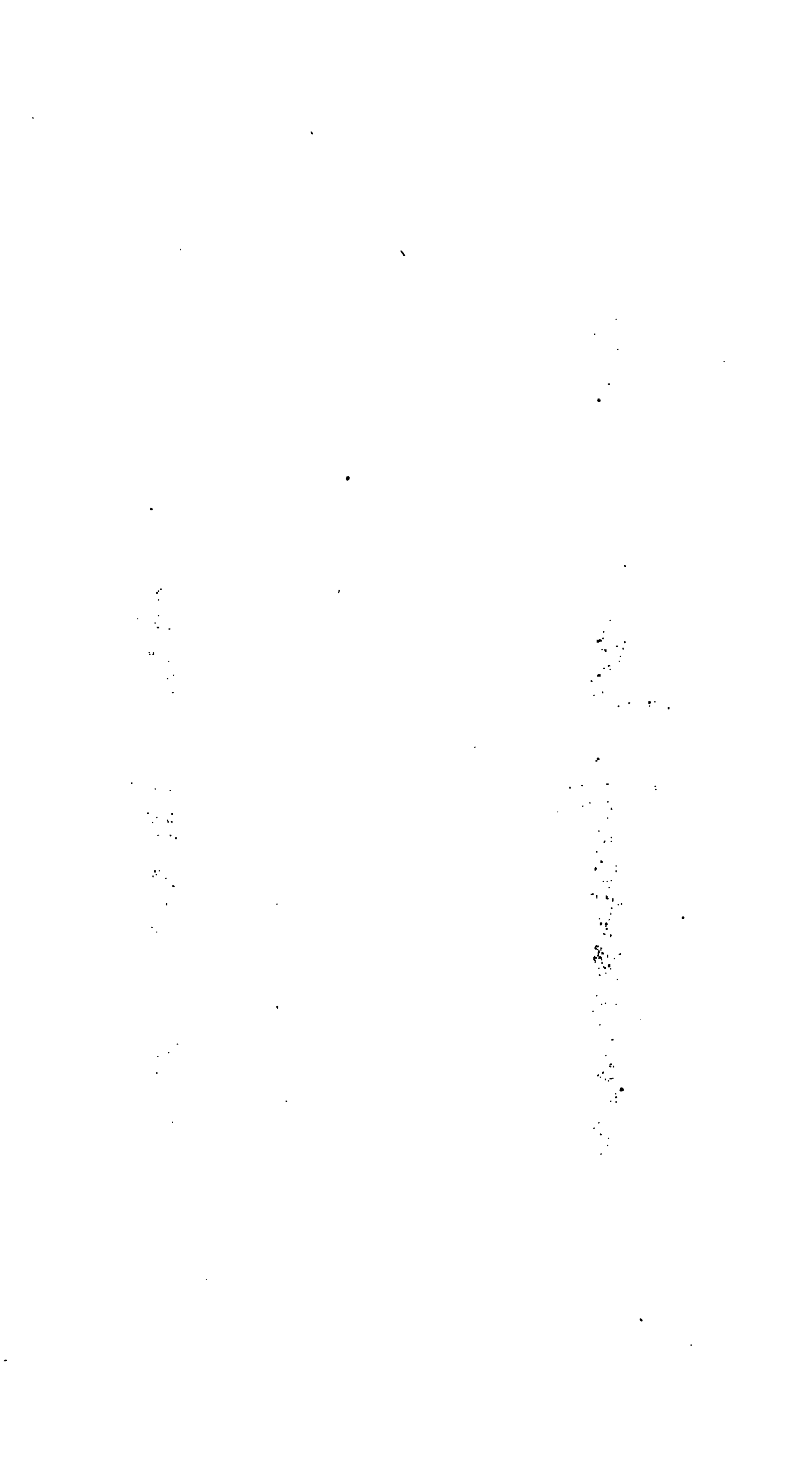
Zunächst wären die oeci tetrastyli zu erwähnen; sie haben ihren Namen wieder von den schon mehrmals erwähnten „vier Säulen“ erhalten. Die Decke wurde von vier Säulen, welche in einer Reihe standen, getragen. Vergleiche Blatt No. 25.



Oecus corinthius.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



Wir kämen jetzt zu den „oecis corinthiis"; diese waren auf allen vier Seiten von Säulen umgeben. Die Anzahl der Säulen ist nicht näher bestimmt; ihr Charakter ist wahrscheinlich dahin zu definiren, dass sie der korinthischen Ordnung angehörten. Im mittleren Raum wurde wahrscheinlich getafelt, während in den Seitenräumen die bedienenden Sclaven und die nicht augenblicklich in Gebrauch befindlichen Gegenstände u. s. w. aufgestellt waren.

Zur näheren Erläuterung diene Blatt No. 26.

Wir kommen jetzt zu den vielgenannten „ägyptischen Prachtsälen", — „oecis aegyptiis" — welche sich durch ihre eigenthümliche Architektur und bauliche Disposition auszeichneten.

Der Saal theilt sich in drei Schiffe: ein Haupt- und zwei Seitenschiffe, welche durch Säulenstellungen gebildet wurden.

Die Seitenschiffe waren in der Säulenhöhe überdeckt, so dass man von aussen her auf ihnen umherwandeln konnte; das mittlere Schiff aber ragte hoch über die Seitenschiffe hinaus. Auf der ersten Säulenstellung stand noch eine zweite, deren Höhe ungefähr drei Viertel von der unteren Säulenhöhe betrug.

Die Ueberdeckung des mittleren Schiffes geschah in der Regel durch Tonnengewölbe, welche entweder wirkliche oder nur nachgeahmte Gewölbe waren. Nähere Beschreibung dieser Construction wird später erfolgen.

Zwischen der obern Säulenstellung befanden sich Fenster, durch welche man vom Dache aus auf die Speisenden herabsehen konnte. Vergleiche Blatt No. 27.

Die Decke war entweder glatt gehalten und nur bemalt oder cassettenartig gebildet.

Zuletzt wären die „zyzikenischen Speisesäle" zu erwähnen. Eine nähere Beschreibung dieser Gattung von Prachtsälen vermag ich bis dato nicht zu geben.

Soviel aber steht fest, dass sie erst in der spätesten Zeit aufkamen. Vitruvius lässt uns auch mit einer näheren Beschreibung solcher Speisesäle im Stiche. Wenn die Beschreibung, welche wir vom „zyzikenischen Speisesaal" bereits beim griechischen Hause gaben, wiederholen dürfen, so bestand ein Charakteristicum des zyzikenischen Speisesaals in den bis auf den Boden herabgehenden Fenstern.

Aus den vorhandenen Grundrissen können wir keine beson-

dere Beschreibung dieser Speisesäle geben; vielleicht waren sie ziemlich vorgebaut, so dass die bis auf den Boden herabgehenden Fenster den Speisenden einen freien Ausblick in's Grüne, in's „viridarium“ ermöglichten.

Die Zimmer des allgemeinen Gebrauchs werden „diaeta“ genannt; vielleicht verstand man unter dieser Bezeichnung auch einen Complex von Zimmern. Der Namen — von „dies“ der Tag abgeleitet — scheint deren Bestimmung in recht klarer Weise darzuthun; wahrscheinlich waren es die Räume des alltäglichen Gebrauchs.

Wir kämen jetzt auf die „exedra“ zu sprechen. Der Charakter solcher Räume scheint mit dem des „oecus quadratus“ im Grossen und Ganzen übereinzustimmen. Wir erwähnten bereits eines „oecus quadratus“, welcher neben dem „tablinum“, dem Geschäftszimmer des Hausherrn liegend, gewissermassen dieselbe Bestimmung für die Hausfrau hätte.

Unter „exedra“ versteht man speciell einen Conversationsraum, welcher nach Mazois seinen Namen von der eigenthümlichen Form herleitet: er hat an beiden Seiten eine halbkreisförmige Erweiterung. Diese halbkreisförmige Ausbauung scheint den griechischen Ursprung nicht zu verleugnen; sie ist identisch mit der „Exedra“ in den Gymnasien, in welchen die Philosophen disputirten.

Aeusserlich sind diese „exedrae“ kenntlich an der grossen Oeffnung nach aussen und ferner an den herumlaufenden steinernen Bänken.

Man sass nämlich in den „exedris“; daher gibt es keine Lager — lecti — in ihnen.

Die „exedrae“ waren gewöhnlich reich mit Gemälden ausgeschmückt.

Wir haben bereits die „cubicula“ — die Schlafräume — erwähnt. Zur näheren Charakteristik theilen wir mit, dass sie gewöhnlich in 3 Theile zerfielen: und zwar waren die Scheidewände entweder aus Steinmaterial oder aber auch aus Teppichen hergestellt.

Im ersten Raum hielt sich der dienstthuende Sclave auf, im zweiten pflegte der Römer sich anzukleiden und im dritten schliesslich schlief er.



Oecus aegyptius.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



Obwohl diese Räume selten ein Fremder betrat, so waren sie doch in jeder Hinsicht in prachtvollster Weise ausgeschmückt. Gerade diese opulente Ausschmückung des Schlafzimmers scheint nach meiner Ansicht dem Charakterzug zu entsprechen, welchem das ganze römische Wohnhaus seine Anlage, resp. bauliche Disposition verdankt: nicht für die Aussenwelt, sondern für die Familie selbst wird die Wohnung angelegt und dem entsprechend ausgebaut.

Der Raum, in welchem das Bett stand, ist ein Alkoven und heisst in der Regel „zotheca".

Um ein Beispiel anzuführen, wie viel der Römer auf die Ausschmückung seines Schlafzimmers gab, diene folgende Erzählung.

Ein Römer — nomen nescio — stellt sich krank und zwar aus dem einzigen Grunde, um seinen besuchenden Freunden die eben aus Babylon angekommenen Decken zeigen zu können!

Das Bett stand gewöhnlich auf einem Unterbau von Stein und war etwas höher als die lecti triclinares; um in's Bett zu steigen, wurde ein Schemel (scamnum) verwendet. An der einen Seite war eine Lehne, pluteus — während die andere offen blieb, woher der Name „sponda". Das Polster — tormentum — welches durch ausgespannte Gurte (fasciae, institae, restes) getragen, wurde entweder durch eingestopfte Wolle, durch Strohmatratzen — bei armen Leuten auch durch Schilf — ulva — oder auch durch Heu hergestellt. Weichlinge nahmen hierzu sogar die weissen Federn der Gänse aus Germanien. (Das Pfund kostete 5 Denarien.)

Ueber dem Polster lag eine Decke, „stragula". Am Kopfende befand sich ein kleines Kissen (pulvinus).

Man theilte die „cubicula" ein in „diurna" und „nocturna", je nachdem sie bei Tage oder bei Nacht gebraucht wurden. Statt „cubicula" wendete man auch häufig das Wort „dormitoria" — von dormire, schlafen — an.

Auch war eine Eintheilung in „cubicula hiberna", „aestiva" etc. nicht selten.

Sicherlich fehlten sie nicht in den opulent angelegten Häusern der den Luxus liebenden Römer.

Zu diesen Räumen treten noch einige Arten, z. B. die Bäder, die Bibliotheken, Bildergallerien etc. hinzu.

Die Bäder legte man in der Regel nach Süden oder Nordwesten, damit sie den Nachmittag über von der Sonne beschienen, beziehungsweise von ihr erwärmt würden. Je nach dem Zeitalter wurden die Bäder klein und unansehnlich oder grossartig und prächtig angelegt.

Die Bibliotheken legte man nach Süden oder Westen, weil nach diesen Windrichtungen hin die Luft am trockensten und gleichmässigsten ist. Im Verein mit den Bibliotheken wurden auch die Anlagen von Bildergallerien sehr beliebt. Als die Römer durch Marcellus, Flaminius, Aemilius Paulus u. s. w. in den geistigen Besitz der griechischen Kunst gelangten — weil durch diese Feldherren viele Meisterwerke aus Griechenland nach Rom geschafft wurden — so entstand mit diesem Zeitpunkt das Bedürfniss Bildergallerien anzulegen. Allerdings erstreckte sich die Ausschmückung mit den Meisterwerken griechischer Kunst zunächst auf die öffentlichen Gebäude und Plätze, aber mit der Zeit gehörte es zum guten Tone, eine Pinakothek und eine Bibliothek zu besitzen.

Man legte die Bildergallerie in der Regel nach Mitternacht und zwar aus dem doppelten Grund, weil man dort stets immergleiches Licht hatte und weil dieses Licht den Farben am zuträglichsten war. Die Gemälde waren entweder auf Holz oder auf Leinwand — in textili — gemalt; die erstere Methode war bei weitem am meisten in Gebrauch. Diese „tabulae“ wurden entweder in die Wände eingelassen oder an denselben aufgehängt.

Noch ein Wort zu den Bibliotheken. Wegen des Frühlichtes und der Trockenheit legte man sie auch wohl nach Osten. Rings an den Wänden standen Schränke, welche nicht viel über Mannshöhe hoch waren; auch in der Mitte standen derartige Schränke. Wichtige Schriften lagen allein — trotz der „custodes scriniorum“.

Auch liebte man es, die Bibliotheken mit den Büsten berühmter Männer auszuschmücken, nach dem Vorbild des Römers Asinius Pollio.

Wir hätten jetzt noch einige Anlagen zu erwähnen, welche halb Aussen- und halb Innenbauten sind, wir meinen die „solaria“, „pergulae“ und „maeniana.“

Unter einem „solarium“ haben wir in erster Linie einen auf Dachflächen liegenden Garten zu verstehen. Man besuchte sie auch, um die Sonnenstrahlen zu geniessen, also zu einer Jahreszeit, wo es weder zu kalt noch zu warm war. Der Name — von sol — die Sonne abgeleitet — verräth den Zweck und den Vortheil der „solaria“ zur Genüge, als dass wir uns noch lange über diesen Gegenstand auszulassen hätten. Zur Anlage hätten wir noch zu bemerken, dass sie nicht allein auf Dachflächen angelegt wurden, sondern, dass sie auch auf Säulen, die vor die Hausflucht vorgeschoben, angelegt wurden.

„Pergulae“ sind überdachte Säulengänge. Indessen geht der Begriff der „Pergulae“ noch weiter, indem man unter ihnen jeden Vorbau versteht. Später versteht man unter „pergula“ jedes luftige Gemach; auch die vorgeschobenen Ladenfenster werden „pergulae“ genannt.

„Maeniana“ sind auch vorspringende Räume, welche auf vorgeschobenen Balken ruhen, die ihrerseits von Säulen unterstützt werden. Ihren Namensursprung giebt uns Isidor an:

„Maeniana appellata sunt a Maenio censore, qui primus in foro ultra columnas tigna projecit, quo ampliarent superiora spectacula.“

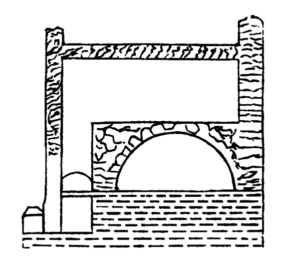
Aus den letzten Beschreibungen ersehen wir, dass sich die „solaria“, „pergulae“ und „maeniana“ in ihrer Anlage und ihrer Verwendung nicht streng von einander unterscheiden lassen. Man verwendete sie vielfach zu Schulstuben etc.

Zum Schlusse hätten wir noch die Lagerräume zu beschreiben.

„Olearia“ sind diejenigen Räume, in welchen das Oel aufbewahrt wurde, man legte sie durchgängig nach Süden, damit das Oel in ihnen nicht gefrieren könne.

Die „cellae vinariae“ sind Weinkeller; sie befinden sich gewöhnlich auf der Nordseite und auf der Ostseite; theils lagen sie ganz versenkt in den Boden und theils zur Hälfte über und unter der Erde.

Man legte sie nach Norden am liebsten, damit der Wein an der Sonne nicht erwärmt und dadurch trübe würde, auch vermied man in der Nähe der „cellae vinariae“ Anlagen von Backöfen und Mistgruben, weil beide sehr leicht schädliche Einflüsse ausüben.



Backöfen waren meistens kreisrund.

Hiermit haben wir wohl alle Räume besprochen, welche häufig angelegt wurden, wir kommen jetzt auf den eigentlich technischen Theil unserer Betrachtung.

Die Häuser, in welchen keine Kellerräume angelegt wurden, bezeichnet man mit „plano pede" angelegt, also auf ebenem Boden stehend. Die überwölbten Kellergeschosse wurden „hypogaea" genannt. Diese Gewölbe erstreckten sich meistens auf alle Theile, auf das „atrium", auf den Garten u. s. w., um auf diese Weise eine möglichst grosse Ausnutzung des Bauplatzes zu erreichen. Ein solches Bestreben war in grösseren Städten gewiss durch die Nothwendigkeit hervorgebracht; denn die grosse Menschenmasse, welche sich z. B. in Rom allmählich ansammelte, musste solche Anlagen veranlassen, aus demselben Umstande erfolgte auch die Anlage von mehrstöckigen Häusern. Wenn es auch höchst selten war, dass die Häuser der besitzenden Klasse mehr als 2 Stockwerke hatten, so waren dagegen in den eigentlichen Zinshäusern 4, 5 Stockwerke keine Seltenheit.

Vielfach und eine lange Zeit hindurch hatte man das Vorhandensein mehrstöckiger Häuser einfach negirt, und zwar aus dem Grunde, weil man keine Treppen aufgefunden hatte und weil Vitruvius so freundlich war, von Treppen überhaupt nicht zu reden. In neuerer Zeit sind wir durch das Auffinden von Treppenresten von dem Gegentheil überzeugt worden.

Die Treppen sind fast ausschliesslich aus Holz construirt; sie waren meistens sehr steil und unbequem. (Vielfach wird auch behauptet, dass die meisten Treppen Wendeltreppen waren.)

Waren gerade Treppen zur Anlage gelangt, so theilte man die Höhe, welche zu ersteigen war, in 3 Theile; dann nahm man 4 solcher Theile zur Basis, wodurch das Steigungsverhältniss bestimmt war.

Die Dächer waren nach südlicher Art sehr flach, weil der verhältnissmässig geringe Regen und Schnee die flachen Dächer nicht gerade unvortheilhaft erscheinen liess, zumal wenn man auf den Dachflächen Gärten anlegte, oder auf ihnen herumspazierte. Weit vorstehende Dächer nannte man „tecta proclinata", Satteldächer hiessen „tecta pectinata" und Zeltdächer „tecta testudinata".

In der frühesten Zeit deckte man die Dächer mit Stroh oder

Schindeln ein und daher sind auch die Ausdehnungen der Feuersbrünste erklärlich, welche Rom zu verschiedenen Zeiten heimgesucht haben.

In der späteren Zeit kamen gebrannte Ziegel oder auch Metall zur Verwendung. Bei den Ziegeln unterschied man die Plattziegel, tegulae, die Hohlziegel, imbrices, und die „tegulae colliciae", welche hauptsächlich in den Kehlen verwendet wurden — per quas aqua in vas defluere potest.

Die Ziegel waren zuweilen sehr reich verziert, und besonders diejenigen, welche an der Rinne standen.

Die aufgefundenen Ziegel tragen stets den Fabrikstempel e (x) of (ficina); o (pus) f (iglinum) u. s. w.

Die Fenster an den römischen Wohnhäusern waren nur in sehr beschränkter Zahl vorhanden. Dieser Umstand erklärt sich leicht aus dem ganzen Charakter des Hauses. Man wollte im Hause eine abgeschlossene Welt besitzen, die ihren Mittelpunkt in den Höfen suchte. (Die antike Wohnung zeichnet sich durch diese Absicht sehr vortheilhaft vor unsern mittelalterlichen Wohnhäusern aus, wo man bestrebt war, stets etwas weiter auf die Strasse hinauszubauen, um an der Seite ein Fensterchen zu erhaschen, von welchem aus man mit Leichtigkeit die Strasse zu übersehen im Stande war.) Nach der Strasse führten daher sehr wenige Fenster und dann lagen sie meistens so hoch, dass man sie nicht zum Hinausschauen benutzen konnte.

Diese hochliegenden kleinen Fenster werden „rimae" genannt; wenn sie, was häufig vorkam, vergittert waren, so bezeichnete man sie mit „clathri". „Fenestrae transennae" sind ebenfalls vergitterte Fenster, das Attribut leitet sich von „transenna" = der Strick, die Schlinge her (videre per transennam: undeutlich sehen).

Weil die ganze Bauart des römischen Wohnhauses mehr einen Innenbau als einen prachtvollen Aussenbau erstrebte, so ist es leicht erklärlich, dass die Façade des römischen Wohnhauses durchschnittlich sehr einfach gehalten wurde.

Die Façade war meistens ganz glatt geputzt; erst in späterer Zeit wurde Quadermauerwerk nachgeahmt.

In späterer Zeit verwendete man abwechselnde Schichten aus

gelben und rothen Ziegeln; hierzu trat höchstens eine roth gemalte Inschrift, welche den Namen des Hausbesitzers, auch wohl dessen Gewerbe näher bezeichnete. Auch waren die Namen des „Schutzherrn“, namentlich in der letzten Zeit, sehr häufig zu lesen.

Auch Inschriften, welche auf Wahlen Bezug nahmen, wie z. B. Empfehlungen von Wahlcandidaten u. s. w. waren sehr häufig. Die Ausgrabungen in Pompeji haben uns mancherlei Inschriften überbracht. Weiter unten werden wir Specielles mittheilen.

Auch Häuser mit reicher Façade kommen vor, wie sich dies z. B. am Dioskurenhaus in Pompeji so recht auffallend zeigt.

Was die Herstellung der oben erwähnten Inschriften anbetrifft, so haben wir

I. aufgemalte } Inschriften
II. eingekratzte }

zu unterscheiden. Overbeck bezeichnet im II. Theil seines „Pompeji“ etc. die ersteren mit „dipinti“ und die letztern mit „graffiti“.

Wer Näheres über diesen Gegenstand zu wissen wünscht, den verweisen wir auf das oben erwähnte Werk von Overbeck, welcher diesen Gegenstand sehr ausführlich nach allen Richtungen hin beleuchtet.

Wo man auch hinsehen mag, überall finden wir eine ausgedehnteste Durchführung des einmal eingewurzelten Gedankens: In seinem Wohnhause will der Welteroberer sein trauliches Heim finden, wenn er auch nur wenige Stunden vom Tage innerhalb der vier Wände verweilt.

Dieser Gedanke führt die decorative Kunst bis in den entferntesten Winkel des Hauses. Es ist ganz erstaunlich, welche Sorgfalt der Römer sowohl der technischen Herstellung als auch der decorativen Ausschmückung des Fussbodens widmete.

Um nun zur Sache selbst zu kommen, hätten wir zunächst die verschiedenen Herstellungsarten des römischen Fussbodens zu erwähnen.

Das solum = der Boden war niemals gedielt, wie es heute fast immer geschieht, sondern er wurde stets gestampft. Daher bezeichnet man seine Herstellung mit pavimentum — von pavere = stampfen, festschlagen hergeleitet. Seine Stärke betrug durchschnittlich 0,15 Meter. Der Boden bestand von unten nach oben aus folgenden Schichten:

I. statimen, wozu Steine, so gross wie eine Hand, verwendet wurden,

II. rudus, aus 3 Theilen Kleinschlag und 1 Theil Kalk bestehend, welche Schicht so weit festgestampft wurde, bis sie auf $^3/_4$ ihres Volumens zusammengepresst war,

III. nucleus, aus 3 Theilen gestossener Ziegel und 1 Theil Kalk bestehend,

IV. Das eigentliche Pavimentum.

Das pavimentum ward entweder „opus tesselatum" oder auch „opus vermiculatum" genannt; „opus spicatum" ist als Bezeichnung auch nicht selten; man verstand unter diesem „pavimentum" eine ährenförmige Form, nach welcher man die einzelnen Steine legte.

Fig. 23.



Das „opus vermiculatum" ist mehr nach einer gekrümmten Linie verlegt; sein Name sagt, dass diese Form den Bewegungen der Würmer ähnelte.

Waren die Steine, welche man verwendete, von quadratischer Form, so bezeichnete man ein solches opus mit „quadratum", das „opus tesselatum" ist gleichbedeutend hiermit. War die oberste Schicht eine Art von Scherben oder Thonplatten, so hiess diese Art „opus testaceum".

Zu der Herstellung dieser „pavimenta" wurden die „pavimentarii" verwendet; sie waren nur Handwerker und brauchten bei Ausführung ihrer Arbeiten nur die gehörige Sorgfalt anzuwenden. Ganz anders verhält es sich mit dem „opus musivum"; dieses wurde von Künstlern hergestellt, die nicht allein zu zeichnen verstanden, sondern denen auch die Regeln der Schattenlehren geläufig sein mussten; man nannte sie „artifices pavimentarii".

Das „opus musivum" oder auch kurzweg „Mosaik" genannt, theilte sich in Bezug auf die Darstellungen in zwei Classen: die eine Classe weist nur mathematische Figuren auf, während die andere nur bildliche Darstellungen vorführt.

Als besondere Arten wären das „opus sectile", das „opus asaroton" u. s. w. aufzuführen.

Das „opus sectile" oder auch „lithostroton" genannt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach dem „Lavoro di comesso" sehr ähnlich.

Letzteres wurde, soviel ich weiss, von Giambatista Calandra (1586—1644) erfunden. Seine Herstellung geschah folgendermassen: man verlegte zuerst eine Flachschicht, hierauf brachte man einen Kitt, resp. Mörtel, bestehend aus Kalk, gepulvertem Travertin und Leinöl und in diesen Mörtel wurden die bereits zusammengesetzten Figuren eingesetzt.

Der anfertigende Künstler hat die nach Farben geordneten Stäbchen in einem Kasten; wenn er sie nach der vorliegenden Zeichnung zusammengestellt hat, sägt man sie in mehrere Platten, die alle die gleichen Figuren zeigen.

Ob die Alten ihr „opus sectile“ in gleicher Weise anfertigten, vermag ich nicht zu entscheiden.

Das „opus asaroton“ ist zweifelsohne ein schlimmer Missgriff — auf welchen wir bei den Schlussbetrachtungen noch zurückkommen werden — in der decorativen Kunst. Dieses „opus asaroton“ — unreines Werk — wird ebenfalls aus kleinen buntgefärbten Täfelchen hergestellt.

Bekannt ist das opus asaroton des Sosus zu Pergamus. Man verwendete es in Speisezimmern und stellte gewöhnliche Speisen, welche auf dem Fussboden liegen geblieben zu sein schienen, dar. Sicherlich ein ganz und gar unästhetisches Beginnen!

Zuletzt hätten wir noch zu bemerken, dass diese „opera musiva“ zuweilen wahre Meisterwerke waren, die zu ihrer Herstellung ganz enorme Ausdauer und Zeit erforderten. Professor Zahn theilt uns mit, dass er auf einen Quadratfuss 2000 einzelne Steinchen gezählt habe.

Bei den bildlichen Darstellungen erhöhen sich diese Zahlen noch ganz enorm. So hat Professor Zahn bei dem berühmten „opus musivum“, „die Alexanderschlacht“ auf einem Quadratzoll 750 einzelne Stäbchen gezählt.

(Ob dieses Bild wirklich eine Schlacht zwischen Makedoniern und Persern darstellt, ist in letzter Zeit etwas zweifelhaft geworden; Bökh hält dieses opus für eine Darstellung der Schlacht bei Pergamus, in welcher Attalus die Kelten besiegte, jedenfalls, so behauptet Bökh, sind die Sieger Griechen und die Besiegten Kelten.)

Bemerkt muss noch werden, um den Werth dieser „opera musiva“ einigermassen anzugeben, dass das Material ausser Glas,

Marmor u. s. w. auch wohl Achat und Beryl, also aus geschnittenen, kostbaren Steinen genommen wurde. Bei einfachen Darstellungen wurde der Fussboden noch mit feinem Sägemehl, das mit Marienglas, Safran und angenehm duftendem Balsam gemischt war, bestreut. Wie dann ein solcher Boden auf den Beschauer wirken musste, davon möge sich die Phantasie des Lesers eine Vorstellung machen.

Zum Abschluss noch die Bemerkung, dass die Bezeichnungen „opera musiva", „musia", „musiaria", „musivaria" u. s. w. erst in der Kaiserzeit aufgekommen zu sein scheinen.

Die Construction der Decken geschah ebenfalls mit vollendeter Technik. Ueber die verschiedenartigen Formen der Decken werden wir noch nähern Aufschluss im letzten Theile dieses Werkes geben. Wir werden alsdann die verschiedenen horizontalen Decken betrachten. Indessen waren auch gewölbte Decken nicht selten. Allerdings hatten sie nur den Schein einer Gewölbeconstruction: sie täuschten eben den Betrachter. Vitruvius, jener bereits vielfach angeführte Verfasser des Werkes „de architectura" theilt uns mit, dass man aus Bohlen oder Brettern Bögen ausschnitt und diese dann nach Art unserer Lehrbögen beim Einwölben aufstellte und sie mit schmalen Latten verschalte, worauf schliesslich der Putz geworfen wurde. Derartige Scheingewölbe fanden sich namentlich in Speise- und Unterhaltungssälen vor und wurden allgemein „camerae" genannt. Ueber den Verputz folgt Näheres gleich und verweisen wir daher auf die nachfolgenden Betrachtungen.

Die Mauern bestanden in der Regel aus an der Luft getrockneten Lehmsteinen. Bei der Herstellung dieser künstlichen Steine war man sehr vorsichtig; man liess sie 3—5 Jahre — so berichtet uns Vitruvius — an geschützten Orten trocknen und verwendete zu diesen keinen reinen Lehm, sondern man vermischte ihn mit Stroh. Diese Zumischung vermehrte zwar nicht die Stabilität der Steine, sondern ermöglichte nur ein gleichmässiges Austrocknen derselben, so dass keine Risse in den Steinen entstanden. Diese Mauern wurden berappt — trusillati — und dann geweisst — dealbati —; den Verputz nennt man „tectorium".

Die genauere Herstellung des römischen Verputzes beschreibt

uns Vitruvius in seinem schon vielfach angezogenen Werk: „de architectura“ folgendermassen:

Nachdem der erste Kalkbewurf zu trocknen beginnt, wird dieser erste Auftrag mit feinerem Kalkmörtel beworfen und glatt gestrichen; wenn dieser ungefähr trocken, wird eine 2. Schicht aufgebracht und schliesslich noch eine dritte.

Nachdem die Wand so vorbereitet, überzieht man die selbe mit einem Mörtel aus grobgestossenem Marmor; ob der Mörtel zu letzterem Bewurf taugt, ersieht man aus dem Umstande, wenn der Mörtel leicht von der Kelle abfliegt.

Der ganze Verputz — tectorium —, ist nur $2^1/_2$ Centimeter stark. Die so behandelte Fläche wird schliesslich mit Marmor polirt.

Auch wurden — besonders in den Zeiten, wo der Luxus Modesache war und zum guten Tone gehörte — die Wände mit Marmortafeln belegt; diese Tafeln hiessen allgemein „crustae marmoreae“. Auch wurden an Stelle des Marmors künstliche Fabricate verwendet.

Diese Arbeiten wurden von den „tectores“ und „marmorii“ hergestellt. Wie weit deren Kunst gediehen, erhellt aus der Thatsache, dass man ganze Tafeln aus der Mauer heraussägte und zu Tischplatten verwandelte.

Als die Wände — parietes — solch glatte Flächen bildeten, konnte es nicht ausbleiben, dass die Decorationsmalerei sich diese zum Felde ihrer Thätigkeit heraussuchte.

Die Bemalung war sowohl einfarbig — monochromisch, — manchmal, aber auch und dies bei weitem am häufigsten vielfarbig — polychromisch.

Die Farben wurden meistens schon dem nassen Kalke mitgetheilt, also eine Herstellung al fresco; viel seltner waren die Leimfarben — die Temperafarben — in Gebrauch. Häufig aber ist nur die Grundfarbe al fresco aufgebracht, während zu den eigentlichen Darstellungen Temperafarben genommen wurden.

Unter den Farben sind hauptsächlich vier Grundfarben zu nennen

I. weiss,
II. roth,
III. gelb,
IV. schwarz,

Zur Bereitung der weissen Farbe wurde die sogenannte „melische Erde“ verwendet, zu Roth gebrauchte man „rubrica“ aus Kappadozien und Sinopis; Gelb wurde hauptsächlich und am besten aus Attika bezogen, die schwarze Farbe hiess „atramentum“.

Zu diesen vier Grundfarben treten noch „chrysocolla“ Kupfergrün, das „purpurissum“ aus Silber von Kreta (e creta argentaria) hergestellt und Indigo (indicum), auch noch Zinnober „cinnabari“ u. s. w.

(Ueber die Darstellungen siehe die Betrachtungen „über die Decoration des antiken Wohnhauses“.)

Die künstliche Beleuchtung war in der ersten Zeit des Bestehens des römischen Staates meist sehr einfach: das auf dem Heerd brennende Feuer in Verbindung mit einer Fackel — taeda — waren die gewöhnlichsten Lichtquellen für die altrömische Wohnung.

Man unterschied verschiedene Arten von Fackeln:

I. faces,
II. faces funales,
III. faces cereae,
IV. candelae.

Die gewöhnliche „fax“ bestand aus zusammengebundenen Holzspänen, zu welchen eine fettreiche pinus am liebsten verwendet wurde.

Die „faces funales“ wurden aus Seilen hergestellt, die mit Harz oder Pech angestrichen wurden; die „faces cereae“ wurden in Wachs oder Talg getaucht.

Unter „candelae“ versteht man Talglichter, deren Docht aus dem Marke einer Binsenart hergestellt wurde.

Die Lampen wurden für gewöhnlich „lucernae“ genannt. Man unterschied

I. lucernae triclinares,
II. lucernae cubiculares,
III. lucernae balneares,
IV. lucernae sepulcrales,

unter andern.

Unter diesen waren die „lucernae triclinares“ — die im Speisezimmer standen — am zierlichsten ausgebildet; weniger Sorgfalt legte man auf die Ausschmückung der „lucernae cubiculares“.

Man fertigte die Lampen aus gebranntem Thon, aus Bronze, Silber, Gold, Glas, Marmor u. s. w. an; sie hatten meistens eine längliche Form und waren flach und ohne Fuss.

Man löschte die Lampen nicht aus, sondern berechnete, wie lange sie zu brennen hatten und richtete sich darnach ein.

Die Heizung, welche zu verschiedenen Jahreszeiten sehr beansprucht werden musste, konnte in der ersten Zeit natürlicherweise nur primitiv sein.

Eigentliche Oefen, wie wir sie heutigen Tags verwenden, existirten bei den Römern nicht.

Man nahm die Sonne zur Hülfe und legte die Räume, in welchen man sich während des Winters aufhielt, so, dass sie stets von der Sonne beschienen wurden. Wo dies aber nicht ausreichte, war man genöthigt, sich nur in dem Raum aufzuhalten, wo der Heerd — focus — stand. Die Wichtigkeit des Heerdes haben wir bereits mehrfach hervorgehoben. Der Heerd tritt in der ersten Zeit als Bezeichnung für das Haus, für die Familie überhaupt auf und erst später machte ihm der weitere Begriff „atrium" den Rang streitig, resp. lief ihm den Rang ab. Mit der Zeit aber kamen eherne Kohlenbecken in Gebrauch, so dass diese tragbaren Wärmequellen schon eher einen ausgedehnteren Gebrauch anderer Räume ermöglichten.

So lange der Heerd im eigentlichen Atrium stand, waren Schornsteine wohl eine Seltenheit, da der Rauch aus der Oeffnung in der Decke abzog. Wo aber der Rauch im Winter blieb, wenn die Luft- und Lichtöffnung im Dache wegen des schlechten Wetters verschlossen werden musste, darüber haben wir keine Aufklärung erlangen können.

Der Ausweg, welcher uns übrig bleibt, ist ein zweifacher; entweder zog der Rauch durch den Hausgang ab oder es waren Schornsteine vorhanden.

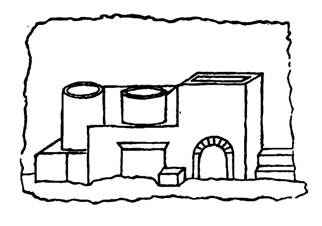
Dass das erstere Mittel, sich des Rauches zu entledigen, ziemlich häufig in Gebrauch war, ersehen wir aus einer Mittheilung, die uns überkommen. In dieser wird nämlich das allzu häufige Allarmiren der Feuerwache dadurch ausdrücklich begründet: dass der aus den Häusern strömende Rauch die Leute erschrecke und so ein unnöthiges Allarmiren der Feuerwache gar zu leicht vor sich gehe.

Wenn wir vom rein technischen Standpunkt die Sache untersuchen, so können wir mit Recht behaupten, dass der aus den Häusern hervorströmende Rauch noch lange kein Beweis für das Nichtvorhandensein von Schornsteinen angesehen werden darf. Wenn man ihn aber als solchen anerkennen will, so weiss ich nicht, was man von unsern Schornsteinanlagen halten soll! Denn diese functioniren nicht alle Zeit gleich; manche ziehen gar nicht, manche besser und nur ein Theil genügt unseren Ansprüchen. Wenn heute ein ungünstiger Windstoss den Rauch nicht aus dem Schornstein treten lässt, warum sollte das damals nicht eben so häufig der Fall gewesen sein? Und nach meiner Ansicht war dies damals viel eher der Fall als heute. Die Schornsteinröhren der antiken Wohnhäuser waren in Folge ihrer geringen Höhen viel kleiner, als unsere heutigen, daher wurde in ihnen viel leichter eine entgegengesetzte Zugrichtung erzeugt, wie in unseren heutigen Anlagen. Der Wind konnte also — trotz aller Schornsteine — den Rauch sehr wohl durch das Haus treiben und zur Hausthüre hinausdrängen. Also ist das Herausströmen von Rauch aus den Wohnhäusern noch lange kein Beweis für die Nichtexistenz von Schornsteinen.

Der andere Ausweg wären regelrechte Schornsteinanlagen.

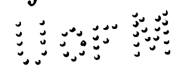
Wie weit unsere Kenntnisse gehen, werden wir in den nächstfolgenden Erörterungen darzulegen suchen.

Als die Heizanlagen sich allmählich vervollkommneten, da musste Hand in Hand mit der Verbesserung der Wärmerzeuger auch die Verbesserung des Rauchablasses fortschreiten. Diese Annahme liegt zu nahe und zu sehr in dem Wesen des Fortschritts begründet, als dass man eine gegentheilige Ansicht sofort als richtig anerkennen müsste.



Wie wir bereits erwähnt, war vorläufig der Heerd — focus — die einzige Wärmequelle für die römische Wohnung. Erst später gelangte eine sehr vollkommene Anlage, die wir im Princip noch heute bewundern können, zur Einführung.

Indessen müssen wir wohl den doppelten Zweck einer Wärmequelle in's Auge fassen: einmal soll sie erwärmen und zweitens



soll sie zur Bereitung der Speisen verwendet werden. (— Technische Einrichtungen wollen wir hier nicht weiter besprechen; bemerken müssen wir nur, um Undeutlichkeiten zu vermeiden, dass man unter „caminus“ einen Schmelzofen versteht, in welchem Metalle u. s. w. verarbeitet wurden.)

Der Heerd im alten Atrium erfüllte beide Zwecke: auf ihm wurde gekocht, gebraten und geopfert, von ihm aus empfing der Raum die nöthige Wärme.

Mit der Zeit, als man die schädliche Wirkung des Rauches auf den menschlichen Organismus eingesehen hatte, ging das nächste Streben der Römer wohl dahin, nur solches Holz zur Verbrennung zu bringen, welches möglichst wenig Rauch entwickelte.

Was that nun zur Erreichung dieses Zieles der Römer?

Er hatte bald eingesehen, dass der grüne Saft des frisch gefällten Holzes der vollkommenen Verbrennung des Materials sehr hinderlich sei. Denn, um das im frischen Holze enthaltene Wasser zu verdunsten, ist stets eine bedeutende Wärmemenge nothwendig; und da diese dem Holz, das verbrannt werden soll, entzogen wird, so ist es klar, dass sich viel Rauch entwickeln muss, indem ein Theil des Materials die sogenannte Verbrennungstemperatur nicht erreicht hat. Eine unvollkommene Verbrennung aber erzeugt sehr viel Rauch.

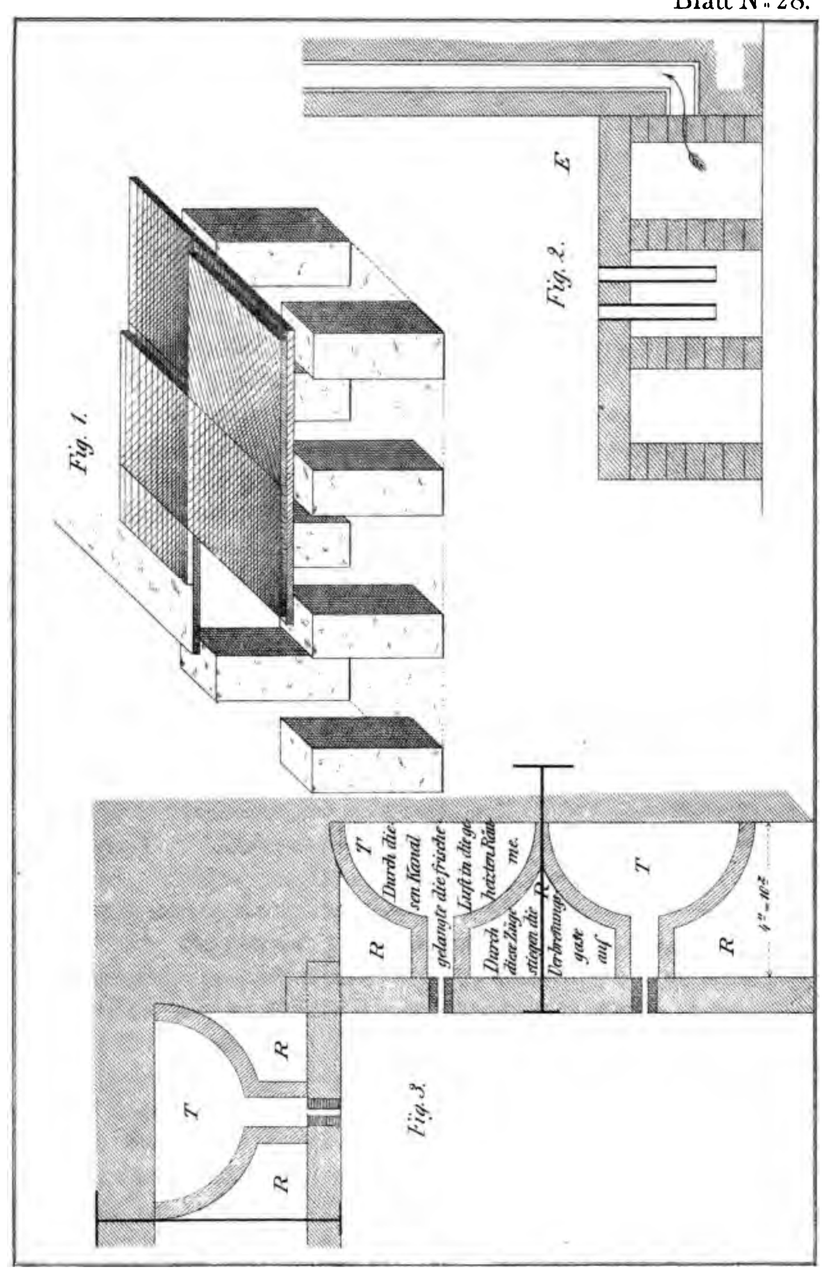
Um diesen Missstand zu beseitigen, legte er Trockenräume — fumaria — an, in welchen das Holz ausgedörrt wurde; um nun noch ferner die Verbrennbarkeit des so vorbereiteten Holzes zu erhöhen, liess er das zum Verbrennen bestimmte Holz mit Oelschaum besprengen. Der Römer konnte ja auch auf einem anderen Wege eine Austrocknung des Holzes herbeiführen: er brauchte ja nur das Holz lange Zeit liegen zu lassen. Aber dazu war er viel zu praktisch.

Wir gehen nun zur näheren Beschreibung der vervollkommneten römischen Heizweise über und ersuchen unsere Leser, sich zu diesem Zwecke Tafel Nr. 28 und Nr. 29 näher anzusehen.

Diese Heizeinrichtung besteht, so weit wir Positives wissen, seit Seneca's Zeit.

Wir haben zwei Arten zu unterscheiden, die sich allerdings im Princip so ziemlich gleich kommen.





Römiſche Heizanlage.

G. Knapp, Verl.h dlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.

Die 1. Art führen wir auf Tafel 28 in den Figuren 1 2 und auf Tafel Nr. 29 in Figur 3 vor.

Die Figur 3 auf Tafel 29 stellt uns zunächst die Art und Weise dar, wie man mit glühenden Kohlen zu heizen im Stande war.

Man verbrannte in dem kreisrunden Raum A Holz. Nachdem aller Rauch entwichen, schob man die noch glimmenden Kohlen durch den Gang B, welcher gewöhnlich gegen 2 Meter lang war in den Raum C; der Raum A wurde „Hypocausis“ und der Raum C „Hypocaustum“ genannt.

Ueber dem Raum C lag ein sogenannter „schwebender Boden“ dessen Construction sich aus 1 auf Tafel 23 ergiebt. Zur nähern Erläuterung diene Folgendes:

Man legte zunächst kleine quadratische Pfeiler an, die im Durchschnitt nach allen Seiten gegen 2′ 2½″ also circa 70 Centimeter von einander standen; auf diese quadratischen Pfeiler wurden Thonplatten gelegt, die wieder ihrerseits von einem Pflaster — pavimentum — bedeckt wurden.

Auf der obern Seite mündeten kleine quadratische Röhren, welche fast bis auf den Boden des Hypocaustum herabreichten. Durch diese Canäle drang die erwärmte Luft in den Raum E — vergleiche Figur 2 auf Tafel 28 — doch noch nicht genug hiermit! Man leitete sogar die erwärmte Luft mittelst Thonröhren, welche in der Mauer lagen — resp. bei X in Figur 3 auf Tafel 29 — in obere Stockwerke, wo sie in Löwenköpfen, die an der Mauer befestigt waren, ausmündeten. Aus diesen Löwenköpfen strömte auch die warme Luft aus und konnte mit Hülfe einer angebrachten Klappe das Ausströmen regulirt werden.

Ungleich vollkommener und feiner durchdacht war nach meiner Ansicht die zweite Art der vervollkommneten römischen Heizweise, welche ich in den Figuren 1 und 2 auf Tafel Nr. 28 und in Figur 5 auf Tafel 29 vorführe.

Hier finden wir keine Hypocausis; denn es sollte nicht erwärmte Luft in den zu heizenden Raum eingeführt werden, sondern man machte seine Umgrenzungsmauern und seinen Boden zu Wärmequellen. Letzteres wurde allerdings auch bei der 1. Art erreicht, aber jedenfalls nur sehr mangelhaft.

Man verbrannte direct unter dem schwebenden Boden —

vergleiche Figur 1 auf Tafel 28 — das zur Verfügung stehende Brennmaterial. Die Verbrennungsgase steigen aber sofort zur Decke des Heizraumes und erwärmen den Boden des zu heizenden Raumes; in den Umfangswänden aber wurden die Verbrennungsgase mittelst Canälen, welche von halbkreisförmigen Thonröhren — vergleiche Figur 4 auf Tafel 28 — die vor den Wänden lagen, eingeschlossen wurden, emporgeführt. So war der zu heizende Raum auf 5 Seiten von Wärmequellen umgeben.

Zur Construction dieser Rauchcanäle muss noch Einiges bemerkt werden.

Den Wänden, welche das Zimmer einschlossen, wurde in 10 Centimeter Entfernung eine dünne Wand, aus Dachsteinen, vorgestellt; Anker, die in die Mauer eingelassen, hielten diese vorgesetzte Wand fest; zwischen diesen Grenzen blieb also ein hohler Raum übrig. Man stellte nun halbkreisförmige Thonröhren so gegen die Mauer, wie es Figur 4 auf Tafel 28 angiebt. Zwischen den Röhren blieb der Raum unausgefüllt; in diesen Räumen R stiegen die Verbrennungsgase empor und theilten so dem zu heizenden Zimmer von den Seiten her Wärme mit.

Welchem Zwecke die Thonröhren T dienten, werden wir gleich ersehen.

Um diese Heizmethode zu einer vollkommenen zu machen, musste in zweckentsprechender Weise mit ihr die Ventilation verbunden werden. Und dies haben die Römer auch wirklich gethan.

Sie nahmen sich die natürliche Ventilation zum Vorbild und daher konnten sie auch vollkommene Resultate mit ihrer Heizung und Ventilation erzielen. Und zwar in einer Weise, die uns wirklich zum Nachdenken herausfordert.

Vergleichen wir einmal mit der römischen Heizung und Ventilation unsre heutigen Methoden. Vielleicht können wir aus diesem Vergleiche eine Nutzanwendung ziehen.

Wenn wir eine Wärmequelle in Function setzen, so erwärmen wir zunächst die in ihrer Nähe befindliche Luft, diese steigt sogleich empor und zieht an der Decke hin, bis zu der Stelle, wo sie am meisten abgekühlt wird, worauf sie sich wieder senkt; wir sehen also einen stetigen Kreislauf vor unsern Augen. Wir machen auf diese Weise die Zimmerluft zum Wärmeträger.

Römische Heizanlage.

Fig. 3.

Feuerheerd
Hypocausis
A

circa 6'
B

Hypocaustum
C

Fig. 5.

G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.



Ganz anders verfuhren die Alten. Sie liessen den Thon, als mittelguten Wärmeleiter an Stelle der äusserst leicht zu erwärmenden aber auch schnell wieder erkaltenden Luft treten. Mit diesem Schritt mussten die Römer zu viel günstigeren Resultaten gelangen, als wir heutigen Tages.

Desshalb behauptet Winkelmann, dass die wohlhabenden Leute unter den Alten besser gegen die Kälte und zu grosse Wärme geschützt gewesen wären als wir. Die von unsern heutigen Wärmequellen entwickelte Wärme verursacht unsern Köpfen Beschwerde, während sie anderseits unsere Füsse kalt lässt. Ganz anders bei den Alten. Dort gilt der Grundsatz bei der Heizung: „Warme Füsse, kalter Kopf!"

Während bei den meisten unserer heutigen Wärmeerzeugungen ein heftiger Aufstrom warmer Luft von geringem Durchmesser zu beobachten ist, kannten die Römer einen solchen gar nicht. Nicht eine Mischung erwärmter mit kalter Luft sollte erzielt werden, sondern man wollte die verbrauchten Luftschichten heben. Und wenn sie gehoben, so wurden sie einfach weggenommen und neue frische Luft trat an deren Stelle.

Die Röhren, welche vor die Wand gelegt waren, standen mit der frischen Luft sowohl wie mit der innern Luft in Verbindung; feine Röhrchen vermittelten das Eintreten der frischen, etwas vorgewärmten Luft, während weitere Oeffnungen, die in den anderen Canälen angebracht waren, die verbrauchte Luft wegsaugten. Die frische Luft trat daher in vielen feinen Strahlen in das Zimmer und bewirkte so einen stetigen Luftwechsel; die antikrömische Ventilation ist daher eine Nachahmung der natürlichen Ventilation.

Die Möbel waren in der römischen Wohnung ebenfalls nur so weit vorhanden, als man sie unbedingt nöthig hatte; aber dafür war jeder Gegenstand in echt künstlerischer Weise ausgebildet.

Wenn die Römer selbst auch niemals jenen Höhepunkt in der Kunst erreicht haben, wie die Griechen, wenn ihre Kunst auch nur eine nicht verstandene Copie der hellenischen Kunst war, so müssen wir wohl bedenken, dass seit Mummius, Aemilius Paulus u. s. w. die griechische Kunst und mit ihr griechische Künstler in Rom ihren Einzug gehalten. Und gerade diese waren dazu berufen, das römische Wohnhaus auszuschmücken.

Die Mobilien bestehen in Speiselagern (lectus), in Tischen und Stühlen (sellae oder sediliae) u. s. w.

Diese sellae oder sediliae sind meistens aus Holz, aber reich verziert mit Elfenbein, Gold, Silber und Bronze, theils halbrund gestaltet und mit Lehnen versehen, theils aber ohne eine solche. Die Füsse waren sowohl gerade, als auch ausgeschweift; ihr Polster bestand aus Wolle oder aus Scheerabfällen; das Polster selbst wurde mit weichen, kunstvoll gearbeiteten Decken belegt.

„Solia“ sind Sessel, welche ihre Hauptverwendung in Läden fanden; überhaupt wird das „solium“ nur den besuchenden Freunden und Bekannten angeboten. In dem Schlafzimmer waren auch noch „sellae pertusae“, aufgestellt.

Die Tische, mensae, waren ebenfalls sehr kunstvoll gearbeitet; ausser den fein ausgeschmückten Tischen der feineren Zimmer finden sich noch „mensae“ vor, auf welchen gearbeitet wurde, so die mensa lancaria, die Fleischbank, die „mensa argentaria“, der Wechslertisch u. s. w.

Die Schränke „armaria“ waren mehr Kisten, als eigentliche Schränke; der Secretair heisst „scrinium“.

Zur Beleuchtung wurden lucernae = Lampen verwendet, auch Kerzen (candelae) waren in Gebrauch, die auf „candelabris“ standen. Sehr zahlreich waren die Küchengeschirre, als Kochtöpfe (ollae), Casserole (sartagines), Näpfe (hirneae), Giesskannen (nassiternae), Eimer (stibulae), Vorrathsgefässe, Misch-, Schöpf- und Trinkgefässe (urnae, urcei, lagoenae, vinaria, aquiminaria, craterae, cyathi, phialae, cymbia, gauli u. s. w.), und schiesslich die Essgeschirre (catina, patinae oder patellae, paropses, lances, apses, gabatae u. s. w.).

Die Betrachtung „über das antike griechisch-römische Wohnhaus in decorativer Hinsicht“ hat bereits Näheres und Ausführliches über diesen Gegenstand gebracht.

Schlussbetrachtung.



Wir beschrieben im zweiten Theile dieses Werkes das römische Wohnhaus in seiner vollständigen Gestalt, wie es sich also aus einer etrurischen Wurzel und einem griechischen Anhängsel zusammensetzt.

Wir beschrieben die Einrichtung an der Hand eines ideellen Overbeck'schen Grundrisses, darstellend ein römisches Normalwohnhaus.

Wenn wir nun noch einige Besprechungen folgen lassen, so geschieht dies nur, um an einigen theils aus Pompeji und theils aus Rom entlehnten Häuserplänen nachzuweisen, dass nicht ein Haus gerade wie das andere beschaffen sein muss, sondern dass der antike Grundgedanke, welcher die Anlage des römischen Wohnhauses leitete, sich sehr gewaltig umwandeln und umformen liess, ohne den Charakter des Ganzen aufzugeben.

Wir wollen nun an einigen Grundrissen, welche ich grösstentheils dem Overbeck'schen Werke entlehne, die verschiedenen Ausbildungen des römischen Wohnhauses kennen lernen.

Zu dem Ende beginnen wir unsere Betrachtungen an den einfachsten Ausbildungen.

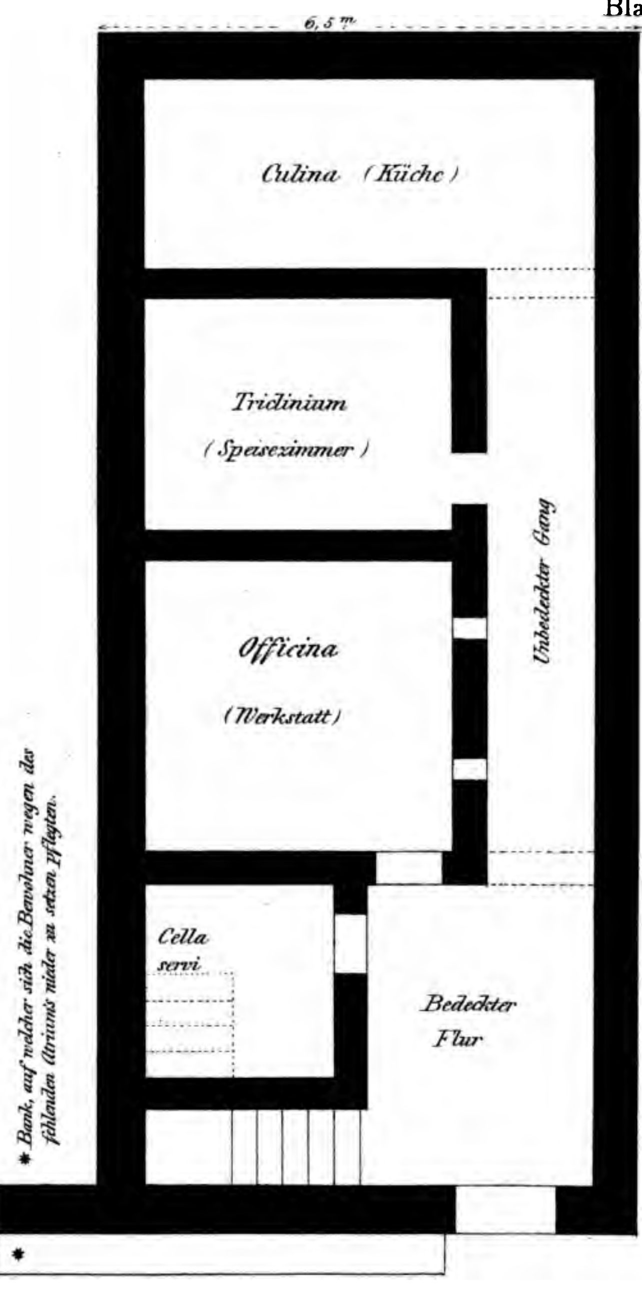
Auf Blatt 30 führen wir ein kleines römisches Wohnhaus vor, welches wahrscheinlich einem Handwerker gehörte. Dieses Haus kann weder ein ausgebildetes Atrium, noch einen Theil des Peristyl's nachweisen; sein Hof schrumpft hier zu einem unbedeckten Gang zusammen, aus dem die Werkstatt durch einige Fenster ihr Licht erhält. Overbeck gibt an, dass der Zweck des Raumes ziemlich klar ausgesprochen sei. Warum die Fenster nicht so gross waren, wie die Schaufenster der Tabernen, vermag man nicht zu beurtheilen.

Hinter der Werkstatt liegt ein geräumiges Speisezimmer — „triclinium“ — und hinter diesem die Küche, kenntlich an dem gemauerten Heerde u. s. w. Das Vestibulum ist hier eine bedeckte Hausflur, von dem aus eine Treppe in ein oberes Stockwerk — „tabulatum“ — und in die „coenacula“ führt. Vom vestibulum aus gelangt man auch in ein Sclavenzimmer, in eine „cella“.

Auf Blatt 31 haben wir ein bereits etwas ausgebildeteres Wohnhaus; wir erkennen in ihm ein Atrium und zwar speciell ein „atrium testrastylum“. Die Ausbildung des Hofes zu einem atrium testrastylum ist hier etwas verkümmert, indem eigentlich eine 4. Dachfläche fehlt. Dieser Umstand hindert aber keineswegs, dass das Atrium den Charakter eines „atrium tetrastylum“ hat. An der Strassenfronte bemerken wir ein Laden- resp. Verkaufslocal — „taberna“, — welches in directer Verbindung mit dem Hause steht. Aus dieser Verbindungsthür ist man zu schliessen berechtigt, dass der Bewohner des Hauses auch zugleich Inhaber des Ladenlocals war. Wir werden später Gelegenheit nehmen nachzuweisen, dass auch oft der Fall vorkommt, wo der Laden in keiner Verbindung mit dem Innern des Hauses steht, wo er also ausschliesslich zum Vermiethen bestimmt war. In dem auf Blatt 31 dargestellten Hause haben wir auch ein Schlafzimmer — „cubiculum“ — zu erwähnen; es hat keine Dreitheilung durch Mauern aufzuweisen, wie es im Normalwohnhaus der Fall war, wahrscheinlich geschah dies auch nur in den wenigsten Fällen; es wurde vielmehr eine Dreitheilung durch Teppiche, Vorhänge, u. s. w. vorgezogen. Eine nach oben führende Treppe beweist uns die Existenz eines oberen Stockwerkes — „tabulatum“ — wahrscheinlich war dasselbe aber sehr schwach ausgebildet und nur für Sclaven bestimmt. Im hintersten Theile befindet sich noch eine Küche mit einem Heerd. Wir sehen, dass sich der Heerd in der spätern Zeit noch höchst selten im Atrium befand, denn in selbst sehr kleinen Häusern sind bereits ausgebildete Küchen vorhanden.

Auf Blatt 32 ist ein Häuschen abgebildet, welches Overbeck in der Nähe des herculaner Thores hart an der Stadtmauer liegend aufgefunden hat; er meint, es müsse einem Manne gehört haben welcher sein Leben mit Freuden zu geniessen verstand.

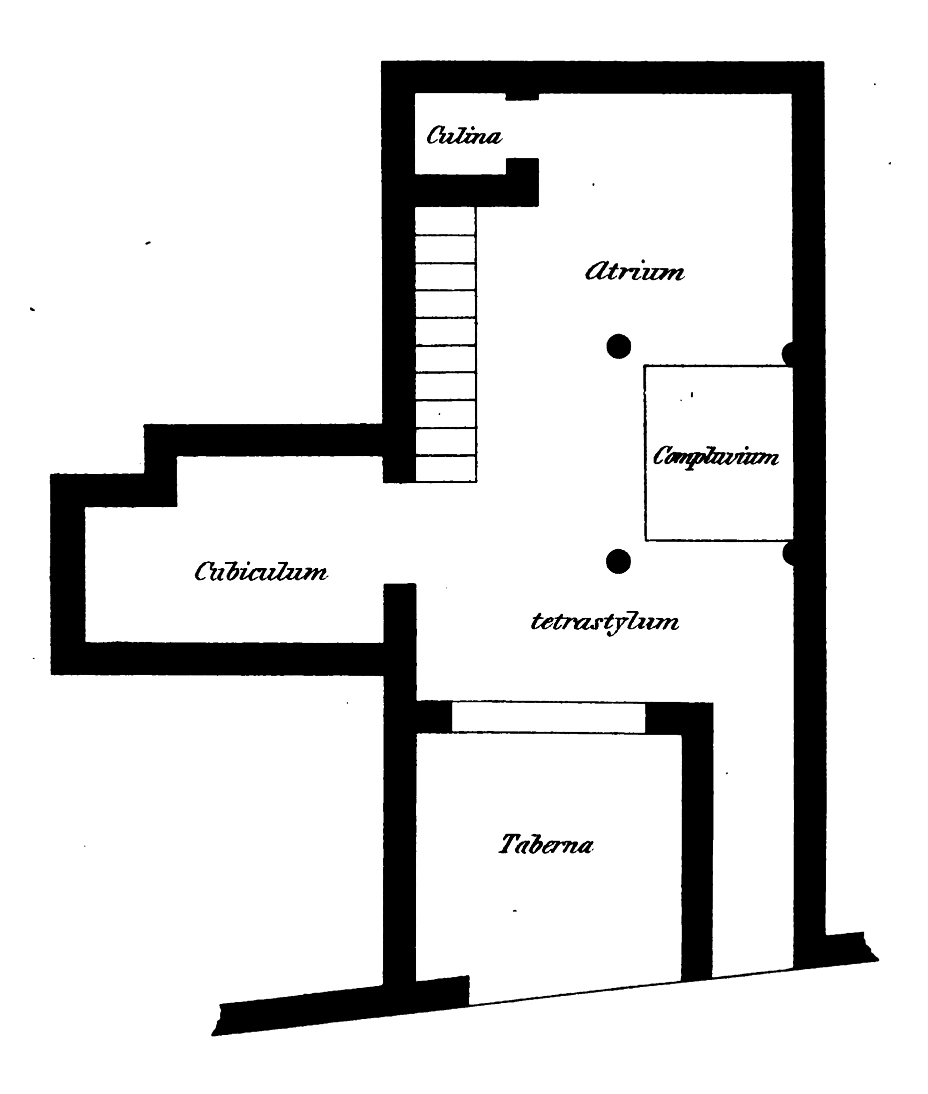
Die Hauptsache in diesem Grundrisse nimmt unzweifelhaft der verhältnissmässig grosse Hof ein. Sobald wir den Eingang



G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.





G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.



— ostium — passirt, treten wir in einen überdeckten Gang welcher uns in das Innere des Hauses führt. Links von diesem Gang liegt der bereits oben erwähnte Hof. Es ist dies ein eigenthümlicher Fall, weil er weder zu einem Atrium noch zu einem Peristylium ausgebildet ist. Es hat also unzweifelhaft Fälle gegeben, wo die römischen Baumeister den Hof nicht zu einem Saale resp. zu einer Halle ausbildeten, sondern wo man in demselben — vielleicht nach dem Willen des Hausherrn — eine Laube, beziehungsweise ein Gartenhaus schuf.

Mitten im Hofe steht ein gemauertes triclinium — hier in der Bedeutung als Speisetisch und Speiselager aufzufassen — welches mit einem Laubdach überdeckt gewesen zu sein scheint; Overbeck wenigstens schliesst dies aus den im Boden befindlichen Löchern.

Im Hintergrunde des überdeckten Ganges liegt eine gebrochene Treppe, welche in obere Gemächer führt; am Fusse der Treppe liegt die „cella" für die Sclaven des Hauses.

Ein weiteres Argument für die gute Lebensweise des ehemaligen Hausbesitzers scheint das in räumlicher Hinsicht sehr bedeutende Speisezimmer — speciell ein triclinium hibernum — zu sein; es hat Fenster, welche eine Aussicht nach dem Hofe hin ermöglichen. Von dem triclinium hibernum führt ein Gang sowohl zur Küche — culina — als auch zur Hauscapelle — sacrarium. Overbeck theilt verschiedene Reconstructionen von Hauscapellen mit. Wir verweisen hier auf die Overbeck'schen Angaben und auf das, was bereits bei der Besprechung der einzelnen Räumlichkeiten des römischen Wohnhauses von uns gesagt wurde.

Auf Blatt 33 führen wir ein römisches Wohnhaus mittlerer Grösse vor. In ihm sind bereits einige Räume enthalten, die nicht unbedingt zur Befriedigung der allernothwendigsten Bedürfnisse dienten.

Die Anlage gruppirt sich um ein „atrium compluviatum" und zwar um ein „atrium tuscanicum", denn es sind keine Stützen für die Dachconstruction vorhanden. Wir gelangen in ganz normaler Weise in diesen Hof, nachdem wir einen Gang passirt haben. Um diesen Hof gruppiren sich verschiedene Gemächer, welche wir noch näher besprechen müssen.

Zunächst streift unser Auge den mit tablinum bezeichneten Raum. Meiner Ansicht nach hat dieser Raum den ausgesprochenen

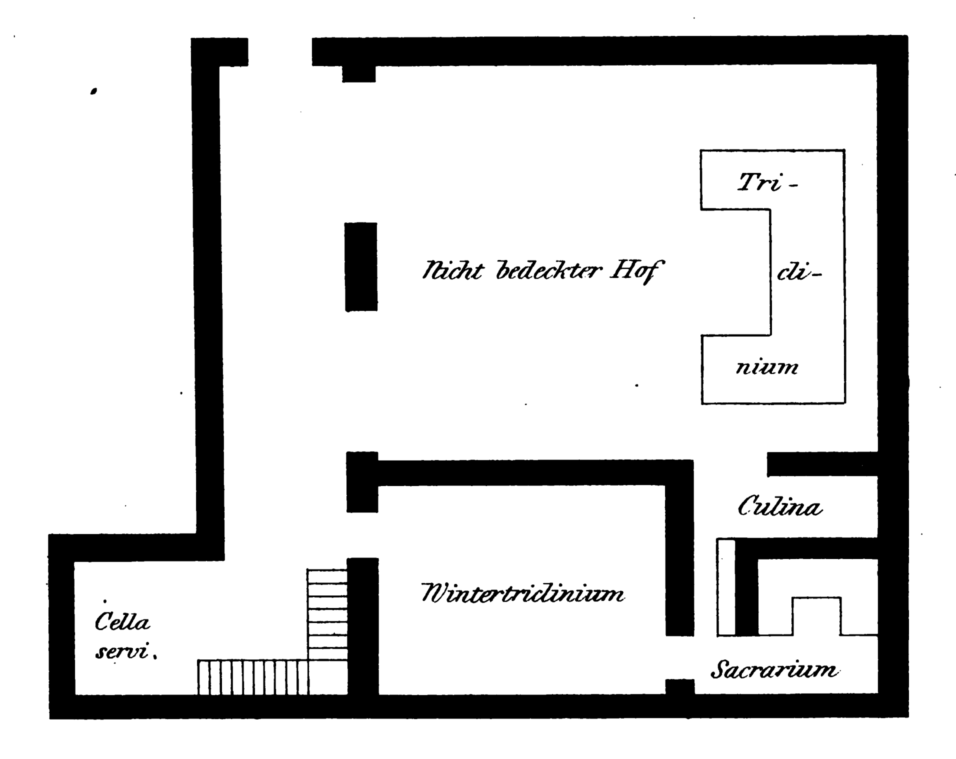
Charakter eines solchen und stimmt hierin mit der Annahme Mazois' überein, während Overbeck in diesem Raum eine exedra zu erkennen glaubt. Der Grund, welchen Overbeck zur Bekräftigung seiner Voraussetzung — nämlich, dass ein kleiner Mann nicht viel Acten zu verwahren hätte — anführt, scheint mir nicht stichhaltig zu sein. Mit demselben Rechte könnte man gegen die Nothwendigkeit des Vorhandenseins einer exedra sprechen. Der weiteren Ansicht von Mazois, dass die beiden neben dem „tablinum" liegenden Räume „alae" gewesen, vermag ich nicht beizustimmen, sie scheinen mir weit eher den Charakter eines „cubiculum" zu haben.

Ausserdem ist ein „triclinium" und eine Sclavencella vorhanden; eine Treppe führt in ein oberes Stockwerk. Das Sclavenzimmer könnte nach Overbeck auch wohl als Küche gedient haben. In der Nähe dieses Raumes befindet sich noch eine Abortanlage.

Auf Blatt 34 theilen wir den Grundriss eines Wohnhauses mit, welches sich um ein „atrium displuviatum" gruppirt. Als Beweis dieser Annahme führt Overbeck zunächst das Nichtvorhandensein eines Wasserbassin's — compluvium — und in weiterer Folge die in der Mauer befindlichen Balkenlöcher an.

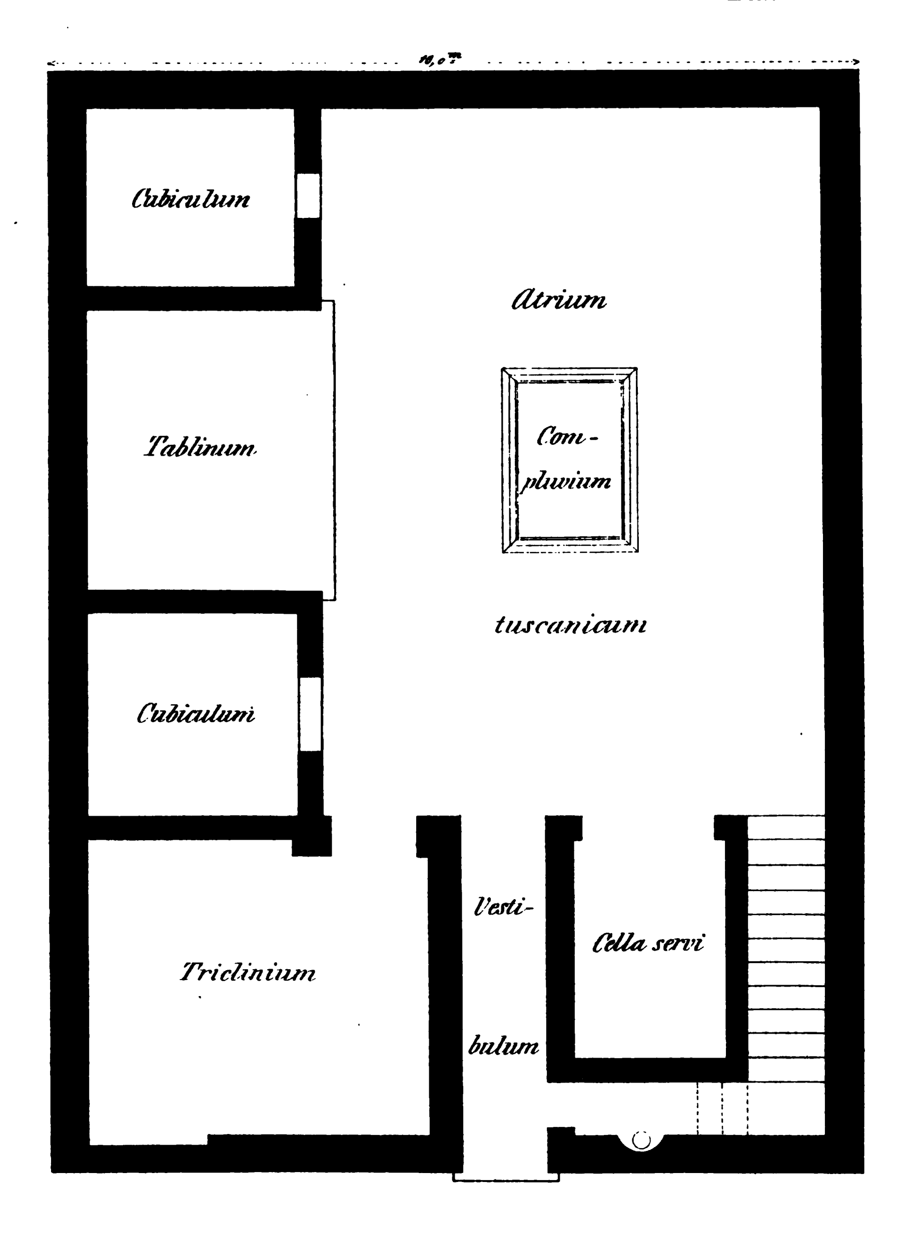
An Stelle eines Wasserbeckens befindet sich hier ein von einer doppelten Mauer umzogener Platz. Zwischen diesen Mauern wurde Erde eingefüllt und dann mit Blumen, Sträuchern u. s. w. bepflanzt, so dass das frische Grün im Verein mit der Farbenpracht der Blüthen das Leben des Wasserspiegels ersetzte. Unter dem Boden dieses Hofes befand sich nichts destoweniger eine Cisterne vor, in welcher man das auf die Dachflächen niedergefallene Wasser sammelte und aufbewahrte.

An der Strasse befindet sich zunächst ein Laden- oder Arbeitslocal, welches ebenfalls in directer Verbindung mit dem übrigen Theile des Hauses steht, also wohl von dem Bewohner des Hauses selbst benutzt wurde. An der rechten Seite der Hausflur liegt die „cella" für den Pförtner oder einen Sclaven überhaupt, ferner die Küche und noch ein Raum, in welchem sich wahrscheinlich der Abort befand. Die Nachbarschaft des Abortes und der Küche wurde von den Römern allgemein gewünscht; denn auf diese Weise konnte man sich des schmutzigen Wassers und



G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.





G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A. Meyer, Lith.A. Halle a/S.



der sonstigen Abfälle am leichtesten entledigen. Die Abortanlagen standen in directer Verbindung mit dem öffentlichen Canalsystem, denn die Römer huldigten dem Principe der Canalisation. Ob wir in dem grossen und mit „exedra“ bezeichneten Raum wirklich eine solche vor uns haben, ist in der That nicht zu beweisen; Overbeck glaubt dies zwar mit Hinweisung auf den oblongen Grundriss dieses Raumes bejahen zu müssen.

Hiermit schliessen wir die Besprechung der kleineren Wohnhäuser und wollen uns nun mit Anlagen mittlerer Ausdehnung befassen.

Auf Blatt 35 sehen wir zunächst ein Gebäude mittlerer Ausdehnung; ihm fehlt aber noch das „peristylium“. Dieser Grundriss zeigt recht deutlich, wie geschickt die antiken Baumeister die Nachtheile schiefer Winkel aufzuheben verstanden; denn die bebaute Fläche selbst ist so schiefwinklig, wie nur eben denkbar und doch sind nur einige wenige Räume mit schiefen Grundflächen vorhanden.

Nachdem wir den Eingang passirt, befinden wir uns in einem breiten zu einem „vestibulum“ ausgebildeten Gange, in dessen Hintergrunde die eigentliche Hausthüre liegt. Mit Hinsicht auf diesen Umstand müssen wir uns diesen Grundriss sehr wohl merken; es ist also ein Beispiel für ein vor der Hausthüre liegendes „vestibulum“. Links von diesem Gange befindet sich ein mit dem Hause in Verbindung stehender Laden, während an der rechten Seite nur eine Werkstelle — officina — vorhanden ist, die ein kleines Fenster nach der Strasse zu hat; neben dieser Werkstatt befindet sich ein zweiter Laden mit einer dahinter liegenden Stube und einer Treppe. Die Anlage dieser Treppe ist für uns interessant: sie geht direct auf die Strasse. Daher ist diese Anlage ein Beispiel für unsere in der Einleitung bereits aufgestellte Behauptung, dass man unter der Zahl 46000 im Schätzungsbericht des Publius Victor die direct auf die Strasse führenden Etagenthüren verstehen könnte.

Der Hof des vorstehenden Gebäudes ist zu einen „atrium compluviatum“ — und wahrscheinlich zu einem „atrium tuscanicum“ — ausgebildet. Die um dieses „atrium tuscanicum“ herumliegenden Räume haben keinen ausgesprochenen Charakter: sie wurden wohl zum Schlafen benutzt. Wir finden hier zum erstenmale sogenannte

„alae“ — flügelartige Erweiterungen der Atrien. — Das Geschäftszimmer — tablinum — hat keine Parapetmauer; seine Lage ist eine normale. Der Gang — fauces — welcher gewöhnlich neben dem „tablinum“ liegt, geht hier durch eine der beiden „alae“ und vermittelt auf einem bedeutenden Umwege den Verkehr mit dem hintern Theile des Hauses. Rechts und links vom „tablinum“ liegen zwei Speisezimmer, von welchen das links liegende ein Sommertriclinium, also ein „triclinium aestivum“ und das rechts gelegene ein „triclinium hibernum“ ist.

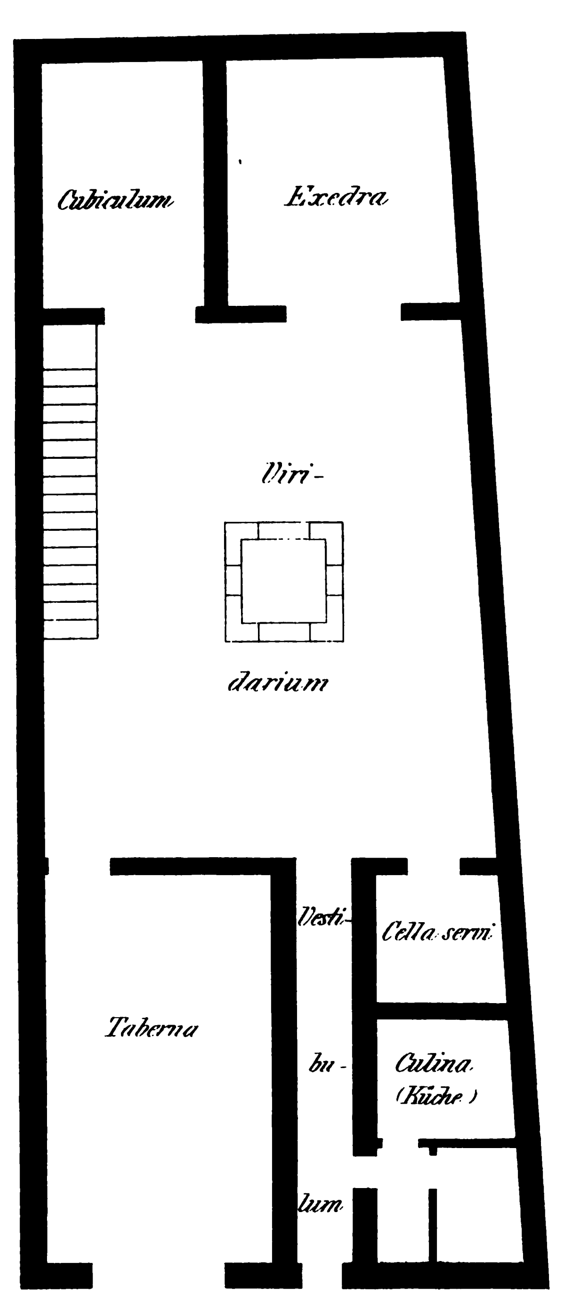
Der hintere Theil dieses Hauses gruppirt sich nicht um ein ausgebildetes „peristylium“, sondern um eine, wahrscheinlich durch eine Art „solarium“ überdeckte Veranda. In der äussersten Ecke links befindet sich ein kleines „viridarium“, an dem zwei kleine Zimmer liegen, die alle beide Fenster nach diesem „viridarium“ aufweisen. In dem äussersten Winkel rechts liegt die Küche und an der hinteren Begrenzungsmauer eine Celle für einen Sclaven.

An diesem Grundriss bemerken wir zum ersten Male einen hintern Ausgang — ein posticum. Seinen Zweck haben wir bereits angegeben: er sollte den Verkehr nach aussen ermöglichen, ohne den Theil, welcher dem öffentlichen Leben gewidmet war, passiren zu müssen (fallere clientes).

Der ganze Grundriss ist nach meiner Ansicht eine Musteranlage.

Blatt 36 stellt uns gleichfalls die geschickte Lösung einer schwierigen Aufgabe vor; sie ist ohne Zweifel ein glänzendes Beispiel der Dispositionsfähigkeit der antiken römischen Baumeister.

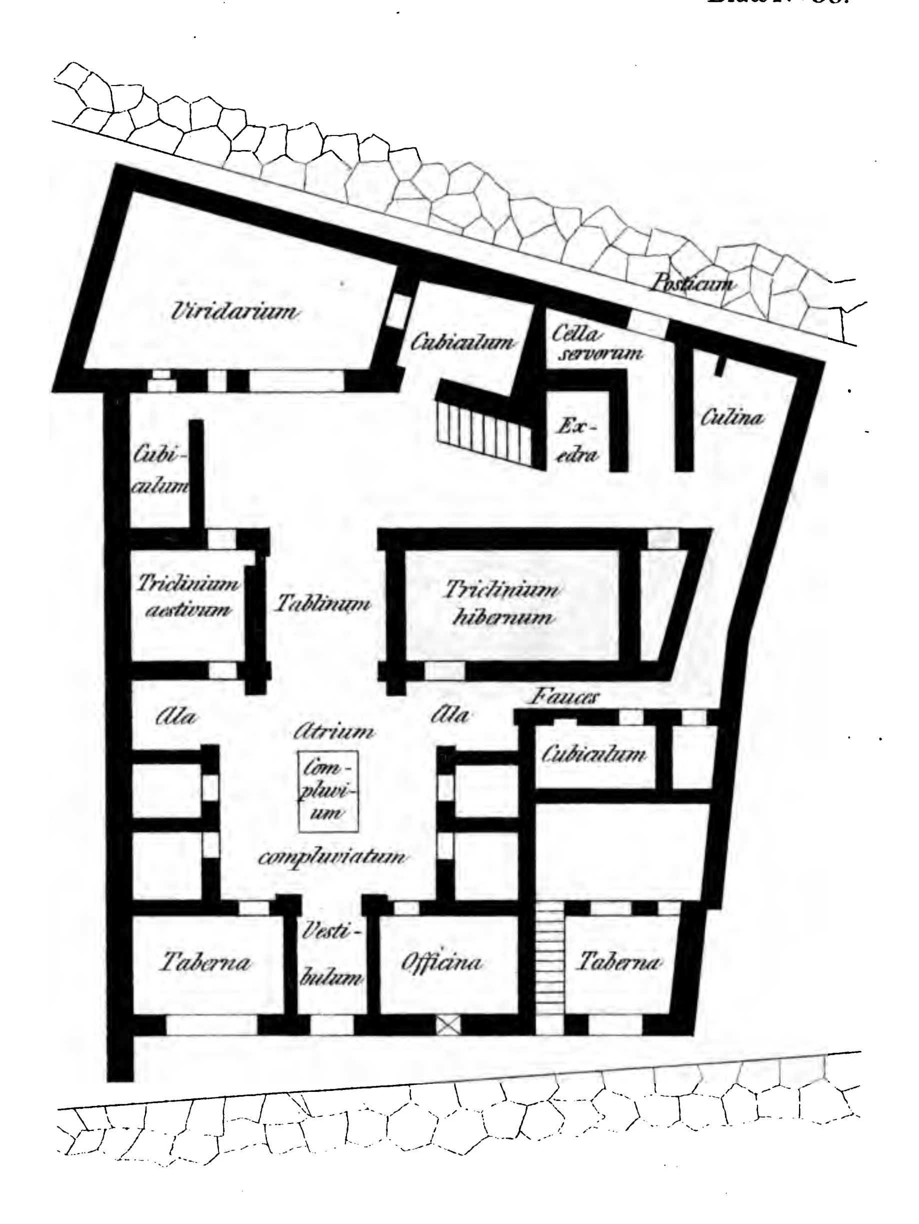
Der Eingang, welcher kein „vestibulum“ aufzuweisen hat, liegt nicht wie gewöhnlich an der Schmalseite, sondern an der Langseite, ferner liegen die beiden Theile nicht hinter-, sondern nebeneinander; die römischen Baumeister verfuhren in gleicher Weise wie die Griechen. Im rechts liegenden Theile, welcher sich um ein „atrium tuscanicum“ gruppirt, haben wir vis-à-vis dem Eingangsthor ein regelrecht ausgebildetes „tablinum“; eine hintere abschliessende Wand ist in diesem Falle, wo das Haus auf drei Seiten von Häusern eingeschlossen ist, unvermeidlich. Rechts und links von diesem Raume liegen die „alae“. An der ganzen rechten Seite herunter sind einige Schlafzimmer, wahrscheinlich



G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith.A. Halle a/S.

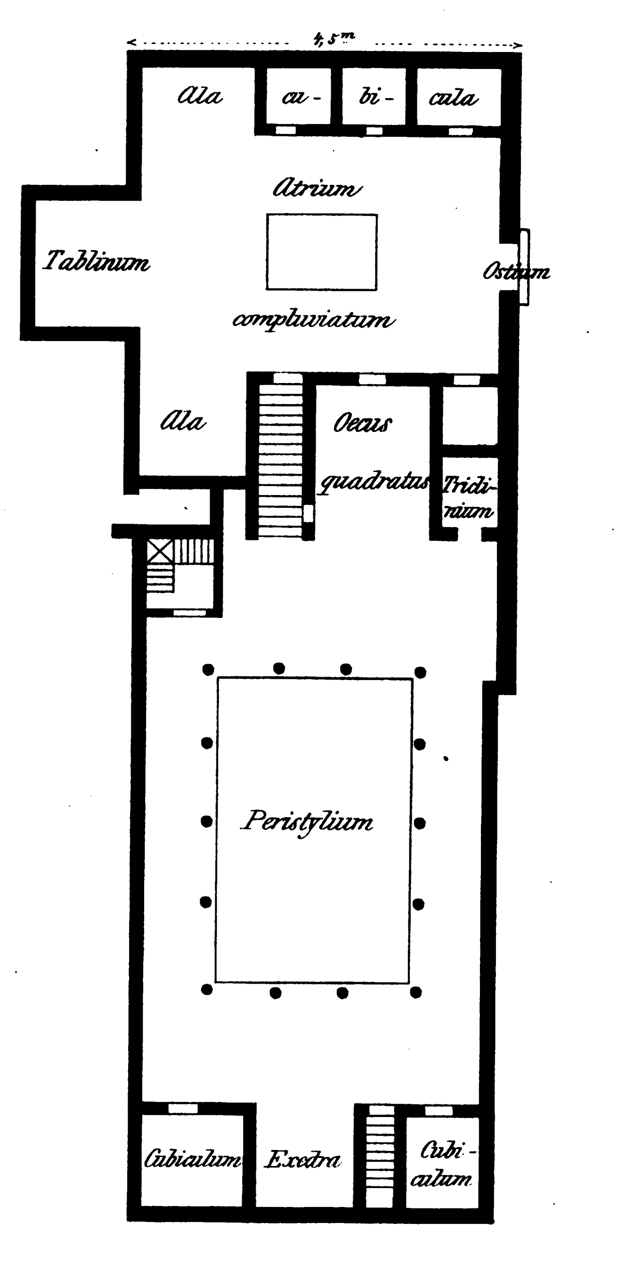




G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

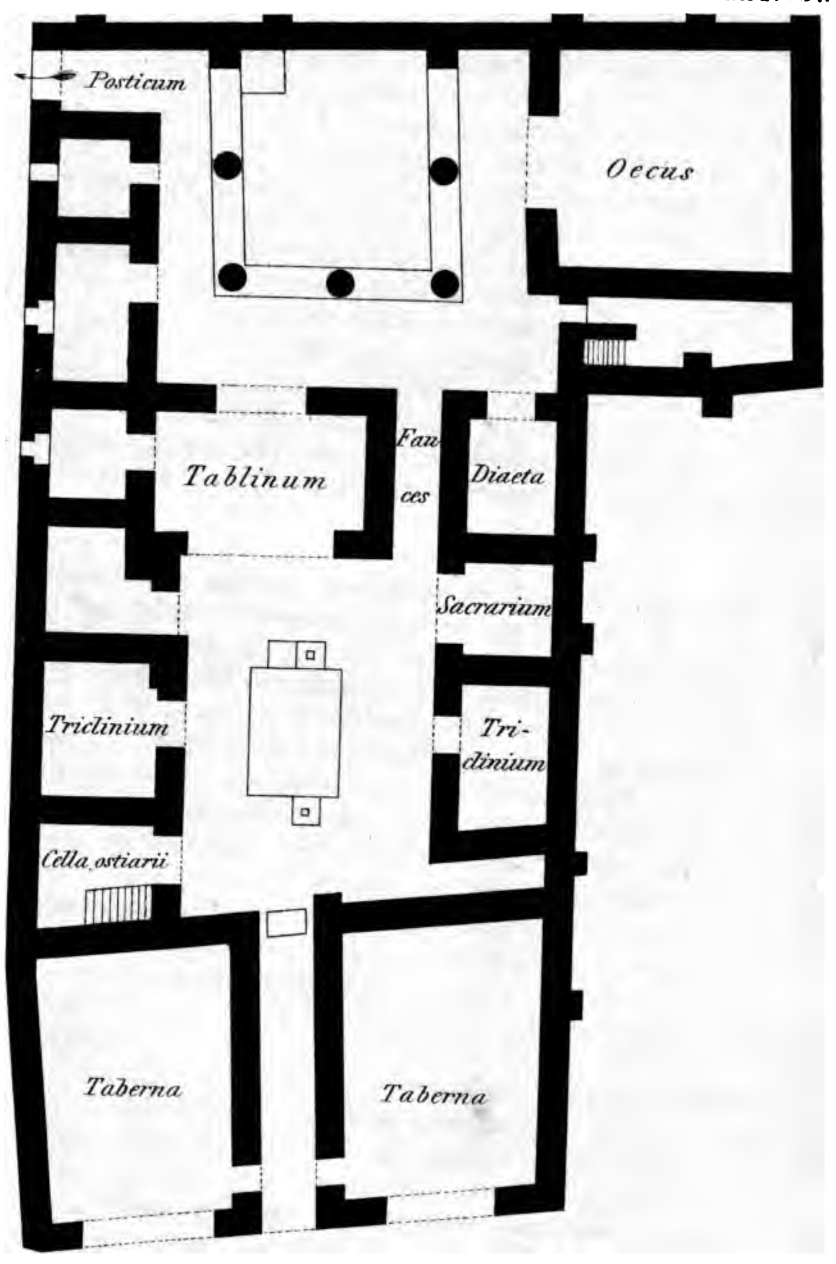
A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.





G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig.
A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.





Haus des tragischen Dichters zu Pompeji.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.



für Sclaven bestimmt, gelegen. Der Bauplatz selbst ist stark uneben, indem er nach links bedeutend fällt. Um diesen Missstand aufzuheben, hat der Baumeister den ganzen linksseitigen Theil des Bauterrains unterkellert und diese Keller-Gewölbe so hoch gelegt, dass der abgeglichene Scheitel derselben nun gegen 2 Meter den rechtsseitigen Theil des Bauplatzes überragt. Eine Treppe von 15 Stufen vermittelt die Verbindung der beiden Theile.

Im „peristylium“ haben wir nun zunächst einen Raum, welcher sich nach dem „viridarium“ hin ganz öffnet und der nach dem „atrium“ hin ein Fenster hat. Overbeck glaubt, es sei ein „triclinium“ gewesen, mir aber scheint es — wenn ich überhaupt zu schliessen berechtigt bin — dass der Raum das tablinum der Hausfrau, also der „oecus quadratus“ des Normalwohnhauses ist. Diesem Raum vis-à-vis liegt eine „exedra“. Rechts und links neben diesen aber sind zwei „cubicula“ vorhanden; zwischen der „exedra“ und dem links gelegenen „cubiculum“ ist eine nach oben führende Treppe angelegt. Rechts von der aus dem atrium nach dem „peristylium“ führenden Treppe ist die Kellertreppe.

Blatt 37 zeigt uns den Grundriss eines Gebäudes, welches an der Strassenseite zwei Ladenlocale — tabernae — hat, die in directer Verbindung mit dem Hause selbst stehen. Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass sich unmittelbar hinter der Hausthüre, welche ihrerseits wieder gleich hinter der Schwelle liegt, zwei Verbindungsthüren befinden. Nachdem man das „vestibulum“ passirt, gelangt man über eine reich verzierte Schwelle in das „atrium“, welches von der Gattung „compluviatum“ zu sein scheint. Dem Eingang gerade gegenüber liegt das „tablinum“; rechts von diesem befindet sich der Gang — fauces — zum hinteren privaten Theil des Hauses. An flügelartigen Ausbauten des „atrium“ ist nur ein Raum vorhanden. Vielleicht befand sich in diesem eine Hauscapelle.

Die an den beiden Seiten des „atrium“ liegenden Räume sind theils Schlafzimmer und theils Sclavencellen. Rechts neben dem Gange liegt ein grosser Raum, welcher wahrscheinlich als Winterspeisezimmer — triclinium hibernum — benutzt wurde. Zwischen diesem und dem an der äussersten Wand liegenden Sommerspeisezimmer — triclinium aestivum — befindet sich die Küche, der Abort und eine nach oben führende Treppe.

Diesen Räumlichkeiten gegenüber, also an der andern Seite des „peristylium“ liegen einige „cubicula“ (Schlafzimmer) und ausserdem das „posticum“, der hintere Ausgang.

Das Peristylium ist nur auf drei Seiten ausgebildet.

Auch in diesem Grundriss erkennen wir eine ausgezeichnete Disposition.

Blatt 38 gibt uns einen Grundriss eigenartiger Ausbildung.

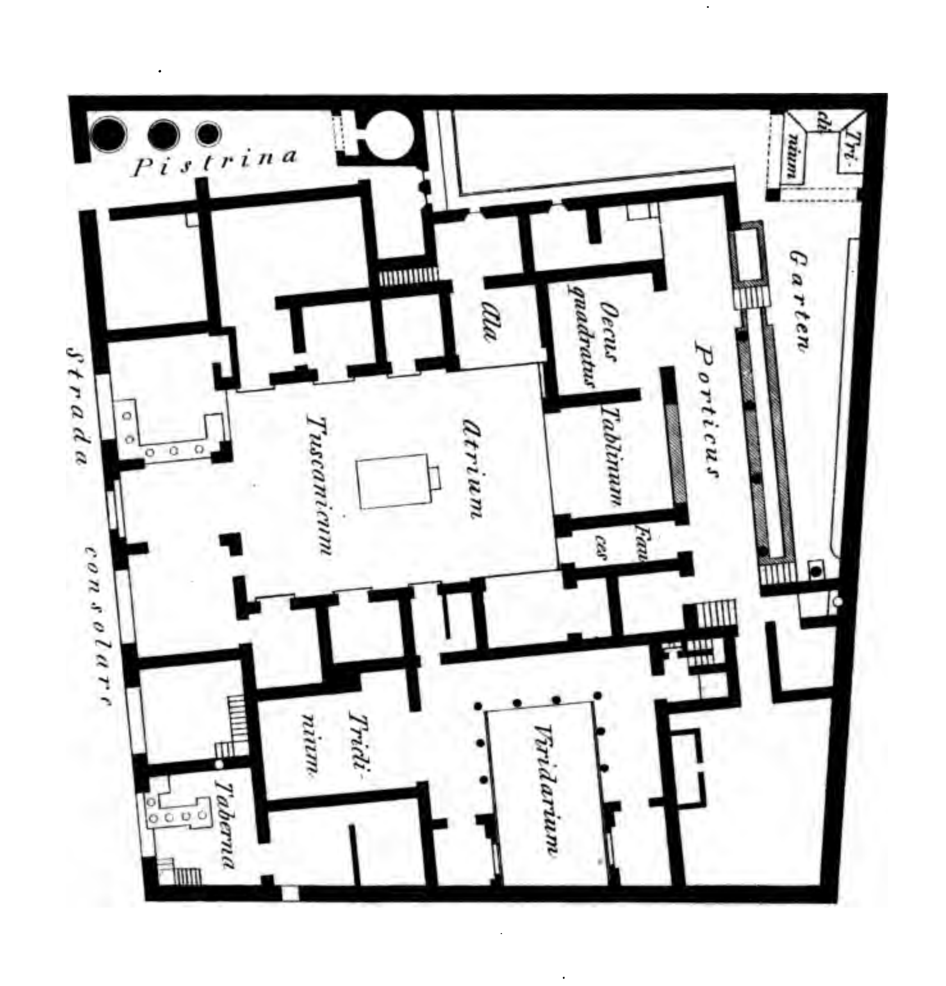
In diesem Wohnhaus sehen wir eine strenge Gliederung in einen dem öffentlichen Leben gewidmeten und in einen der Familie gewidmeten Theil, d. h. beide Theile sind vollständige Wohnhäuser.

An der Strassenfronte befinden sich zunächst verschiedene weitgeöffnete Ladenlocale; von diesen stehen die zu beiden Seiten des breiten „vestibulum“ liegenden Tabernen in directer Verbindung mit dem Innern des Hauses; hinter dem linksseitigen Laden befindet sich ein Zimmer zum Aufenthalt für den verkaufenden Sclaven — dispensator — und vielleicht auch für den „servus atriensis“, der kurzweg auch „atriensis“ genannt wurde, bestimmt. Neben dem rechtsseitig gelegenen Laden des Hausbewohners befindet sich eine vollständige Bäckerei mit Verkaufslocal, Handmühlen und Backofen. Letzterer hat auch einen Schornstein aufzuweisen, auch wohl ein Beweisstück, dass die Römer Schornsteine gekannt haben! An der äussersten rechten Seite der Fronte liegt eine „taberna“ mit einigen dazugehörigen Wohnzimmern etc. Der Hof dieses Hauses ist zu einem „atrium compluviatum“ ausgebildet.

Das „tablinum“ ist nach hinten durch eine Parapetmauer (para = gleich, petto = Brust) abgeschlossen, die „alae“ sind zu zweien vorhanden, die eine „ala“ hat noch ein ziemlich versteckt liegendes Gemach aufzuweisen.

Im hintern Theile dieses Hauses liegt ein „porticus“, zu seiner Seite eine grosse Küche, ein Abort und das „posticum“, hinter und auf der linken Seite der Säulenhalle befindet sich ein „viridarium“; auch ein gemauertes „triclinium“ mit Speisetisch ist dort vorhanden.

Overbeck meint, der grosse Raum, welchen wir mit Küche bezeichnet, sei keine Küche gewesen, weil sie viel zu gross sei. Wenn man aber annimmt, dass in diesem Hause eine Wirthschaft betrieben wurde, so fällt nach meiner Ansicht dieser Einwurf

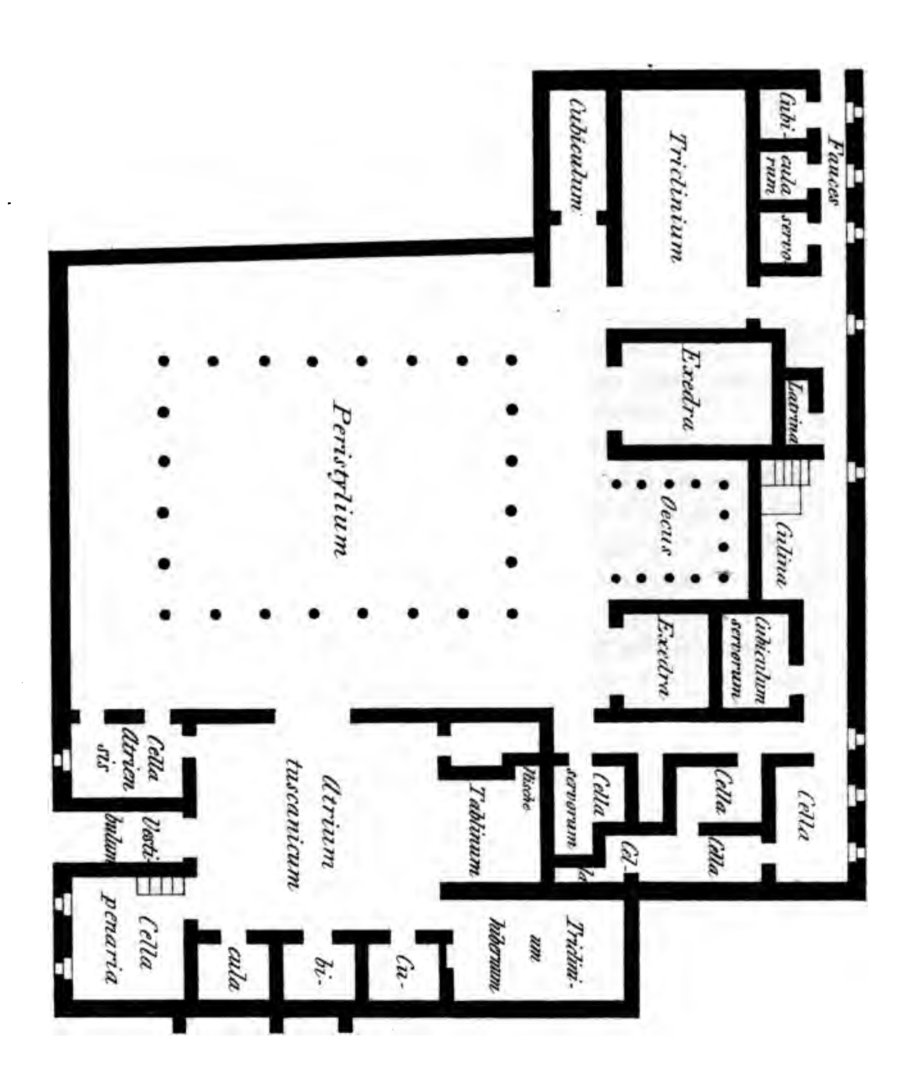


Casa di Salustio, di Atteone.

A. Meyer, Lith. A. Halle

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

Blatt No. 39.



G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.

her erleuchtet; in diesem Raum befindet sich auch eine nach oben führende Treppe.

Das Geschäftszimmer ist normal gelegt, bemerkenswerth ist hier die Nische, in welcher die Trümmer eines Holzschrankes aufgefunden worden sind. Rechts vom „tablinum“ liegt ein grosses, geräumiges Winterspeisezimmer, das durch ein Fenster mit dem vor ihm liegenden „cubiculum“ verbunden ist. Overbeck meint, dass durch diese Oeffnung wahrscheinlich Speisen hindurch gereicht worden wären, um also die Thür verschlossen zu halten. Neben dem „tablinum“ links befindet sich der Gang — fauces — welcher einestheils in das „peristylium“ führt und anderntheils den Zutritt zu den Sclavencellen, zur Küche, zum Abort, zu verschiedenen nach oben führenden Treppen ermöglicht.

Im „peristylium“, welches nur auf einer Seite Gemächer hat, haben wir zunächst einen grossen „oecus“ (Prachtsaal) und zu beiden Seiten desselben je eine „exedra“. Auf der äussersten linken Seite des Grundrisses liegt ein grosses Speisezimmer und vor demselben ein Schlafzimmer — cubiculum — mit Vorraum — procoeton.

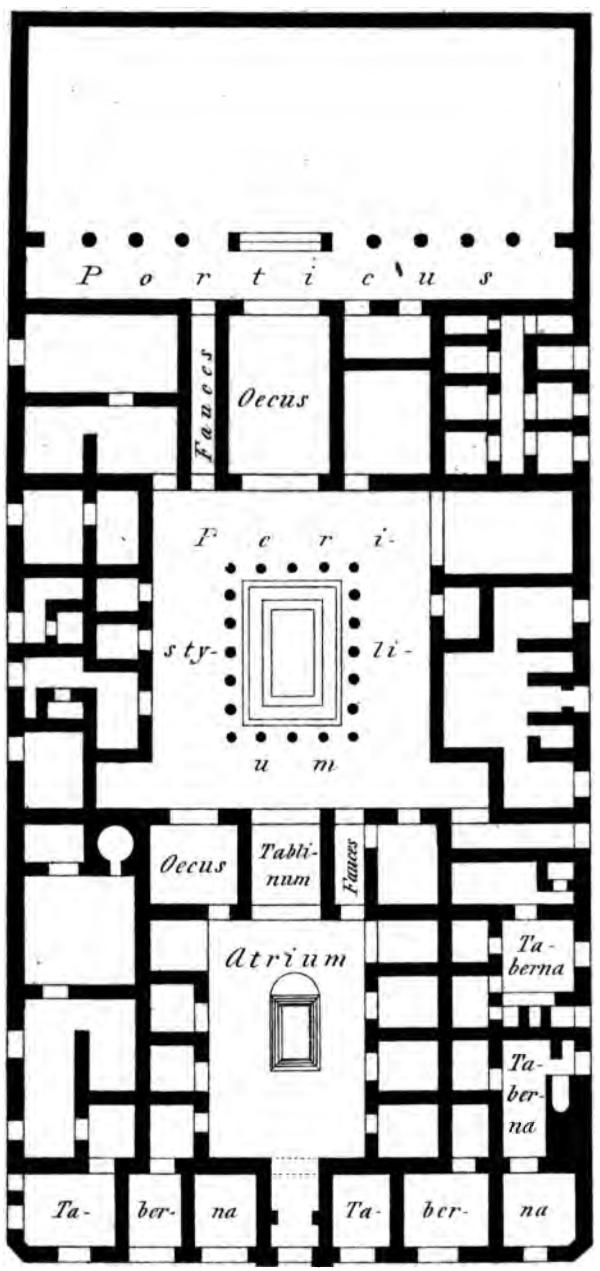
Ueber den Charakter des rechts vom „vestibulum“ liegenden Gemaches lässt sich nichts Bestimmtes angeben.

Auf Blatt 40 ist ein Grundriss vorgeführt, der die Regelmässigkeit des römischen Normalhauses am meisten beibehält. Es ist der Grundriss des bekannten, fälschlicherweise dem Aedilen Pansa zugeschriebenen Hauses.

(Man hat nämlich aus einer Wahlempfehlung diesen Namen irrthümlich herausgenommen und ihn auf den Hausbesitzer ohne Weiteres übertragen.)

Der Grundriss dieses Hauses füllt ein ganzes Häuserviertel — Block — aus, sodass Overbeck den Bauplatz mit „insula“ bezeichnet. In der Einleitung zu diesem Werke haben wir bereits unsere Ansichten über den Begriff „insula“ dargethan, so dass wir hier nur auf jene vorhergegangenen Erörterungen verweisen.

Das Haus zeigt uns recht deutlich, wie überaus praktisch die Römer gewesen. Die verhältnissmässig enorme Anzahl von Ladenlocalen, welche dieses Haus aufzuweisen vermag, muss dem Besitzer bedeutende Einnahmen verschafft haben, die jedenfalls nicht zu verachten waren.



Haus des Pansa.

G.Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A.Meyer, Lith.A. Halle a/S.



Obgleich die Façade des Hauses von Läden und vermietheten Wohnungen eingenommen wird, trotzdem ist der Gemüthlichkeit, der Behaglichkeit und dem Glanze der inneren Wohnung nicht der geringste Abbruch gethan. Im Gegentheil die Ausbildung des eigentlichen Wohnhauses in jeder Hinsicht ist vollständig durchgeführt.

Die Hausthür liegt hier fast hart an der Strasse, so dass wir ein inneres „vestibulum“ haben, welches uns direct in das „atrium tuscanicum“ führt. Im Hintergrund liegt ein „tablinum“, welches einen freien Durchblick durch das „peristylium“ hindurch bis in den Garten hinein ermöglicht. Rechts und links, natürlich etwas nach vorne zu, sind die beiden „alae“, während sich gleich rechts neben dem Geschäftszimmer, der den Verkehr vermittelnde Gang befindet. Neben dem „tablinum“ liegt auf der linken Seite ein Raum, welcher vom „atrium“ aus eine Thür und nach dem „peristylium“ hin eine Parapetmauer hat.

Im „peristylium“ selbst, rechts und links, sind zwei Räume, welche nach Overbeck den ausgesprochenen Charakter einer „exedra“ haben; von der rechts gelegenen aus führt ein „posticum“ auf die eine Seitengasse. Weiter an derselben Seite, am Schlusse der rechtsseitigen Säulenhalle liegt ein grosses „triclinium“ mit einem Nebenraume, in welchem die zur Mahlzeit, resp. zum Gelage nöthigen Gegenstände aufbewahrt wurden; auch, so meint Overbeck, könnte dies ein Raum gewesen sein, in welchem sich die zur Belustigung der Gäste bestellten Gaukler, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen u. s. w. — vergleiche Rein, Gallus — vorbereiteten. In der Mitte des Hintergrundes befindet sich nun ein prächtig ausgebildeter Saal — oecus — von welchem aus eine Thür direct in den Säulengang und von da in den Garten, der in diesem Falle, beiläufig bemerkt, eine Art von Küchengarten war, führt.

Links neben dem „oecus“ liegt der Gang und links neben diesem die Küche und einige sonstige Räumlichkeiten.

Dies wären im Grossen und Ganzen die Bestandtheile der eigentlichen Wohnung.

Zur Wohnung gehörte aber noch ein Laden, welcher durch ein Wartezimmer für den verkaufenden Sclaven, den „dispensator“, mit dem Innern des Hauses verbunden war. Ausser den sonstigen

Läden dieses Hauses wären eine Bäckerei mit Backofen, Backtisch, Mühle, Wasserreservoir, Mehlbehältern u. s. w. und eine Art Töpferei zu erwähnen.

Die getrennten kleineren Wohnungen sind an diesem Hause charakteristisch; sie wurden wahrscheinlich an weniger Bemittelte vermiethet. Indessen brauchten die Inhaber solcher Wohnungen nicht gerade arm zu sein. In jenen kleinen Wohnungen des Hauses von Pansa sind goldene Schmucksachen. in grosser Anzahl gefunden worden, so dass man aus diesem Umstande wohl auf den materiellen Stand der Inhaber solcher Wohnungen schliessen darf.

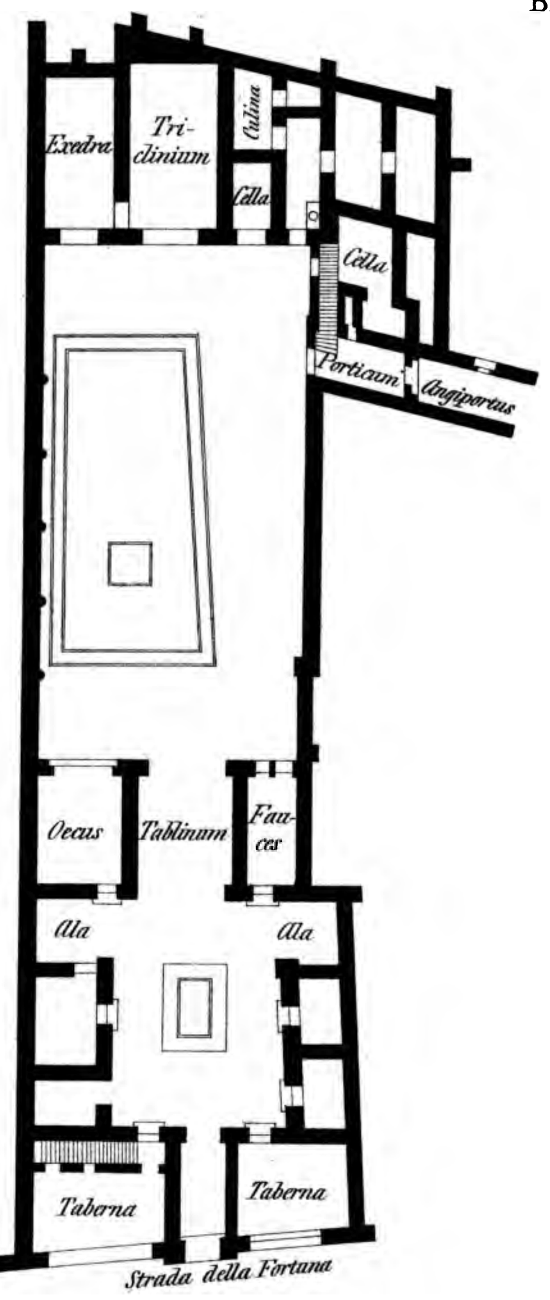
Im nächst folgenden Grundrisse auf Blatt 40a sind Wohnungen von noch viel geringerer Qualität vorhanden; und diese mögen schon an ganz arme Leute vermiethet worden sein.

Zur rechten und linken Seite des „vestibulum“ sind 2 Läden; in dem auf der linken Seite liegenden sind die Ueberreste zweier nach links gehenden Treppen. Aus diesem Umstande ist man sowohl auf das Vorhandensein eines Zwischengeschosses, als auch auf einen Zusammenhang mit einer oberen Etage zu schliessen berechtigt. Die Läden stehen in directer Verbindung mit dem Innern des Hauses.

Der Hof ist ein „atrium compluviatum“. Das „tablinum“ hat zur rechten Seite einen Gang und zur Linken einen mit dem Atrium durch eine Thür verbundenen Saal, den speciellen „oecus quadratus“ der Hausfrau. Das „viridarium“ des „peristylium“ liegt an der einen Grenzmauer und ist auf 3 Seiten von Säulen und auf der 4. von Halbsäulen eingeschlossen.

Auf der hinteren Seite des Peristyliums liegt ein „triclinium“, eine „exedra“, die Küche und der Abort. An der rechten Seite ist ein Thor und hinter diesem eine nach oben führende Treppe, wahrscheinlich der Eingang zu einer in dem „tabulatum“ liegenden Miethswohnung. Bemerken müssen wir noch, dass die Treppe zwischen zwei Thüren liegt; ausserhalb der zweiten Thüre liegt noch ein Raum, der sonst in keiner Verbindung mit dem Ganzen steht. Zumpt hält diesen Raum für eine Miethswohnung für arme Leute.

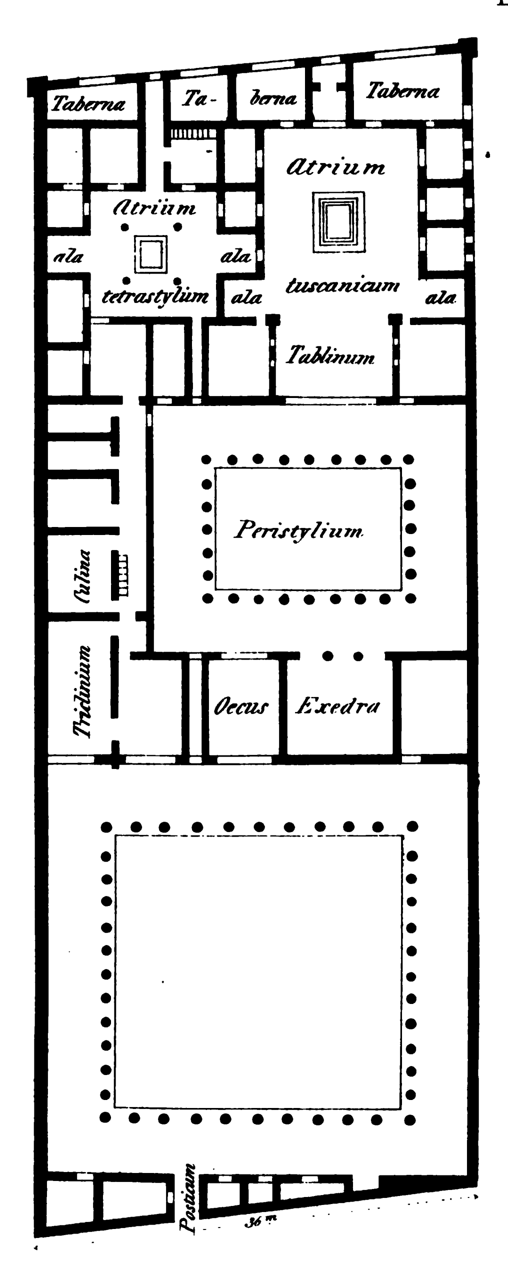
Die in dem oberen Stockwerke liegende Miethswohnung belästigte den Hauseigenthümer keineswegs, weil die Fenster derselben auf die Dachflächen des hohen Peristyliums hinausgingen.



Casa di bronzi.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith.A. Halle a/S.



G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig.

A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.

Wir kommen jetzt zum letzten Beispiele römischer Wohnhäuser aus Pompeji, welches auf Blatt 41 dargestellt ist.

Wir sehen an der grossartigen Gliederung des Planes, dass uns ein Wohnhaus ersten Ranges vorgeführt wird.

Im vorderen, dem Geschäfte gewidmeten Theile dieses Hauses bemerken wir bereits eine Zweitheilung: es sind zwei verschieden ausgebildete Atrien vorhanden.

Der rechts liegende kleinere Theil der vorderen Hälfte gruppirt sich um ein „atrium tetrastylum", während der rechts gelegene sich um ein „atrium tuscanicum" anbaut.

An der Hauptfronte liegen 4 Ladenlocale, von welchen 3 in directer Verbindung mit dem Innern des Hauses stehen. Auch sind 2 getrennte von einander unabhängige Eingänge zum Hause vorhanden. Der kleinere Theil ist allem Anschein nach zur Wirthschaft des Hauses verwendet worden, denn Overbeck schliesst dies aus dem gänzlich fehlenden Schmuck desselben, während doch die linksseitigen Gemächer ausserordentlich reich verziert sind.

Der rechtsseitige Theil hat kein Tablinum, dagegen 2 — in der Mitte liegende — alae. Aus diesem Atrium vermittelt ein langer Gang, der vom Peristylium aus erleuchtet wird, den Zutritt zu dem von Säulenhallen umgebenen Garten.

Der linksseitige Theil hat zunächst ein „tablinum", welches von einer Brüstungsmauer nach dem Peristylium zu begrenzt ist; rechts und links an diesem sind zwei Räume, die nach dem Peristylium zu in gleicher Weise abgeschlossen sind. Die auf der linken Seite des „atrium tuscanicum" liegenden Räume werden von der Strasse aus durch hoch liegende kleine Fenster erleuchtet.

Im Peristylium ist vornehmlich die grosse geräumige exedra anzuführen, welche an der vorderen Seite 2 Säulen aufzuweisen hat. Ein Gang führt uns von hier nach dem Garten, welcher ähnlich, wie das Peristylium ausgebildet ist.

Auf der hintern Seite liegen wieder einige unbedeutende Gemächer, unter andern sind hier 2 lararia — Heiligthümer — anzuführen.

Bei unserer Betrachtung machten wir bereits an einer Stelle die Bemerkung, dass mehrere Autoren eine Verschiedenheit der Ausbildung des römischen Wohnhauses darzuthun bestrebt gewesen wären. So ist es namentlich Becker gewesen, der dies zur Geltung

bringen wollte. Indessen hat Rein bereits Becker's Ansicht widerlegt.

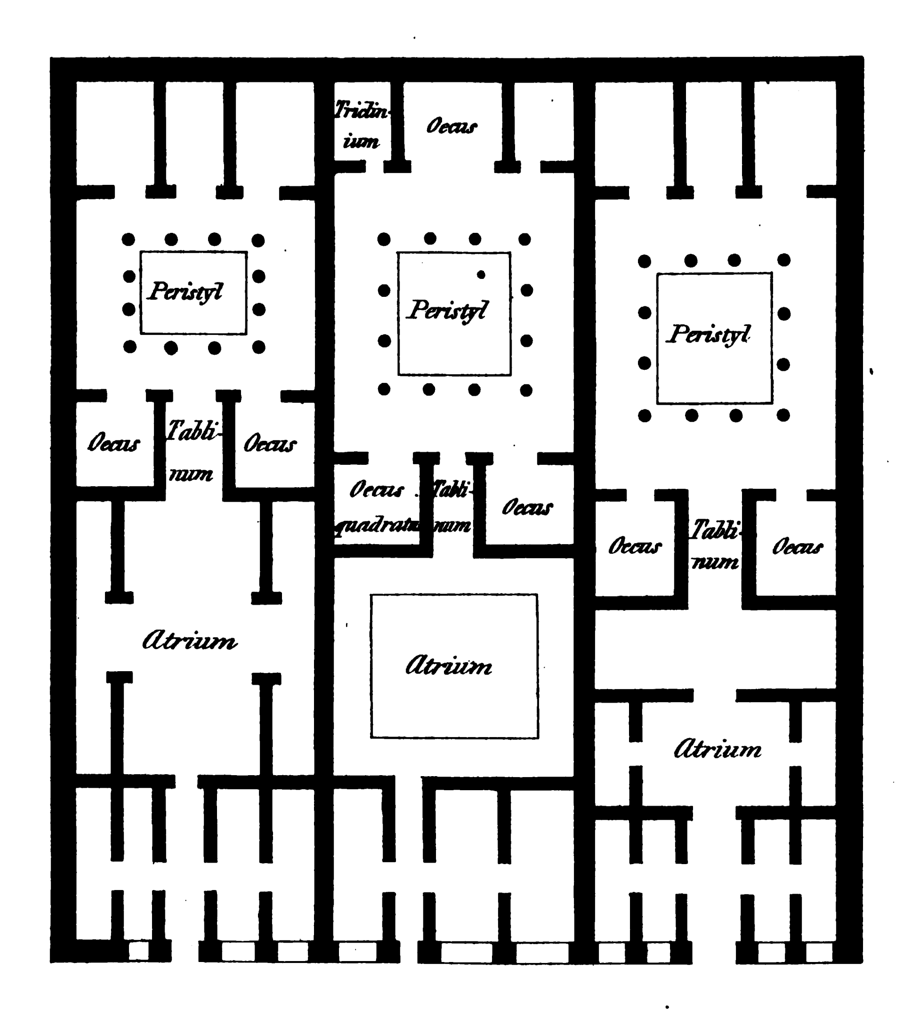
Um nun auch dem Leser einige Wohnhäuser aus Rom selbst vorzuführen, haben wir auf Blatt 42 und 43 einige Grundrisse gebracht, die Rosengarten in seinem Werke „Architektonische Stylarten“ mittheilt.

Aus dem dreifachen Grundriss auf Blatt 42 ersehen wir auf den ersten Blick eine ganz analoge Ausbildung des römischen Wohnhauses zu Rom: ein zweifacher Mittelpunkt, um welchen sich je ein Bestandtheil des römischen Wohnhauses gruppirt.

Auf Blatt 43 reproduciren wir den Grundriss des muthmasslichen Hauses vom Kaiser Augustus. Auch in diesem finden wir uns mit leichter Mühe zurecht.

So glauben wir denn hiermit eine genügende Menge von Ausbildungen des römischen Wohnhauses vorgeführt zu haben. In der mannigfachen Ausbildung des Wohnhauses aber sehen wir den Reichthum des Grundgedankens, welcher, scheinbar so einfach und doch in Wahrheit so vielfältig und unerschöpflich ist!

Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.



Pläne dreier Wohnhäuser in Rom.

G. Knapp, Verlhdlg. Leipzig. A. Meyer, Lith. A. Halle a/S.

